

Weißes Programm im 33. Jahr Suhrkamp

Ruth
Andreas-Friedrich
Der Schattenmann
Tagebuch-
aufzeichnungen
1938-1945



**SUHRKAMP
LESEEXEMPLAR
FRÜHJAHR '83**

Gebunden DM 20,-
Erscheint am 23. 2. 83
ISBN 3-518-04466-4

Ruth Andreas-Friedrich

Der Schattenmann

Tagebuchaufzeichnungen

1938-1945

Suhrkamp

Neudruck 1983
© Suhrkamp Verlag Berlin 1947
Alle Rechte vorbehalten durch den
Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M.
Druck: MZ-Verlagsdruckerei, Memmingen
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 15

*Für Andrik
den geliebten Freund
Leo Borchard*

Vorwort

Dieses Buch will kein Kunstwerk sein. Dieses Buch ist Wahrheit. – Als am 10. November 1938 die Synagogen brannten, entstand in mir der Entschluss, es zu schreiben. Seine Aufzeichnung, die Sammlung seines Materials und seiner Unterlagen erfolgte Tag für Tag in den Jahren 1938 bis 1943. Ich habe nicht die Absicht, politische Heldentaten zu zeigen, Verschwörungen aufzudecken oder von bewaffnetem Widerstand gegen Gestapo und Hitler-Tyrannie zu erzählen. Der ganzen Welt ist es bekannt, dass wir Hitler nicht beseitigt, Goebbels nicht gestürzt, Göring nicht umgebracht haben. Nur wenige aber wissen, warum das alles nicht geschah.

Zwölf einhalb Jahre lang hat das deutsche Volk hinter Gefängnismauern gelebt. Was in Wirklichkeit hinter diesen Mauern vor sich ging, ist fast nie an die Öffentlichkeit gedrungen. Es gab viele Nazigegner in Deutschland. Sie, die seit Beginn des Regimes als Nichtjuden gegen Partei und Hitlertum standen, glaubten es nicht verantworten zu können, die allzu wenigen Emigrationschancen, die die Welt den Bedrohten und Verfolgten zur Verfügung stellte, für sich in Anspruch zu nehmen. Freiwillig blieben sie im Lande. Sie ahnten, was kommen würde. Sie wussten von allen Greueln, die geschahen, wenn auch immer nur gerüchtweise. Und eben, weil sie es wussten und ahnten, fühlten sie sich verpflichtet, an Ort und Stelle ihre Kräfte einzusetzen, damit wenigstens nicht jedes Unrecht, das geplant war, zur Auswirkung käme.

Viele unter den Bedrohten hätten die Auswanderung nicht geschafft, wenn alle Hitlergegner vor ihnen das Land verlassen hätten. Unzählige Untergetauchte und Verfolgte hätten ohne fremde Hilfe nicht bis zum Ende durchhalten können. Wie schwer es war, zwischen Bomben und Trümmern, bespitzelt, verdächtigt, durch Verordnungen eingeengt, abgetrennt von der Wahrheit, einzig und allein auf Gerüchte angewiesen, oft ohne Verkehrsmittel, ohne Strom, Gas, Wasser und Telephon, selbst die einfachsten Hilfsak-

tionen durchzuführen – das aufzuzeigen ist die Absicht meines Buches. Denn wenn die Völker einander lieben wollen, müssen sie zuvor lernen, einander zu verstehen.

Heute gilt Deutschland als Enfant terrible in der Welt. Man ist geneigt, das ganze Volk mit den Untaten seiner Führung zu identifizieren, Tausende und aber Tausende jedoch haben mit diesen Untaten nicht das geringste zu tun. Sie haben, im Gegenteil, jahraus, jahrein Leben und Freiheit dafür eingesetzt – ohne Hilfe fremder Staaten, ohne Unterstützung irgendeiner Organisation oder mächtiger Parteistellen –, wo immer sie nur konnten, der Menschlichkeit zu dienen.

Von diesen Deutschen aus allen Schichten und Kreisen, von ihrem Leben und ihrer Arbeit ist hier die Rede. Ich habe mit Absicht auf jede nachträgliche Korrektur verzichtet. Manches Gerücht von damals ist zwar inzwischen aufgeklärt, manches ungenau Überlieferte jetzt durch Presse und Rundfunk richtiggestellt worden. Doch gerade die Unklarheit über das tatsächliche Geschehen ist ein so charakteristisches Merkmal jener Zeit, dass es ihre lebensgetreue Darstellung verfälschen hiesse, wollte man hier nachträglich etwas abändern.

Dieses Buch kann seinen Zweck nur dann erfüllen, wenn es Wort für Wort ehrlich ist. Möge es als Zeugnis in die Welt hinausgehen, dass auch unter Hitlers Regime in Deutschland Menschen gelebt haben, die es nicht verdienen, dass man um einer verantwortungslosen Regierung willen sie und ihr ganzes Volk verachtet! Dann werden diese Aufzeichnungen – und das ist ihr Ziel – vielleicht in bescheidenem Masse dazu beitragen helfen, das tiefgesunkene Ansehen des deutschen Volkes in der ganzen Welt um ein winziges wieder zu heben.

*Berlin, im Oktober 1945
Ruth Andreas-Friedrich*

Berlin. Dienstag, 27. September 1938

Die Menschen sehen heute anders aus als gewöhnlich. Irgendwie riecht es in der Luft beunruhigend nach Sensationen. Ich biege mit Karla Simson in die Leipziger Strasse ein. Jeder, der an uns vorbeiläuft, scheint angestrengt über etwas nachzudenken. Über etwas sehr Unerfreuliches offenbar. «Herrn Goebbels' ‚Land des Lächelns‘ präsentiert sich wieder mal von der vorteilhaftesten Seite», stellt meine Freundin ironisch fest. «Sieh dir bloss diese belämmerten Gesichter an! Was hältst du von einem Schnaps?» Ich halte etwas davon. Ich halte immer etwas von Schnaps. Besonders, wenn ich acht Stunden lang in der Redaktion Artikel redigiert habe. Karla hakt mich ein. «Also los – zum Kaiserhof!»

Wir überkreuzen die Mauerstrasse. Es beginnt dämmerig zu werden. Wie graue Schatten huschen kurz hintereinander ein paar Wehrmachtsautos um die Ecke und entfernen sich schnell nach der Wilhelmstrasse zu. «Es liegt in der Luft eine Sachlichkeit. Es liegt in der Luft eine Stachligkeit. Es liegt in der Luft, es liegt in der Luft, und es geht nicht mehr raus aus der Luft», summe ich gedankenlos. Komisch. Was man so, ohne an etwas zu denken, vor sich hinsummt, trifft fast immer den Nagel auf den Kopf! Selbst Freud könnte seine Freude daran haben. «Ahnst du eigentlich, was hier gespielt wird?» erkundige ich mich. Die Anhäufung nervöser Gesichter beginnt mich unruhig zu machen. Karla zuckt die Achseln. «Bestimmt nichts Gutes – woher sollte es auch!»

Dann sind wir am Kaiserhof. Auf dem Platz vor der Reichskanzlei stehen etwa zweihundert Menschen. Nicht mit den strahlenden Gesichtern der Provinzler, die dort tagaus, tagein das Pflaster treten, um aus Berlin als schönste Erinnerung einen «Blick auf den Führer» heimzutragen. Was sich hier zusammengefunden hat, scheint wenig geneigt, seiner Begeisterung in Siegheilrufen Luft zu ma-

chen. Stumm, die Hände in den Taschen, die Schultern wie fröstelnd ein wenig hochgezogen, steht die Menge und wartet. Auf was? Auf wen?

Die Bar vom Kaiserhof ist um diese Zeit ziemlich leer. Wir setzen uns in eine Ecke und bestellen zwei Martini. Dann nochmals zwei und wieder zwei. «Du», meint Karla schliesslich und fischt nachdenklich die letzte Olive aus ihrem Glas, «ich glaube, wir sind hier fehl am Platze. Die Weltgeschichte spielt sich draussen ab.» Ihre Prognose klingt einleuchtend. Schon seit etlichen Minuten tönt von der Strasse her ein dumpfes Rumpeln und Poltern, als rollte eine unaufhörliche Kette schwerer Lastwagen über das Pflaster. «Also gut, mischen wir uns unter das Volk», schlage ich vor. «Aber bitte getrennt, sonst passiert ein Unglück.» Ich kenne Karlas Neigung, wenn irgendeine gleichgestimmte Seele in der Nähe ist, den Mund nicht halten zu können. Und ich verspüre wenig Lust, mich im Angesicht der Reichskanzlei wegen zersetzender Äusserungen verhaften zu lassen.

Es ist inzwischen fast dunkel geworden. Auf dem Zietenplatz steht noch immer dasselbe Häuflein Menschen. Dicht aneinandergedrängt, starren sie mit angespannten Gesichtern auf den ununterbrochenen Zug, der, von den Linden kommend, am historischen Balkon vorüberfährt. Kanonen, Gepäckwagen, Pferde, Panzer, Soldaten. Soldaten ohne Ende. Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, die Blicke regungslos geradeaus gerichtet, sitzen sie in ihren Sätteln, hocken auf Kutschböcken und Protzen, stampfen klirrend über den Asphalt.

Oben öffnet sich die Balkontür. Hitler tritt heraus. Barhäuptig, die Hände in den Taschen seiner Litewka, geht er rasch bis zur Brüstung. In ehrerbietigem Abstand folgen ein paar Offiziere. Ich erkenne Raeder, sehe im Dämmerlicht die Goldstickereien mehrerer Generalsuniformen. Verstohlen beobachte ich die Gesichter der Umstehenden. Verkniffene Lippen, gerunzelte Stirnen. Sie stehen wie geprügelte Hunde. Mit jenem genierten Blick der Schuldbewussten, die genau wissen, dass sie nicht wollen, was sie eigentlich sollen müssten. Nirgends hebt sich eine Hand. Ja, warum brüllen

sie nicht, wie sie immer brüllten? Hinter mir zupft mich jemand am Mantel. «Bestellt und nicht abgeholt», tuschelt Karla. Das Mädchen ist unverbesserlich. Als ob sie nicht wüsste, dass wir seit fünf-einhalb Jahren unter Spitzelregime stehen. Wenn nun einer... Doch niemand kümmert sich um uns. Die Panzer rollen, die Menschen schweigen, und unbejubelt verschwindet der «Führer» vom Balkon. Weissbehandschuhte SS-Leute schliessen die Tür, ziehen hinter den Scheiben die Gardinen zusammen.

Mir ist nicht wohl zumute. Wenn ich hier bloss schon heraus wäre, denke ich, weit weg und allein, nicht eingezwängt in diese stumme, hilflose Abwehr! Neben mir schnaubt sich ein junger Arbeiter geräuschvoll die Nase. «Wenn det nich Krieg heisst, fress ick 'n Besen», knurrt er zwischen den Zähnen. Sein Nachbar, ein etwa fünfzigjähriger Briefträger mit Dienstmütze und Tasche, blickt sich vorsichtig um, ehe er ein zustimmendes Nicken wagt. «Und wir sind die Dummen», flüstert er – und erschrickt selbst über so viel Bekennermut. Als er merkt, dass ich ihn beobachte, schweigt er verstört. Ich lächle, so nett ich nur kann, trete ihm sogar ein bisschen auf den Fuss, bloss um freundlich «Pardon» sagen zu können und ihm durch dieses «Pardon» meine Gesinnungsverbundenheit anzudeuten. Dann schlängele ich mich aus der Menge. Am nächsten Laternenpfahl erwartet mich Karla, «'s ist Krieg, 's ist Krieg, und ich begehre, nicht schuld daran zu sein», deklamiert sie. – «Ich auch nicht», seufze ich. «Aber es wird uns nichts übrigbleiben.»

Kein Zweifel, Hitler will den Krieg. Was wir eben gesehen haben, war ein «Test». Eine Prüfung der Volksstimmung. Trägt das Eis? Oder trägt es noch nicht? Wir haben «Nein» gesagt – Gott, was rühme ich mich! – «Nein» gedacht! Wir meinen Nein. Und wir wollen nicht. Aber was bedeutet unser Wollen? Was bedeutet es schon im Naziregime, wenn zweihundert Menschen so tun, als ob sie eine Meinung äussern! Und dabei doch nichts anderes zuwege bringen als den kläglichen Mut, Herrn Hitler auf seinem Balkon zu

übersehen! Morgen wird Krieg sein. Morgen-wird-Krieg-sein. Unsere Schritte hallen im Takte der Worte.

Am Potsdamer Platz trennen wir uns. «Adieu», sage ich zerstreut. Ich habe keine Lust, nach Hause zu gehen. So renne ich durch die Strassen. Begreifen die Menschen überhaupt, wozu man sie vergewaltigt? In den Kneipen sitzen sie wie jede Nacht. Trinken ihr Bier, ihren Korn, und über der Theke steht: «Der Deutsche grüsst mit Heil Hitler!» Daneben vergilbt ein Spruch: «An Gottes Segen ist alles gelegen.» Und ein grellfarbenedes Reklameplakat: «Dornberg-Liköre sind die besten.» Nein, ich mag nicht mehr! Warum müssen wir in den Krieg, wenn wir Frieden wollen? Warum machen fast alle Menschen das, was sie im tiefsten Herzen ablehnen?

Als ich kurz nach eins bei Hiller hineinschaue, finde ich dort Heinrich Mühsam. Er sitzt in einer Ecke, den Tisch bedeckt mit einem Haufen von Papieren, und schreibt. Briefe an sich selbst – vielleicht auch an mich. Wie jeden Abend. Seit ihn der Verlag wegen nicht-arischer Abstammung hinausgeworfen hat, entdeckt er mit Hilfe der Strassenbahn Berlin, grübelt darüber nach, warum ihn die Frauen nicht mögen, und verstreut seine Klugheit, seinen Charme und seine Tatkraft ins Leere. Er war Redakteur bei uns. Jetzt verzehrt er die Rente, die ihm ein Verkehrsunfall einbrachte, und wartet aufs Vierte Reich. Wartet, wartet und findet den Absprung nicht. Ich mag ihn gern, den Dr. Mühsam. Wir sprechen die gleiche Sprache. Wenn wir uns am Tisch gegenüber sitzen, lieben wir uns beinahe. Nur küssen mag ich ihn nicht. Aber das wage ich ihm nicht zu sagen. Man kann nicht Leute kränken, die es ohnehin schwer genug haben. Dr. Mühsam ist nicht schön. Wenn er nachdenkt, wird seine Nase dick und glänzend. Er hat strähniges Haar und einen immer verknautschten Anzug. Manchmal denke ich, man müsste ihn nur mal richtig auslüften. Aber es lüftet ihn niemand aus. Um drei Uhr bringt er mich nach Hause. Im Taxi bemühe ich mich, sehr sachlich zu sein. Als ich später allein bin, schäme ich mich meiner Sachlichkeit.

Berlin. Mittwoch, 28. September 1938

Natürlich habe ich die Zeit verschlafen. Vom Markuskirchturm schlägt es neun Uhr, als ich die Augen öffne. Mir ist wohl zumute, friedlich und heiter. Wie es einem meistens geht, wenn man sich noch nicht aus dem Schlaf heraus- und in den Tag hineingefunden hat. Bis einem plötzlich einfällt, dass es da irgend etwas gibt – etwas Drohendes und Unbehagliches. Eine Last auf der Seele, an die man sich zwar nicht genau erinnert, von der man aber weiss, dass sie einem gleich wieder gegenwärtig sein wird. Unangenehm gegenwärtig! Wie der Schmerz, wenn die Morphiumwirkung aufhört. Was ist es doch? Krieg ist es! Wie ich das habe vergessen können! Seit fast einem Monat hängt die Gefahr über unseren Köpfen. Mit dem grossen Aufklärungsfeldzug über das volksdeutsche Martyrium im Sudetenland hat es begonnen. Erst in Kleindruck auf der letzten Zeitungsseite, dann mit Riesenschlagzeilen auf der ersten. Geschändete Mütter, ihr Kind an der Brust, schwangere Frauen, von «tschechischen Bestien» verfolgt. Ein Kreuzweg des Jammers. Nie hatten wir gehaut, dass es im zivilisierten Europa solche Scheusslichkeiten gäbe. Als dann noch die Wochenschau bemüht wurde, die Greuel im Bilde einzufangen, strichen die meisten vor so viel greifbarer Demonstrierung die Segel. Und es gab wenige, die sich zweifelnd fragten: Wie mag es der Kameramann fertiggebracht haben, inmitten dieses Aufruhrs ungerührt seinen Film zu drehen? Sogar unserer verständigen Putzfrau, verschworener Nazi-feindin seit 1933, rinnen die Tränen stromweise übers Gesicht, als sie im Radio den sudetendeutschen Flüchtlingsberichten lauscht. «Nanu, Frau Kramm, fallen selbst Sie auf diesen Propagandatrick herein?» frage ich erstaunt. – «Ich weiss ja, dass alles gelogen ist», schluchzt Frau Kramm, «aber es ist doch so traurig!» Es ist auch traurig! Das Lügen ebenso sehr wie das Belogenwerden. Das Sudetenland soll «heim ins Reich». So hates sich Herr Hitler in den Kopf gesetzt. Es soll ebenso eingegliedert werden wie Österreich und das Saargebiet. Gibt man es ihm nicht friedlich,

nimmt er es sich im Krieg. Die Panzer rollen, und wer nicht selbst denken kann, den fängt die Propaganda ein.

Nun weiss ich wieder alles. Und es legt sich wie ein Alpdruck auf meine Seele. Aber was nützt es! Man kann nicht bis zehn Uhr im Bett liegen und grübeln. Einmal muss der Mensch auch aufstehen. Mechanisch schlüpfte ich in die Hausschuhe, in den Bademantel und unter die Brause. In der Wohnung herrscht Totenstille. Seit fünf Monaten bin ich Besitzerin eines Leerzimmers in der Siedlung am Wasserturm. Der Hauswirt hat jeden Raum einzeln an Berufstätige vermietet. Mit Bad- und Küchenbenutzung. So haben wir alle ein Zuhause. Und keiner ist mehr genötigt, in seinen Mussestunden greuliche Öldrucke anzustarren oder sich als Einbrecher in fremder Leute Familienleben zu fühlen. Jetzt sind sie sämtlich ausgeflogen, die hier Dach, Badewanne und Kochherd mit mir teilen. Der eine hockt hinter dem Schreibtisch, der andere auf dem Katheder. Lauter fleissige Leute, die dem Tage geben, was des Tages ist. Wirklich, es wird höchste Zeit, dass auch ich ...

Da klingelt es an der Haustür. Viermal hintereinander. Das gilt mir. Ich stürze in den Bademantel, renne zum Gang und – stehe vor Karla. «Mensch-abgeblasen!» keucht sie atemlos. – «Was – wo – wer?» Mein Begriffsvermögen scheint auszusetzen. – «Na, der Krieg natürlich», erklärt Karla ungeduldig. Ich verstehe noch immer nicht. – «Du scheinst etwas mitgenommen», sagt meine Freundin gönnerhaft. – «Wenn du wenigstens erlauben würdest, dass ich erst in die Kleider komme und einen Tee aufsetze», murmele ich entschuldigend. Karla erlaubt. Zähneputzen, Anziehen, Tee aufbrühen, Brot holen. Stumm hockt Karla im Sessel. Sie weiss, dass mein Gehirn vor der ersten Tasse Tee schwer ansprechbar ist.

Aber dann kommt es wie eine Kaskade. «Also kein Krieg! Frieden! Echter, ehrlicher Frieden! Morgen soll er ausgehandelt werden. In München. Zwischen Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain. Ich weiss es authentisch.» «Authentisch» ist das Schlagwort unserer Zeit. Sagen wir: eines der unzähligen Schlagworte. Das Bekenntnis zur Ehrlichkeit gegen Greuelmärchen und Flüsterpropa-

ganda. In diesem Falle heisst die «Ehrlichkeit» Erich Tuch, Vetter von Karla Simson und sogenannte «rechte Hand» eines der meistgenannten Nazibonzen. Wenn einer etwas authentisch weiss, dann ist er es, der täglich und stündlich mit beiden Händen in der Weltgeschichte herumrührt. Er rührt, rührt – und denkt sich sein Teil. Aber das wissen die Nazis nicht. Und dürfen es auch nie erfahren. «Also, rede schon», flehe ich Karla an. – «Erich war drin, als wir draussen standen! Alles hat er gesehen! Alles! Sogar uns! Unter den zweihundert Menschen auf dem Platz vor der Reichskanzlei. Gerade da stand der Krieg auf des Messers Schneide. Hitler trat auf den Balkon, um seinen Soldaten den Feldgruss zu geben. Niemals war er so entschlossen, im Sturm zu nehmen, was man ihm friedlich verweigert. Wir haben geholfen, ihm das zu versalzen. Mit unseren mürrischen Gesichtern und unseren unerhobenen Händen. Dreissig Minuten hat er nach seinem Abtritt noch hinter der Gardine gestanden und unsere Abneigung zur Kenntnis genommen. Während Goebbels, den Hut in die Stirn gedrückt, im geschlossenen Auto kreuz und quer durch Berlin fuhr und die Volksstimmung prüfte. Da hat es sich entschieden. ‚Mit so was lässt sich kein Blumentopp gewinnen‘, würde der Berliner sagen – geschweige denn ein Krieg führen, stellten die Nazis fest. Und also gingen sie in sich und vertagten die Sache. Pass auf, ab morgen verschwinden die gequälten Volksdeutschen aus allen Zeitungen. Wir dürfen wieder friedlichere Töne anschlagen, und alles erweist sich als Sturm im Wasserglas.»

Karla verstummt. Von dem gewaltigen Absturz der Spannung ist ihr ebenso flau im Magen wie mir. Benommen gehe ich ans Radio und stelle den Prager Sender ein. Vysherad – Vysherad tönt klagend das Pausenzeichen. Dann singen Männer einen schwermütigen Choral. Es klingt wie das Totenlied über einem gemordeten Opfer. Vysherad – Vysherad. Mir zieht sich das Herz zusammen. Den Rest des Tages gehe ich wie im Traum umher. Die Überspannung der letzten Wochen hat uns sogar den Schwung zur Freude

geraubt. Vysherad – Vysherad. Krieg oder Frieden? Beides erscheint mir gleich schrecklich und schuldbeladen.

Berlin. Donnerstag, 29. September 1938

Erich Tuch ist mit seinem Chef nach München geflogen. Noch heute erwartet man die Entscheidung. Unsere Leitartikelredakteure sitzen mit gespitzter Feder. In allen Schriftleitungen herrscht Hochbetrieb. Bis zur letzten Sekunde spart man den Raum für die Schlagzeilen. Morgenausgabe – Mittagsausgabe – Abendausgabe. Immer noch nichts. Immer noch nichts. Wir hocken neben dem Radio. Ohne Pause klingeln die Telephone. Vor lauter Nervosität raucht man eine Zigarette nach der andern. Hitler konferiert mit Mussolini. Geheim – noch geheimer. Ganz geheim. Die Achsenbrüder sind wieder mal ein Herz und eine Seele. Der dicke Hollner, unser Feuilletonschriftleiter, flattert wie ein Unglücksrabe von Zimmer zu Zimmer, schüttelt den Kopf und krächzt: «Kinder, Kinder, wenn das man gut geht! Zwei Wölfe gegen zwei Lämmer. Frage ich euch, wer frisst da wen?»

Es ist sonderbar. Jeden Tag rollen aus diesem Haus hunderttausend Zentner bedruckten Papiers. Spülen eine Sturzflut nationalsozialistischer Propaganda über die Menschheit. Und doch gibt es kaum einen unter dem Dach, der ja sagt zu dem, was er schreibt, setzt, druckt, redigiert oder als Botenjunge durch die Gänge trägt. Solange die Wände noch keine Ohren haben, greuert man zu zweien oder in Grüppchen hinter allen Türen. Die paar Hundertprozentigen sind bekannt, werden hofiert und – gemieden. Man warnt vor ihnen, schweigt oder wechselt das Thema, sobald sie ins Zimmer treten. Keiner aber wagt es, ihnen ins Gesicht zu sagen, was er denkt, was ihn drückt und wovor er zittert. Die Gewissensakrobaten unter uns sind der Meinung, dass jeder, der Augen habe, es zwischen den Zeilen lesen müsse, wie sehr ihre Feder sich sträube, die befohlenen Lügen niederzuschreiben. Ich kann mir nicht helfen. Ich lese nichts zwischen den Zeilen. Wenn überhaupt in ihnen ein Pulsschlag klopft, dann höchstens der eines Hasenherzens. Aber

wo soll der Mut herkommen, wenn der Verlust des Kopfes darauf steht, ihn zu bezeugen! Wer im Glashaus sitzt, darf nicht mit Steinen werfen. Bekennermut in der Diktatur wird von anderen Gesetzen regiert als Opposition in einer Demokratie. Diese Weisheit haben weder Herr Chamberlain noch Herr Daladier bis heute begriffen. Und ob es ein sittlicher Gewinn ist, dass wir dahintergekommen sind? Wer weiss?

Berlin. Freitag, 30. September 1938

Sie haben es doch geschafft. Die Wölfe gegen die Lämmer! Mit Fanfarengetöse wurde es spät in der Nacht bekanntgegeben. Bis zum 10. Oktober räumen die tschechischen Truppen das Sudetenland. Frankreich, England, Italien und Deutschland sind übereingekommen, die Sudetengebiete an das Reich abzutreten. Vyshera – Vyshera. Dein Ruf hat vergebens getönt! In München steht das Volk vor Begeisterung Kopf. Und Daladier genießt mit kindlichem Vergnügen den Divaransch, Dutzende von Malen vor den Vorhang treten zu dürfen. Das heisst, richtiger gesagt, auf den Balkon. Demokratien pflegen ihre Staatsmänner nicht zu verwöhnen. Kein Wunder, dass ihm das rhythmische Siegeheil unserer applaus-trainierten Massen betörend in den Ohren klingt. Unsere hohen Herren gönnen ihm den Spass und reiben sich die Hände. Dieses Schäfchen ist ins Trockene gebracht. Wir dürfen die volksdeutschen Greuel vom Programm absetzen und wieder zu innerpolitischen Aufgaben zurückkehren. Es lebe die wohlausgerichtete Presse!

Berlin. Samstag, 15. Oktober 1938

Die Tage gehen weiter, die Arbeit geht weiter. Alles scheint sich wunderbar beruhigt zu haben. Man trinkt wieder täglich seinen Kaffee bei Schmitt, ärgert sich über Kleinigkeiten und ist geneigt, im Alltag auf- und unterzugehen. Als ich aber gestern Abend Dr. Mühsam bei Hiller treffe, macht er ein besorgtes Gesicht, starrt tief-sinnig auf seine zwischen Weingläser und halbgeleerte Schüsseln ausgestreuten Briefblätter und seufzt: «Mir gefällt diese Stille

nicht. Die Stille noch weniger als der Sturm.» Sein unbelehrbarer Pessimismus verdriess mich ein wenig. «Immer nur meckern hat auch keinen Sinn. Was haben Sie denn jetzt wieder auszusetzen?» Er schüttelt den Kopf. «Gar nichts auszusetzen! Nur logisch zu folgern. Sehen Sie: Was tut ein Diktator ohne Erfolge? Ich meine: ohne sichtbare Erfolge. Er setzt sich selbst ausser Kurs. Nur Könige oder liberale Staatspräsidenten können es sich leisten, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Tyrannen aber sind Getriebene. Rastlose Wanderer zwischen Hosianna und Kreuzige. Soll ihnen nicht selbst der Atem ausgehen, müssen sie andere in Atem halten. Massen wollen Zirkus und Brot. Ist die aussenpolitische Galanummer abgelaufen, springt der Clown aus dem Kasten. Wissen Sie, wer der Clown ist? Es ist der deutsche Jude! Ahasver füllt den Zwischenakt. Ahasver muss wieder mal herhalten. Wie schon tausendfach in der Weltgeschichte. Glauben Sie mir: Sie werden ihn so bemalen und ausstaffieren, dass keiner mehr unter der Fratze sein weinendes Antlitz erkennt. Der Jude ist an allem schuld. Tretet ihn! Prügelt ihn! Lacht über ihn! Über den armen Mann, der die Ohrfeigen bekommt.» – «Ja, aber wieso denn?» – «Wieso denn?» grollt Dr. Mühsam und wischt sich den Schweiß von der Nase. «Ja, sind Sie denn blind? Sehen Sie nicht, was sich da schwelend unter der Decke vorbereitet? Wie die ‚Stürmer‘-Kästen dutzendweise aus der Erde schiessen? Wie eine antisemitische Massnahme die andere jagt? Ausscheidung der Juden aus dem deutschen Volkskörper. Mischehen zwischen Deutschen und Juden verboten. Der Jude kann nicht Reichsbürger sein. Völlige Ausschaltung aus dem Kulturleben. Keine jüdischen Schriftsteller, Maler, Schauspieler, Zeitungs- und Filmleute. Erst sind wir abgetreten. Jetzt werden wir isoliert. Und nach der Isolierung kommt die Ausmerzung. Das folgt wie das Amen in der Kirche.» Er giesst ein Glas spanischen Weisswein hinunter und lächelt. «Wenn man nur nicht schon hundert Jahre in diesem geliebten Lande zu Hause wäre!»

O Gott, wie ich jenen Jammer kenne! Dieses verzweifelte Sichaufbäumen gegen Rasse- und Blutgesetz! Darf nicht jeder da zu Hause

sein, wo er zu Hause sein will? Als ich klein war, habe ich niemals das Wort Jude gehört. Man unterschied gute Menschen und schlechte Menschen, anständige und nichtanständige, liebenswerte und ablehnenswerte. Dass wir «Jude» sagen und «Arier», beweist nur, wie sehr selbst die Andersdenkenden sich schon von der menschlichen Wertung entfernt haben. In Amerika ist jeder Zugewanderte nach einer Generation Amerikaner. In Russland ist er Russe. Warum? Weil ihn die Landschaft formt, in der er aufwächst. Weil ihn die Sprache formt, die er spricht. Nicht nur das Sauerkraut, das er isst, nicht nur der Schnee, der winters auf seinem Dach liegt, sondern auch die Wolken, die hoch oder niedrig über seinen Horizont ziehen, die Atmosphäre, in der er atmet, die Art, wie man in seiner Umgebung Tote begräbt, Fische auf dem Markt verkauft oder seine Liebessehnsucht äussert. Hundert Jahre Wiener Strudel zu essen, zählt viel! Hundert Jahre über märkischen Sand zu laufen, macht, dass man märkischen Sand mehr lieben muss als alles andere auf der Welt. «Heimat ist dort», sagt Dr. Mühsam, «wo an der Mauer geschrieben steht: Taule is doof». Wo man Murmeln gespielt hat und Räuber und Gendarm. Alle Hitler der Erde können einem das nicht wegnehmen.» – «Wegnehmen nicht, aber sehr verdunkeln.» Mir fallen die unzähligen Auswanderungen ein, die ich seit 1933 mitgemacht habe. Wer sich irgend losreißen konnte, ist längst davongezogen. Nach den Vereinigten Staaten, nach Bolivien, nach Sumatra. In aller Herren Länder haben sich die Freunde verstreut. Wohl denen, die noch mit einem blauen Auge davongekommen sind, die nicht mehr einbüssten als einen fünfundsiebzigprozentigen Verlust ihres Vermögens! Geld kann man wieder verdienen, Vermögensverlust lässt sich verschmerzen. Menschliche Kränkung nie.

Und wie wurden sie gekränkt! Dumm und sinnlos. Da war die Sache mit meinen Vize-Eltern. Als die Nürnberger Gesetze herauskamen, rüsteten sie zum Aufbruch. Weiss Gott nicht mit leichtem Herzen. Fünf Jahre lebte ich an ihrer Seite. Fünf Jahre habe ich nur Gutes von ihnen erfahren. Ich und alle, die zu ihnen kamen. Sie

hielten eine Köchin, ein rührendes Faktotum. Bei seiner Ausreise hatte mein Vize-Vater das Pech, noch nicht sechzig Jahre alt zu sein, die Köchin das Malheur, um sechs Monate unter dem kanonischen Alter zu liegen. Da entschied das Gesetz, dass jüdische Männer Lüstlinge seien, die es unbedingt auf die Tugend ihrer arischen Hausangestellten absehen müssten. Und trotz seines tadellosen Leumunds, trotz des zwölfjährigen Dienstverhältnisses und einer vorgelegten Fahrkarte nach Amerika musste mein Vize-Vater das eigene Haus räumen. Musste für die letzten zwei Wochen seines Aufenthalts in Europa als Logiergast zu Freunden übersiedeln. Nur, weil das Schlafzimmer der Hausangestellten nach amtlichem Zollstock weniger als zehn Meter von dem seinen entfernt lag. Auf neun Meter Anmarsch also schätzte man die jüdische Sinnlichkeit. Zehn Meter waren selbst für arisches Vorstellungsvermögen zuviel. Hätte ich es nicht erlebt, ich würde es niemals geglaubt haben. Das ist es ja. Die Allgemeinheit erfährt fast nie von diesen Dingen. Wer keinen jüdischen Umgang hat, bleibt ahnungslos. Sagt man es ihm, dann glaubt er es nicht. Zu lächerlich klingt dieses Märchen, zu unwahrscheinlich. Und nur die ganz Beflissenen haben sich bisher an das Unwahrscheinliche gewöhnt. An die Maske des Clowns, der aus dem Kasten springt.

Dr. Mühsam hat recht, das Spiel geht weiter. Mit dem Abtreten allein ist es nicht getan. Noch während man die Fanfare für die Galanummer bläst, wird hinter den Kulissen der Zwischenakt vorbereitet. Jedes jüdische Geschäft ist bis zum ... mit weisser Aufschrift namentlich zu kennzeichnen. Alle jüdischen Einwohner werden der Gestapo gemeldet, registriert und in Listen zusammengefasst. Wehe, wenn man das Zeichen geben wird, diese Platte in Gang zu setzen! Ich blicke mich ängstlich um. Drückt nicht irgend jemand bereits auf den Knopf?

«Sie sollten doch schauen, hinauszukommen», dränge ich meinen Freund. Und als wir im Taxi nach Hause fahren, vergesse ich, dass ich ihn eigentlich nicht küssen mag, und ich küsse ihn. Viele Male. Denn er erbarmt mich ...

Berlin. Donnerstag, 27. Oktober 1938

Andrik Krassnow ist zurückgekommen. Von seiner Gastspielreise durch Schweden. Gestern erschienen die Freunde zur Wiedersehensfeier. Wie immer gab es Gespräche ohne Ende, Rätselraten über die Zukunft und leidenschaftliche Diskussionen «zur Lage».

Andrik und ich gehören zusammen. Schon seit sieben Jahren. In unserem Appartementhaus bewohnt er mein Nebenzimmer. Er ist Dirigent und lebte lange in Finnland. Gemeinsam sassen wir am Radio, als am Abend des 30. Januar 1933 Adolf Hitlers Ernennung zum Reichskanzler verkündet wurde. Wir hatten ihn nicht gewählt. Wir haben ihn niemals gewählt – weder aus Überzeugung noch aus Angst. Wenn an den Wahltagen am späten Nachmittag die Schleppe erschienen, säumige Volksgenossen zur Wahlurne zu holen, steckten wir einen Kopierstift in die Tasche, weil man Kopierstiftkreuze nicht ausradieren kann. Und als es schliesslich gar nicht mehr um die Kreuze ging, als Flüsterpropaganda die Furchtsamen mit dem Gerücht erschreckte, es gäbe in jeder Wahlurne einen geheimen Zählapparat, der den Neinsager entlarve, da sagten wir gar nichts mehr. Da zerrissen wir den Wahlzettel in kleine Fetzen und schoben ihn unausgefüllt in den Umschlag. Den grossen Ja-Kreis und den winzigen Nein-Kreis. Mochten sie dann, wie viele behaupteten, zum guten Schluss nur die abgegebenen Umschläge zu ihren Gunsten zählen, – wir hatten ein reines Gewissen, wenn auch nicht immer ein sorgloses.

Andrik hasst die Nazis. Genau wie ich. Genau so wie fast alle Menschen in unserem Kreis. Die Betroffenen und die Nichtbetroffenen. Seit 1933 haben wir es gewusst. Alles, was kommen würde! Damals, als wir am Radio sassen. Nicht in den Einzelheiten, aber in der grossen Linie. Freiheitsberaubung, Massenhypnose, Gewalt, Sadismus, unentwegtes Strammstehen und grenzenlose Selbstbewehräucherung. Die Revolution des wildgewordenen Kleinbürgers hatte begonnen. Andrik als erster bekam ihre Folgen zu spüren. Der Rundfunk verdächtigte ihn als politisch unzuverlässig.

Weil er es wagte, ein frischgebackenes Parteimitglied an seine ehemalige Zugehörigkeit zur SPD zu erinnern. Der ehrenwerte Parteigenosse war unglücklicherweise Mitglied des Orchesters, mit dem Andrik am 20. April 1933 Hitlers Geburtstag musikalisch verschönern sollte. Das Orchester weigerte sich, unter ihm zu spielen. Man gab eidesstattlich zu Protokoll, dass man ihn für einen Ausländer halte, dass er die Juden im Orchester bevorzuge und dass er vor drei Jahren irgendwo beim Abspielen der Deutschlandhymne die Nase gerümpft habe. Er hatte nicht die Nase gerümpft. Er hatte nur geniest. Aber wer will das nach drei Jahren noch einwandfrei aufklären? Damals setzten wir Himmel und Hölle in Bewegung, den törichten Vorwurf aus der Welt zu schaffen. Man kann doch schliesslich nicht eines einzigen Niesers wegen die Karriere aufgeben. Aber wohin wir uns wandten, überall kamen wir vor verschlossene Türen. Keiner wollte sich einsetzen. Niemand für eine so läppische Sache die Gunst der herrschenden Meinung verschmerzen. So bekam der Dirigent Andrik Krassnow auf den amtlichen Listen ein schwarzes Kreuz hinter seinen Namen. Für keinen sichtbar, ausser für ihn und für mich. Man liess ihn ganz einfach nicht mehr auftreten. Und nur, wenn das Ausland ihn anforderte, bewilligte man ihm grossmütig ein Gastspiel.

Nun war er aus Schweden zurückgekommen, hatte echten Whisky mitgebracht, zwölf Schachteln Camel, geschickt durch den Zoll geschmuggelt, und einen Haufen Neuigkeiten von jenseits des Käfigs. «Thomas Mann hat ein neues Buch geschrieben. Georg Bernhard verleugnet die Voss-Tradition durch sein unwahrscheinlich niveauloses Pariser Tagblatt. Bruno Walter entfesselt im Ausland Stürme der Begeisterung. Unser Staatssekretär Schäffer ‚macht‘ jetzt in Streichhölzern. Sitzt in Schweden und stützt den Kreuger-Konzern. Brüning pendelt zwischen England und Amerika. Er denkt über seine Fehler nach und schweigt.»

Vierzig Augen hängen gespannt an Andriks Lippen. Im Zimmer steht ein Qualm, dass man die Luft schneiden kann. Aber der Qualm riecht nach Ausland – also nach Freiheit. Darum ist er gut.

Darum merkt man ihn kaum. Sie sitzen auf Stühlen und Hockern, auf Tischkanten und Sofakissen. Wo immer ein Plätzchen ist, hat sich einer zusammengekauert, Whiskyglas neben sich, Aschbecher neben sich, qualmt, trinkt und starrt tiefsinnig vor sich hin. Karla und Erich Tuch, Dr. Hollner und Hirschbergs, Angels, Levys, Dr. Mühsam, Flamm, Hinrichs und alle die andern. «Wenn uns jetzt die Gestapo hoppnähme!» unkt Hollner. Doch keiner hört auf ihn. – «Ahnen die draussen überhaupt, wie es bei uns aussieht?» erkundigt sich Karla. Andrik runzelt die Stirn. «Das ist ja das Trostlose! Wer rausgeht, wird abgetrennt. Vier Wochen Emigration, und sie haben alles vergessen. Was man schreiben darf, und was man nicht schreiben darf. Wie man helfen könnte, und wie man nicht helfen soll. Der Mensch hat nun einmal keine Phantasie für Unrecht. Was er nicht mit eigenen Augen sieht, vermag er sich kaum vorzustellen. Auch jüdische Emigranten bilden keine Ausnahme von dieser Regel. Und doch hat mehr als einer unter ihnen damals seine Stimme für Hitler abgegeben.» – Ja, das hatten sie wahrhaftig getan. Dutzende unserer jüdischen Freunde waren kurz vor der Machtübernahme auf diesen Irrtum hineingefallen. Fest überzeugt, dass er in vier Wochen abgewirtschaftet haben werde, wählten sie Adolf Hitler, damit «dieser Unfug endlich ein Ende nähme». Nicht er nahm ein Ende, sondern sie nahmen es. Auf ihrem Rücken wurde der «Unfug» ausgespielt.

Es war Hitlers bester Trick, als er sich vor das Volk hinstellte und ihm zurief: «Letzte Verantwortung vor Volk und Geschichte trägt der Führer! Ich nehme euch jene lästige Bürde ab. Werft sie auf mich – ich allein trage die Folgen.» Wird er sie wirklich tragen? Die Folgen, in der er uns seit fünf Jahren hineinsteuert? Und wenn ein Krieg käme? Kann er für uns alle sterben? Würde er für uns alle sterben? Oder nicht vielmehr einen nach dem andern in den Tod schicken? Wie aber stünde es dann mit der Verantwortung für verlorenes Leben, für menschlichen Jammer und endlosen Gram? Die

Masse durchschaut den Trick nicht – bis jetzt noch nicht. Und wir müssen ausharren, bis es der Dümme begriffen hat.

Man spricht an diesem Abend viel über jene Frage. So viel und so lange, dass man ganz vergisst, auf das übliche Thema zu kommen, das heute in allen gegnerischen Kreisen den ebenso unfruchtbaren wie permanenten Gesprächsstoff bildet. Das Thema: Blutrache an allen Naziboznen. Nicht etwa, dass dabei irgendwelche hochverräterischen Pläne geschmiedet würden. O nein! Die Deutschen sind keine Revolutionäre. Auch die deutschen Juden sind es nicht. Sonst hätte schon längst einer die Konsequenzen aus seinem Martyrium gezogen. Man malt sich nur aus, wie man, wenn alles vorüber ist, die Boznen für ihre Untaten bestrafen würde. Den Hitler, den Göring, den Ley, den Goebbels oder den Himmler. Jeder hat da seine speziellen Passionen, schildert sie in allen Details und kann sich stundenlang an solcher sadistischen Gehirngymnastik vergnügen. «Das Saure-Trauben-Spiel» nennen Karla und ich diese Beschäftigung. Gewiss, man soll nicht ungerecht sein. Irgendwo muss sich der jahrelang unter Druck gesetzte Verstand, das ewig gepeinigtes Gefühl ein Ventil schaffen. Was aber nach dem grossen Umbringen kommen soll, wie man dann den Karren aus dem Dreck zieht, darüber zerbrechen sich leider sehr wenige den Kopf. Und die, die es tun, müssen achtgeben, dass man nicht ihnen den Kopf zerbricht.

Berlin. Dienstag, 8. November 1938

Die Abendblätter berichten, dass irgendein jüdischer Emigrant auf ein Mitglied der deutschen Botschaft in Paris geschossen habe. Manche behaupten, die Sache hätte politische Hintergründe, wäre ein Racheakt des gepeinigten Judentums am nazistischen Regime. Andere munkeln von einem homosexuellen Liebesverhältnis, von Erpressung und Eifersucht. Von einem zweiten Horst-Wessel-Fall. Sonderbar, diese Gedankenverbindung mit Hitlers umstrittenem Märtyrer. Man flocht ihm Lorbeerkränze, erschlug in seinem Namen Tausende von Kommunisten, zündete den Reichstag an, nann-

te Plätze nach ihm, Strassen, Regimenter, ja sogar himmlische Heerscharen. Sein Todestag wurde zum Volksfest, sein Kampflied zur Nationalhymne. Kein Mittel hat man gespart, den ehemaligen Korpsstudenten zum obersten Heiligen der Bewegung zu machen. Und doch ist es selbst der leidenschaftlichsten Nazipropaganda nicht gelungen, ihren Helden von dem Verdacht zu reinigen, er sei im Privatleben ein recht anrühiger Bursche gewesen. Ein minderwertiges Subjekt, bei dessen Tod es keineswegs um die Ehre Deutschlands, sondern um die Unehre eines bestimmten Sexualverhaltens ging. Niemand soll behaupten, was er nicht mit Gewissheit weiss. Ich habe Horst Wessel weder persönlich gekannt noch bei seinen Liebesaffären die Lampe gehalten. Aber wenn ein Mensch der Nachwelt als kostbarstes Vermächtnis ein Lied hinterlässt, dessen Melodie laut Reichsgerichtsentscheidung einer Leierkastenmoritat entlehnt ist, und wenn er dazu noch die Worte dichtet:

Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, Marschier'n im Geist in unseren Reihen mit –
dann bin auch ich geneigt, den gotteslästerlichsten Vermutungen Glauben zu schenken. Heros oder Zuhälter? Sollte die Geschichte wirklich so einfallsarm sein, sich für ein und denselben politischen Zweck zweimal der gleichen Mittel zu bedienen? Damals die Kommunisten – diesmal die Juden. Gestern ein Zuhälter – heute ein Homosexueller. Mag das Gerücht erfunden sein – dass man es erfand, sowohl hier als auch dort, beweist, wie sehr es in der Luft liegt. Andrik grinst, als ich ihm von der Sache erzähle. «Graf, dieser Mortimer starb euch sehr gelegen», zitiert er ironisch. «Zeig mal her die Zeitung.» Er durchfliegt sie von oben bis unten. «Na, allzu wichtig scheint man es nicht zu nehmen», seufzt er erleichtert. «Kleine Notiz auf der dritten Seite. Und ohne Kommentar. Ich hatte mindestens gedacht...»

Berlin. Mittwoch, 9. November 1938
Andrik hat richtig gedacht. Über Nacht ist das Pariser Attentat zur Weltsensation geworden. «Feiger Mordanschlag des Juden Grün-

span auf den Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath», schreit es mit Riesenbuchstaben aus allen Morgenausgaben. «Weltjuda reisst die Maske vom Gesicht.» Dann folgen spaltenlange Schilderungen über Verdienst und Lebenslauf des Opfers. Jede Stunde ein neues ärztliches Bulletin. Noch scheinen die Verletzungen nicht tödlich. Wehe, wehe, wenn sie es werden sollten! Im Omnibus, auf der Strasse, in Geschäften und Kaffeehäusern wird der Fall Grünspan laut und leise diskutiert. Nirgends merke ich antisemitische Entrüstung, wohl aber eine drückende Beklommenheit, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Am Kurfürstendamm, auf der Tauentzienstrasse und der Leipziger Strasse sind die Geschäfte, die sich laut amtlicher Anordnung durch weisse Namensaufschrift als jüdische kennzeichnen mussten, auffallend leer. Man wagt wieder mal nicht... Man hat Angst, sich unbeliebt zu machen. Zu oft stand es im «Stürmer» zu lesen: «Kauft nicht bei Juden!»

Auf dem Wege zur Redaktion springe ich schnell zu Dr. Mühsam hinauf. Er sitzt an der Schreibmaschine und tippt Briefe ab. Kinderbriefe, die er selbst geschrieben hat. An seine Eltern, an seine Wärterin, an einen Jugendfreund, der inzwischen längst nach Amerika gegangen ist. Jahrgangweise liegen sie zusammengebündelt. «Liebe, gute Mutti», lese ich flüchtig irgendwo.

Man sollte nicht mehr zurückschauen. Es ist nicht gut, sich in der Vergangenheit zu verlieren, das Gewesene zum Lebensinhalt zu machen. Und doch rührt es mich, wie dieser entthronte Mann sich ein Tagewerk schafft, wie er alles daransetzt, der seelischen Auflösung des Müssiggangs zu entrinnen.

«Wird er sterben?» frage ich ihn. «Und wenn er stirbt, was dann?» – «Natürlich stirbt er. Sonst hätte das Ganze ja keinen Wert. Um ihn zu rächen, muss man erst um ihn weinen. Je grösser die Trauer, desto fanatischer der Hass. Haben Sie nicht gewusst, dass politische Zwischenfälle nur dann aufzutreten pflegen, wenn man bis zum letzten Gamaschenknopf darauf vorbereitet ist? Wenn alle Verordnungen erlassen, alle Vorkehrungen getroffen, alle Mass-

nahmen abgesprochen sind? Kein Zweifel: der jüdische Krieg steht vor der Tür. Ich für meinen Teil gedenke Pazifist zu bleiben. Mehr als sterben kann auch ein Jude nicht.» Er wendet sich wieder seiner Maschine zu. «Liebe, gute Mutti», tippt er ernst und aufmerksam. Was soll man da sagen. «Also dann auf Wiedersehen», murmele ich resigniert. Viel Trost trage ich nicht mit mir fort. Draussen ruft man die neuen Zeitungen aus. «Befinden Ernst vom Rath verschlechtert.» Als ich bei Grünfeld durch die Drehtür gehe, scheint es mir fast, als beträte ich ein Sterbehaus.

Berlin. Donnerstag, 10. November 1938

Um sieben Uhr früh läutet es. Achtmal – neunmal – zehnmahl hintereinander. Als schläge jemand auf dem Klingelknopf einen Trommelsturm. Vor der Tür steht Dr. Weissmann, der Rechtsanwalt. «Verstecken Sie mich, sie sind hinter mir her!» keucht er. Ich starre ihn an. «Wer? Was? Ich verstehe nicht.» – «Machen Sie wenigstens die Tür zu. Sind Sie allein? Wo soll ich ... wo kann ich denn hin, um Gottes willen!» Er drängt an mir vorüber ins Zimmer, wirft sich auf einen Stuhl und schlägt die Hände vors Gesicht. Sein Überzieher ist zerrissen, die Haare hängen ihm in die Stirn. Der ganze Mann sieht aus, als hätte er sich in einer Schmutzlache gewälzt. «Ja, was ist denn passiert?» frage ich entsetzt. – «Leben Sie auf dem Mond?» höhnt er bitter. «Der Teufel geht um in Berlin! Die Synagogen brennen. Das Judenblut spritzt vom Messer. SA marschiert und schlägt Scheiben ein. Und Sie fragen noch: Was ist passiert?» Das Übermass der Erregung verschlägt ihm die Stimme. «Wie Hasen werden wir gejagt», knirscht er. «Den halben Kurfürstendamm entlang haben sie mich laufen lassen. Judenschwein! Massenmörder! Verrecke, du Aas! mir nachgebrüllt. Mit Steinen auf mich geworfen und mit Dreckklumpen. Die Lümmel, die Lausejungen, die verfluchten SA-Bengels!» – «Und die Polizei?» – «Die Polizei schaut zu. Lässt brennen, was brennt, und umkommen, was umgebracht werden soll.» – «Also ist er doch gestorben?» – «Wer?» – «Na, der vom Rath.» – «Ja, tot», nickt Dr. Weissmann. «Und jetzt

zelebriert man ihm die Totenmesse. Mit Pechfackeln und Benzinfässern. Mit Kirchenschändung und Massenmord. Fast hätten sie mich erwischt. Aber ich bin in eine Seitenstrasse geschlüpft. Da haben sie statt meiner einen anderen verhauen.»

Mir ist kalt und heiss vor Entsetzen. O Andrik, Andrik, wie recht hastest du! Nie ist ein Mortimer so verdächtig gelegen gestorben. Ich schaue auf die Uhr. «Warten Sie», sage ich. «Ich hole Brötchen und Milch. Wir machen erst mal einen Tee. Dann sehen wir weiter.» Um neun liegt Dr. Weissmann in Andriks Bett, gefrühstückt, gebadet, in Andriks neuem schwedischem Pyjama. Gottlob, fürs erste haben wir ihn untergebracht.

Um halb zehn fahre ich in die Redaktion. Der Omnibusschaffner sieht mich an, als wolle er mir etwas Wichtiges mitteilen. Aber dann schüttelt er nur den Kopf und schaut schuldbewusst zur Seite. Die Mitfahrenden blicken überhaupt nicht auf. Jeder macht ein Gesicht, als bäte er irgendwie um Verzeihung. Der Kurfürstendamm ist ein einziges Scherbenmeer. An der Ecke Fasanenstrasse stauen sich die Menschen. Eine stumme Masse, die betreten in Richtung der Synagoge startt, deren Kuppel von Rauchwolken verhüllt ist. «Verfluchte Schande!» flüstert neben mir ein Mann. Ich sehe ihn liebevoll an. Jetzt wäre es eigentlich Zeit, zu seinem Nächsten «Bruder» zu sagen, fällt mir ein. Aber ich tue es nicht. Man tut so etwas niemals. Man denkt es sich bloss. Und wenn man wirklich mal den Mut fasst und einen Anlauf nimmt, dann fragt man zu guter Letzt doch nur: «Ach, entschuldigen Sie, können Sie mir nicht sagen, wie spät es ist?» Und schämt sich grenzenlos, weil man so feige war. Dennoch fühlen wir uns alle als Brüder. Wir, die wir hier sitzen, im Omnibus fahren und vor Scham fast vergehen. Brüder der Scham. Genossen der gleichen Zerknirschtheit. Wenn sich aber alle schämen, wer hat denn dann die Scheiben eingeschlagen? Du warst es nicht, ich war es nicht. Wie heisst denn der X, der grosse Unbekannte?

Im Verlag wirbelt es durcheinander wie in einem Taubenschlag. Ich flüchte mich für einen Moment in Hollners Zimmer. «Also,

was ist nun wirklich los?» Er sitzt wie ein Häufchen Unglück auf seinem Schreibtischstuhl, schiebt seine Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen und stöhnt: «Mädchen, Mädchen, das überlebe ich nicht. Die Augen aus dem Kopf muss man sich schämen. Synagogen ... Gotteshäuser – Tempel des Herrn einfach mit Sprit übergossen. Tun noch so, als ob sie 'n Heldenstück vollbracht hätten. Brüsten sich. Geben wer weiss wie an. Spontane Volkswut und solchen Zimt. Ohne mich, kann ich nur sagen. Ohne mich!» – «Schön, schön», dränge ich ungeduldig. «Aber die Tatsachen.» Hollner schiebt mir schweigend ein paar Schreibmaschinenblätter über den Tisch, deutet mit dem Finger auf die fettgedruckte Überschrift «Antijüdische Aktionen in Berlin und dem Reich». – «Aha, DNB-Korrespondenz! Das heisst auf deutsch: sämtliche Abendausgaben haben den Abdruck zu übernehmen. Es bleibt der Freiheit des Schriftleiters überlassen, schmückende Beiworte gelegentlich durch entsprechende auszutauschen.» Hollner nickt melancholisch. «Und für so was muss man geradestehen. Für so was muss man seinen Kopf hinhalten. Verantwortlich zeichnen. Tun, als glaube man den jämmerlichen Quark.»

Rasch überfliege ich die engbeschriebenen Seiten: «... Nach Bekanntmachen des Ablebens des durch feige jüdische Mörderhand niedergestreckten deutschen Diplomaten Pg. vom Rath haben sich im ganzen Reich spontane judenfeindliche Kundgebungen entwickelt. Die tiefe Empörung des deutschen Volkes machte sich dabei auch vielfach in starken antijüdischen Aktionen Luft... An vielen Stellen Berlins hat man die Schaufensterscheiben der jüdischen Geschäfte eingeschlagen und die Schaukästen der jüdischen Ladenbesitzer demoliert. Die jüdischen Geschäftsinhaber besaßen noch die Frechheit, durch ihre arischen Angestellten die Glasscherben mit den Fingern beseitigen zu lassen, was den leidenschaftlichen Protest der Passanten hervorrief... In den Synagogen, den Stätten, an denen die staats- und volksfeindlichen Lehren des Talmud und des Schulchan-Aruch verbreitet werden, wurde Feuer an-

gelegt, das die Inneneinrichtung zerstörte. Die Synagoge am Wilhelmsplatz wurde ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen. Hier sollen Waffen gefunden worden sein. In Eberswalde ist die Synagoge in Flammen aufgegangen. Das gleiche Schicksal wurde den jüdischen Tempeln in Cottbus und Brandenburg zuteil.» Angeekelt wende ich die Blätter um. «Heute morgen zwischen sechs und sieben Uhr Brand in der Synagoge Wilmersdorf. Kuppel bereits eingestürzt ... Demonstrationszüge in Nürnberg ... Alle noch bestehenden jüdischen Geschäfte demoliert... Zorn empörter Menschen gegen jüdische Ladengeschäfte in den Städten des Ruhrreviers und am Niederrhein. In Essen, Düsseldorf, Krefeld und anderen Orten brennen zur Stunde die Synagogen. Spontane Kundgebungen gegen das Judentum in Leipzig ... In der vergangenen Nacht... Empörung, Feuer ... Scherben, Scheiben ... demolieren, in Brand setzen.» Immer die gleichen Vokabeln in endloser Reihenfolge.

Nun weiss ich es also. Der jüdische Krieg hat begonnen. Heute Nacht um zwei Uhr. Mit einem Angriff auf der ganzen Linie. Und ausgerechnet an Schillers Geburtstag. Wenn man nur herausbekäme, wer dafür und wer dagegen ist! Ich mache mich auf, Volksstimmung zu erforschen. Wo ich hinkomme, finde ich im besten Fall Volksverstimmlung, im Schlimmsten abgrundtiefe Verzweiflung. «Man wagt ja keinem Menschen mehr in die Augen zu sehen», erklärt selbst unser Chef vom Dienst, von dem das Gerücht geht, er sei nazistisch angekränkt. «Antisemitismus – gut! Aber doch nicht so.» Nur der lange Meyer, unser «Politischer», reibt sich vergnügt die Hände. «Endlich zeigt man's ihnen mal, dem verfluchten Pack», triumphiert er. «Merkwürdig, dass der spontanen Volkswut zur gleichen Zeit im ganzen Reich das gleiche eingefallen ist», sage ich und tue so, als wäre mir dieser Gedanke ganz nebenbei gekommen. Doch der Haken hat gesessen. Meyer sieht mich verdutzt an. «Hm», murmelt er und starrt gedankenvoll vor sich hin. Dann schüttelt er ärgerlich den Kopf. «Was Sie auch immer zu meckern haben! Der Führer wird schon wissen ...» – «Natürlich,

der Führer weiss! Das meine ich ja gerade», schneide ich ihm trocken das Wort ab, schlage die Tür von aussen zu und überlasse es seinem Untertanenhirn, den hingeworfenen Giftbrocken nach Belieben zu verdauen.

In Karlas Zimmer tagt ein Stehkonvent. Schon auf dem Flur höre ich erregtes Stimmengewirr. Als ich die Klinke herunterdrücke, schweigt alles wie auf Kommando. «Ach, du bist's bloss», empfängt mich meine Freundin. «Hättest du doch gleich sagen können!» Sie wendet sich wieder den Umstehenden zu. «Um zwei Uhr nachts haben sie den Sohn unserer Wirtin aus dem Bett geholt. Befehl vom SA-Sturm. Sofort antreten. Natürlich war's die SA. Wer soll es sonst gewesen sein?» – «Und in voller Kriegsbemalung», fällt unser «Lokaler» ein. «Ich hab's mit eigenen Augen gesehen, wie sie die Kleiststrasse entlangmarschierten. Haufenweise. Das war organisiert, sage ich euch! Das war gesteuert! Da hat ein Mädchen ins andere gefasst. Unterdessen lag das Volk in den Federn und schlief den Schlaf der Gerechten.» – «Zwischen zwei und fünf Uhr pflegen anständige Menschen gewöhnlich zu schlafen», konstatiert unsere Sekretärin sachlich. «Vor dem Aufstehen kann man keine Kirchen anzünden.» – «Kann man auch nicht!» Klara nickt ihr gönnerhaft zu. «Trotzdem bin ich jetzt für Essengehen.» Sie sieht mich an. Zehn vor zwei. Wenn wir bei Reimann noch etwas kriegen wollen, ist es höchste Zeit, aufzubrechen.

Als wir den Hausvogteiplatz überqueren, tönt aus der Ferne ein sonderbares Geräusch. Als würde jemand aus dem fünften Stock ein ganzes Essservice auf das Pflaster. Wir bleiben stehen. Der Lärm kommt aus einer Seitenstrasse. «Da müssen wir hin.» Karla setzt sich bereits in Trab. Knapp hundert Schritte entfernt, auf der linken Seite der Mohrenstrasse, ballt sich vor den Fenstern eines Konfektionshauses eine dunkle Menschenmenge. Wird grösser und grösser, als söge sie jeden, der vorübergeht, fast wider seinen Willen in ihren Schlund. «Durchdrängeln, unbedingt durchdrängeln», flüstere ich Karla zu.

Wir schlüpfen durch die Wand der Menschenleiber. Grosser Gott und Vater! Ich sehe, wie Karla blass wird. Ich sehe, wie neben mir eine dicke Frau sich den Schweiss von der Stirn wischt, wie ein weissbärtiger Herr bestürzt an seinem Kragen zerrt. Und dann sehe ich das andere – das da vorne. Das ganz und gar Unfassbare. Krach-klirr – krach-klirr – krach-klirr! Drei schwere Eisenstangen sausen wie Schmiedehämmer in die riesigen Scheiben. Ein Dröhnen, ein Splintern, ein sekundenlanges Rauschen. Dann wird es still. Krach-klirr – krach-klirr! Das nächste Fenster sinkt in Trümmer. Vor ihm stehen fünf Burschen in verknautschtem Zivil, Schirmmützen auf dem Kopf, die Gesichter vom Krampf einer ungeheuren Anspannung verzogen. Krach-klirr ... Sie rammen, sie stossen, sie arbeiten wie Präzisionsmaschinen. Keiner gönnt den Umstehenden einen Blick. Weder Hass ist in ihnen noch Empörung, weder Aufruhr noch Zorn. Sie führen nicht an, sie führen nur aus. Und ihre ganze Leidenschaft ist darauf gerichtet, untadelige Ausfühler zu sein. Meister im Handwerk gläserner Zerstörung. Kein Fachmann könnte zersplitterte Fensterreste mit grösserer Sorgfalt aus dem Rahmen schlagen. Krach-klirr! Hier eine Ecke, dort eine Scherbe. Einer der Burschen – der Anführer offenbar – blickt prüfend in die Runde. Zwei rasche Schritte ... ein Schlag: der Kronleuchter drinnen fällt zu Boden. Wie Kienäpfel vom Baum prasseln die Bilder von den Wänden. Dröhnend zerstampfen eiserne Absätze das wächserne Antlitz einer Schaufensterpuppe. Scherben, Scherben, Scherben ... Die Menge steht und schweigt. Hypnotisch angezogen, hypnotisch abgestossen, rahmt sie in ängstlichem Abstand den Schauplatz der Handlung ein. «Fertig!» ruft der Anführer, winkt mit den Augen, schultert eine Stange, und geschlossenen Zuges setzt sich das Trüppchen in Marsch. Rechts – links, rechts – links, o tausendmal geübter Gleichschritt! – bis zum «Stillgestanden! – Halt!» vor den nächsten «Juden»-Fenstern. Ist das ein Pogrom? Tobt sich hier spontane Volkswut aus? Springt der Funke über, fällt ins Pulverfass und entlädt den verhaltenen

Grimm einer ganzen Nation mit donnernder Explosion? Nein und abermals nein! Aber wenn morgen jenen Fünfen der Befehl erteilt würde, sämtliche Schornsteinfeger Deutschlands mit Dreschflegeln zu erschlagen, sie würden hingehen und nicht einen übriglassen. Leidenschaftslos und ohne Gnade. Nicht weil sie die Schornsteinfeger hassen, sondern weil sie ihren Gehorsam lieben. So über alle Massen, dass selbst die Seele noch vor ihm strammsteht. Und wir anderen? Wir Hunderte gegen fünf, wir Millionen gegen ein paar Tausend? Wir wischen uns den Angstschweiss von der Stirn, wir zerren verstört am Kragen, wir ...

«Wir müssten uns eigentlich ansputzen, dass wir so dastehen und den Mund nicht auftun!» Karla zittert vor Zorn. «Natürlich müssten wir uns ansputzen. Aber wem nützt das Mundauf tun, wenn man dich dafür im nächsten Augenblick am Kragen packt und in aller Stille um einen Kopf kürzer macht? Märtyrer brauchen Publikum. Anonymer Opfertod hat noch keinem geholfen.» So weise ich mir auch vor, ich werde meiner Weisheit nicht recht froh. Irgendetwas stimmt nicht in dieser Rechnung. Für das Mittagessen ist uns der Appetit vergangen. «Besser, man geht nach Hause», meint Karla. «Wer weiss, was einen da noch erwartet.»

Tatsächlich. Es wartet Verschiedenes. Nicht nur Dr. Weissmann in Andriks Bett. Die ganze Wohnung steckt voller Einquartierung. Levy ist gekommen und Jochen Cohn. Sie hocken auf meiner Couch und spielen Ecarté. «Um die Gedanken abzulenken», sagt Levy entschuldigend. Er sieht erschöpft aus und unrasiert ... Jochen Cohn reibt sich verlegen die Stirn: «Dass wir Sie hier so überfallen...» – «Wo ist Andrik?» erkundige ich mich. – «Er schaut nach Doktor Hirschberg. Auf dessen Nummer meldet sich niemand. Wahrscheinlich haben sie ihn abgeholt.» – «Abgeholt?» – «Na ja, abgeholt. Ins Sträflingsparadies. In den Judenhimmel! Mit Expresspost auf preussischen Lastwagen. Wer nicht rechtzeitig verschwunden ist, kann sein Testament machen.»

In Andriks Zimmer haben sich zwei weitere Gäste eingerichtet.

«Nur für eine Nacht», bitten sie schüchtern. «Nur bis das Ärgste vorüber ist.» Das Telephon schrillt. «Seid ihr zu Hause?» Ich erkenne Franz Wolfheims Stimme. Sie klingt heiser und aufgeregt. «Mach mir das Haustor auf. In fünf Minuten bin ich unten.» Also, der sechste Gast. Allmählich bekomme ich Beklemmungsgefühle. Als Franz Wolfheim gekommen ist, halten wir Kriegsrat ab. Zwei auf meiner Couch. Zwei auf Andriks. Der Kleinste und Dünkste schläft auf dem Sessel. Wenn wir einen Stuhl heranschieben, kann er sich sogar ausstrecken. Doktor Levy wird auf dem Fussboden untergebracht. Mit zwei Persern und allen verfügbaren Kissen. Als Andrik kommt, ist alles geordnet. «Hast du ihn mitgebracht?» Er schüttelt den Kopf. «Zu spät! Sie waren schon vor mir da. Auch Sperling ist weg und Peter Tarnowsky, Ernst Angel und der kleine Schwarz. Ich sah, wie sie ihn aus der Wohnung holten, drei Männer der SS, und ihn in einen Lastwagen stiessen. Siebzehn standen dort oben, wie Hammel eingepfercht. Er war der Achtzehnte. Gib mir einen Schnaps. Sonst...»

Wir haben alle einen Schnaps nötig. Ich schenke aus, was der Haushalt hergeben will. Andrik zieht eine Abendzeitung hervor, faltet sie auseinander. «Zwanzig Jahre Schutzhaft für Juden, die eine Waffe besitzen», liest er laut. «Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei hat folgende Anordnung erlassen: Personen, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden gelten, ist jeglicher Waffenbesitz verboten. Zuwiderhandelnde werden in Konzentrationslager überführt und auf die Dauer von zwanzig Jahren in Schutzhaft genommen.» Levy und Wolfheim tasten betreten nach ihren Rocktaschen. «Kommt doch gar nicht mehr drauf an», beruhigt sie Weismann. «Wenn man uns hier erwischt, ist es ohnehin vorbei.» Einen Augenblick schweigen wir beklommen. «Hast du die Tür abgeschlossen?» Ich kriege plötzlich Angst vor der eigenen Courage. Andrik klopft mir tröstend auf die Schulter. «Geh schlafen, Kleine! Schlaf kräftigt die Nerven.» Sein väterliches Wohlwollen wirkt ge-

radezu aufreizend. «Mir ist überhaupt nicht schläfrig», verteidige ich mich empört. «Und ausserdem, wo hattest du die Absicht, mich hinzubetten?» Andrik strahlt. «In meine Arme, wohin denn sonst? Wir gehen rüber zu Kornberg, der ist verreist. Sein Zimmer steht leer. Wenn wir Glück haben, hat er nicht einmal zugesperrt.» Kornberg ist unser Flurnachbar. Geschäftsreisender. Ein gutmütiger Jungeselle. Er wird uns das «Verwechsel-das-Bäumchen-Spiel» dieser Nacht nicht übelnehmen.

Um ein Uhr herrscht Ruhe im Hause. Jeder schläft, so gut er kann. Morgen werden wir weitersehen.

Berlin. Freitag, 11. November 1938

Sie haben sie alle weggeschleppt. Alle jüdischen Männer, deren sie habhaft wurden. Nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Reich. Ohne Haftbefehl. Ohne irgendwelche Rechtsformalitäten. Wie sie gingen und standen, mussten sie mitgehen. Manche, sagt man, haben nicht einmal Schuhe angehabt. Nur wer rechtzeitig gewarnt wurde, ist der Razzia entgangen. Gottlob, es sind viele gewarnt worden! Hunderte konnten bei Freunden untertauchen. Hunderte haben bei Fremden Schutz gesucht – und Schutz gefunden. Eine kleine Näherin hat zwei jüdische Flüchtlinge bei sich aufgenommen. Sie wusste nicht einmal, woher sie kamen und wie sie hiessen. In der Frankfurter Allee haben Arbeiter den jüdischen Geschäftsinhabern die über die Strasse verstreuten Waren zurückgebracht. Sie sprachen kein Wort, sie rückten nur verlegen an ihren Mützen. Im Hinterzimmer eines Krankenhauses verbirgt der Chefarzt einen verwundeten Rabbiner vor den Spürnasen der Gestapo. Des Nachts war der Ortsleiter mit etlichen Kumpanen – den übelstbelemundeten Burschen des Viertels – in dessen Wohnung gestürzt, hatte ihn, seine Frau und seine halbwüchsige Tochter aus den Betten gerissen und auf den Hof gezerrt. Dort heisst man den Alten sich an eine Wand stellen, während Frau und Tochter auf der anderen Hofseite abgesondert werden. Der Ortsleiter postiert sich einige Schritte vor sein Opfer, hebt den Revolver und brüllt: «Ich, der Hoheitsträger und Ortsgruppenleiter der Partei, erschiesse hiermit die-

sen Juden.» Der Schuss geht los, der Rabbiner bleibt bewegungslos stehen. Erst nach dem zweiten Schuss bricht er zusammen. Die braune Rotte entfernt sich mit Siegesgebrüll. Die Partei hat gesprochen. Aber der Himmel hat geantwortet. Der Rabbiner lebt. Die Kugel ging am Herzen vorbei. Mitleidige Seelen schaffen ihn ins Krankenhaus.

Während die SS wütete, vergingen unzählige Volksgenossen vor Erbarmen und Scham. Heute laufen Berliner Frauen durch die Stadt, geheimnisvolle Bündel unter dem Arm, treffen einander verstoßen an irgendwelchen Strassenecken: Rasierzeug für Doktor Weissmann. Ein frisches Oberhemd für Fritz Levy. Die Nachtsachen für Jochen Cohn. So gut es geht, sorgt man für die Unterge-tauchten. Noch ist es nicht ratsam, wieder in Erscheinung zu treten. Was gestern geschah, kann heute fortgesetzt werden.

Fast alle Freunde haben Einquartierung. Wenn man miteinander telephonierte, redete man in Chiffren und Andeutungen. Zerbricht sich dann stundenlang den Kopf, was wohl der Partner am anderen Ende der Leitung gemeint haben könnte. «Karl ist plötzlich krank geworden.» Wer um Himmels willen ist dieser Karl? «Thea hat gestern Besuch bekommen. Weisst du, die Verwandten vom Lande, du kennst sie doch, die mit den vielen Kindern. Gerhard arbeitet ausserhalb. Wann er zurückkommt, ist unbestimmt.» Welcher Gerhard? Was für Kinder? Wieso Verwandte vom Lande? Keine Ahnung. Aber allmählich wächst das Katakombentraining, wird man von Stunde zu Stunde kombinationsbegabter.

Am Nachmittag besuche ich Lisel Hirschberg. Sie sitzt, vor Kummer versteint, auf einer umgestürzten Truhe, inmitten von Scherben und Trümmern. «Gestern Nachmittag haben zwei Kriminalbeamte Kurt abgeholt», sagt sie mit leeren Augen. «Er durfte nicht einmal mehr seinen Hut aufsetzen. Eine Stunde später klingelt es an der Tür. Als ich öffnete, dringen zehn Rowdies herein, fragen: Wohnt hier der Jude Hirschberg? Ich bringe kein Wort heraus, nicke nur mit dem Kopf. Dann geht es los. Wie Vandalen haben sie gehaust. Mit einem Griff das ganze Silber vom Buffet gefegt, die

Bücherregale umgeworfen, die Wäsche aus dem Schrank gezerrt. Unsere hölzerne Madonna haben sie mit der Axt zerhackt, auf dem Dürerschen Kupferstich sind sie herumgetrampelt, haben Kurts kostbare Holzschnittsammlung ins Küchenfeuer geworfen. Dreissig Minuten dauerte der Spuk. ‚Dafür bedanke dich bei deinen Rasesegegnossen‘, sagten sie zum Schluss ... Und dabei wussten sie doch gar nicht, dass ich Arierin bin. Die sanfte Frau lächelt melancholisch. Plötzlich ist es um ihre Fassung geschehen. «Kurt», schluchzt sie. «Ich liebe ihn doch... ich liebe ihn doch. Und er hat nichts getan.» – «Niemand hat irgend etwas getan. Das war ja gerade unser Fehler.» Mir dämmert auf einmal eine Erkenntnis. «Wir dachten immer, alles verstünde sich von selbst. Alle wären wie wir. Alle fühlten wie wir, alle glaubten wie wir. Dass wir nicht sahen, wie anders andere Menschen sind, das ist unsere Schuld. Dass wir immer von uns auf andere schlossen. Von uns auf die Nazis! So haben wir sie grossgemacht. Du – und ich – und Andrik und alle übrigen. Die Juden sind nur die ersten. Doch warte mal ab, wir kommen auch noch dran. Nicht weil wir handelten, sondern weil wir es duldeten. Das grosse Aufkommen des Unrechts.» – «Aber, was konnten wir denn tun?» Lisel Hirschberg starrt mich ratlos an. – «Wir hätten lauter für das Gute werben müssen. Für die Menschenliebe, für den Frieden.» Ich greife zu Hut und Mantel. «Wollen wir wenigstens einmal aus unseren Fehlern die Nutzenanwendung ziehen. Wenn man sie nicht befreien kann, muss man wenigstens herausfinden, wo sie sind. Komm, zieh dich an, wir gehen zu Lukascheck. Wenn einer etwas weiss, dann ist er es.»

Lukascheck ist Rechtsanwalt. Und leidenschaftlicher Katholik. Seit 1933 glaubt er an die grosse Wendung und arbeitet für sie. Ich habe mich nicht getäuscht. Lukascheck gehört nicht zu den Duldern. Lukascheck handelt. Sein Wartezimmer ist voll von Menschen. Überall sitzen und stehen sie. Frauen, denen der Schreck noch in den Augen liegt, Frauen, die blass und übernächtigt aussehen, Frauen, die lautlos in sich hineinweinen.

Alle haben sie den Weg hierher gefunden. Lukascheck handelt. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch in gespannter Aufmerksamkeit. «Der erste Schub ging zum Güterbahnhof. Noch in derselben Nacht. Er soll nach Oranienburg abgegangen sein ... Die Schlesi-schen? Nein, die Schlesi-schen sind nicht dort. Man sagt, sie kämen nach Buchenwald. Nach Buchenwald bei Weimar. Zwei Stunden liess man sie im Scheinwerferlicht auf dem Bahnhofsplatz stehen. Ob Ihr Mann dabei war? Ja, er ist gesehen worden. Es ging ihm gut. Er rechnet fest damit, dass er wiederkommt ... Vom dritten Transport wissen wir noch gar nichts. Aber Erkundigungen sind vorbereitet... Nein, Doktor Oppenheim war nicht dabei. Von Rot-holz fehlt jede Spur ... Warten Sie, ich gebe Ihnen eine Empfehlung mit. An die Gestapo ... vielleicht hilft es.» Nicht eine entlässt er ungetröstet. Alle steckt er an mit seiner Ruhe und Sicherheit. Was menschenmöglich war zu erfahren, hat er erfahren. Was zu wagen war, hat er gewagt. Was zu helfen geht, ist er bereit zu helfen. Als ich mit Lisel Hirschberg seine Kanzlei verlasse, hat sie ein Schrei-ben an Kriminalrat Müller in der Tasche, weiss ich, wohin ich mich wenden kann, um in Zukunft tatkräftiger mitzuarbeiten. Auf den Strassen kehrt man immer noch Scherben. Die leeren Höh-len der Schaufenster glotzen wie ausgestochene Augen in einem geschundenen Gesicht. O Ernst Angel, O Peter Tarnowsky, O ihr Armen alle, ihr armen Verschleppten! Es weht ein eisiger Wind, und mich friert, wenn ich an euch denke.

Berlin. Sonntag, 13. November 1938

Die Gestapo hat ausgetobt. Die Verhaftungswelle scheint beendet zu sein. Dafür erlässt die Regierung eine Verordnung nach der an-deren. Göring zeichnet verantwortlich. Frick, Goebbels, Gürtner, Schwerin-Krosigk und Funk haben an der Ministersitzung teilge-nommen. Entfernung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsle-ben. Ab 1. Januar 1939 keine jüdischen Geschäfte, Handwerker und Betriebsführer mehr. Sühneleistung aller Juden deutscher Staatsangehörigkeit an das Deutsche Reich durch Zahlung von ei-

ner Milliarde Reichsmark. Alle Schäden, die durch die Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums gegen das nationalsozialistische Deutschland am 8., 9. und 10. November 1938 an jüdischen Gewerbebetrieben und Wohnungen entstanden, sind von den jüdischen Inhabern oder jüdischen Gewerbetreibenden sofort zu beseitigen. Die Kosten der Wiederherstellung trägt der Inhaber der betreffenden jüdischen Gewerbebetriebe oder Wohnungen. Versicherungsansprüche von Juden deutscher Staatsangehörigkeit werden zugunsten des Reiches beschlagnahmt.

Am selben Tage wird Ernst vom Rath – seine Eltern schämen sich qualvoll des Schaustücks – zum Staatsbegräbnis nach Düsseldorf überführt, rollen Tausende schuldloser Juden einem unbekanntem Martyrium entgegen. Von den meisten wissen wir immer noch nichts. Nur der kleine Schwarz, Bratschist im Xschen Kammerorchester, ist zurückgekommen. Schon am übernächsten Tage. «Vierzehn Stunden haben sie uns eingesperrt gehalten», erzählt er. «Hundertfünfzig Mann in einem Raum. Schliesslich wurden wir in den Hof geführt, mussten dort Aufstellung nehmen – immer fünfzig in einer Reihe. Keiner ahnte, ob sie uns erschossen oder freilassen wollten. Wir standen und warteten. Hacken zusammen, Hände an der Hosennaht. Endlich erschien irgendein Uniformierter, Scharführer, Gruppenführer oder so etwas. Klirrt die Reihen entlang, brüllt: ‚Weltkriegsoffiziere raustreten!‘ Dreizehn von uns treten vor. Wieder Reih und Glied, wieder Hacken zusammen. Welches Regiment, Verwundungen, Auszeichnungen? Neun trugen das EK I. Der Mann in Uniform pflanzt sich musternd vor uns auf, verschränkt die Arme, schreit: ‚Die ersten sieben abtreten, raus, aber schleunigst! Die letzten zurück ins Glied!‘ Ich war der Siebente. Wir wagten einander nicht anzusehen. Wir warfen keinen Blick zurück. Wir schlichen davon wie Verräter. Sieben von Hundertfünfzig.» Der kleine Schwarz sieht aus, als ob er weinen will. «Ich komm’ darüber nicht weg», klagt er. «Man hätte dableiben müssen.» – «Damit helfen Sie den anderen auch nicht», trösten wir ihn.

Aber er schüttelt den Kopf. «Darauf kommt es nicht an. Es kommt nur darauf an, wie man vor sich selbst besteht.» – «Und vor seiner Frau und seinem Kind», ergänzt Andrik. «Die haben schliesslich auch ein Recht darauf, dass Sie leben.» Schwarz ist jung verheiratet. Vor neun Wochen wurde ihm eine Tochter geboren. «Sie soll Catherine heissen», sagte er damals. «Catherine, das lässt sich in allen Weltsprachen aussprechen.» Seine Auswanderungspapiere sind fix und fertig. Nur der Mut zur Abreise hat ihm bisher gefehlt. Es gibt eben Menschen, die erst den Umweg über die Gestapo brauchen, um ihre unerwünschte Heimatliebe loszuwerden.

Berlin. Samstag, 19. November 1938

Eben ruft mich Lisel Hirschberg an. Noch immer keine Nachricht von ihrem Mann. Sie läuft von Pontius zu Pilatus, fragt an allen Gefängnistüren. In Moabit, am Alexanderplatz, in Tegel und in Plötzensee. Niemand weiss etwas Genaues. Die meisten zucken die Achseln, verweisen, wenn es hochkommt, an andere Instanzen. «Es kann doch ein Mensch nicht einfach vom Erdboden verschwinden», jammert die Arme. «Irgend jemand muss ihn doch gesehen haben.» Es hat ihn keiner gesehen. Ihn nicht und die anderen nicht – die zahllosen Weggeschleppten. Wir können nur weiter warten, weiter fragen und weiter zittern.

Berlin. Donnerstag, 24. November 1938

Der kleine Schwarz ist entschlossen, abzureisen. Sofort – noch an diesem Abend. Es gehen Gerüchte von neuen Verhaftungen. Schon trägt man wieder Rasierzeuge durch die Stadt und jüdische Reisenecessaires. Er schafft es nicht mehr. «Noch einmal diese Nervenprobe, und ich kriege glatt einen Herzschlag», erklärt er jedem, der es hören will.

Um acht Uhr früh brachte mir der Depeschenbote ein Stadttelegramm: Kommen Sie unverzüglich! – stand darin. Ich stürzte in die Buggestrasse. Frau Schwarz öffnet mir die Tür. Ungeschminkt, übernächtigt und abgehetzt. «Gott sei Dank, dass Sie da sind!» sagt

sie und rennt schon wieder davon. Im Flur riecht es nach Staub, Packpapieren und Kistenholz. Aus der Ferne höre ich das Baby brüllen. Catherine, deren Namen man in allen Weltsprachen aussprechen kann. Jetzt liegt die künftige Weltbürgerin in einem Waschkorb, und um sie herum tobt das Chaos. Es ist, als hätte man mit einem Ruck den ganzen Wohnungsbestand von innen nach aussen gestülpt. Bücherhaufen, Wäschebündel, aufgerissene Schubladen, halbvolle Koffer, überquellende Papierkörbe, Nägel, Holzwohle, Stapel von Geschirr und Töpfen auf dem Fussboden, auf den Betten, auf dem Esstisch und in der Badewanne. Knöcheltief wate ich durch Umzugsgut, stolpere über einen Berg von Kleiderbügeln und lande schliesslich mit dem Fuss beinahe in einer Pfanne voll Bratkartoffeln. «Donnerwetter», stammele ich überwältigt. «Donnerwetter!» Schwarz kommt aus dem Musikzimmer gelaufen. «Macht nichts, macht nichts», tröstet er. Seine Westenschösse fliegen. Während er mir mit der Rechten die Hand schüttelt, bindet er mit der Linken die Krawatte fest. «Heute Abend geht's los! Zehn Uhr fünfzig ab Zoo. Tickets, Visum, Ausreisegenehmigung, alles fertig. Ausschlafen können wir in London!» Er starrt mich an, als stünde der Henker hinter ihm. «Zehn Uhr fünfzig», wiederholt er. Es klingt wie eine Beschwörungsformel. Doch dann wird er wieder sachlich. «Sie müssen mir einen Dienst erweisen. Wirklich, Sie täten mir einen Riesengefallen ... Meine Frau hat da irgendwo ein Grundstück, zweitausendeinhundert Quadratmeter. Ehrlich gesagt, nur lauter Bäume darauf. Nicht mal 'n Zaun drumrum. In Saarow am Scharmützelsee. Übernehmen Sie das Ding. Zu treuen Händen.» – «Aber mein Finanzamt?» wage ich schüchtern einzuwenden. Mir schwindelt bei der Vorstellung, mich dort plötzlich als Krösus entlarvt zu sehen. «Erfährt nichts davon. Bargeldloser Verkehr. Sie verstehen. Aufordnung von Grund und Boden. Eine staatsgefällige Angelegenheit.» Mir fällt ein, dass im letzten Vierteljahr zahlreiche meiner arischen Bekannten auf ähnliche Weise zu Scheinkapitalisten geworden sind. «Ehe es die Gestapo schluckt», sagten ihre jüdischen Freunde. Und so wechselten

Mietshäuser und Firmen, Parzellen und Waldgrundstücke über Nacht den Besitzer. Im Grunde blieb alles, wie es war. Nur dass zu den Aufsichtsratssitzungen der Wirkwarenfabrik Müller & Co. nicht mehr der sachkundige Herr Abraham erschien, sondern statt seiner der Internist Franz von Hollberg, dass im Mietshaus Köpenicker Strasse 12 jetzt Fräulein Schulze den Monatszins kassiert und nicht mehr Dr. Cohn. Es gilt nur, den Dreh zu finden, die Übertragung glaubhaft zu machen. Alles andere bleibt gentleman-agreement. Zu treuen Händen. Auf einfaches Ehrenwort. Für die Behörden der Eigentümer – für den bedrängten Freund der Verwalter. So hielten es die Erst-Emigrierenden, so erbitten es nun die nächsten, die zugunsten der Milliardenbusse um ein Viertel ihres Vermögens geschröpft werden sollen. «Also gut, überschreiben wir», willige ich ein. Schwarz stürzt zum Telephon. «Ausruf! Bitte sofort ein Taxi zur Buggestrasse io.» Fünf Minuten später steht der Wagen vor der Tür. Ich springe hinein, jage durch die Stadt zur Köpenicker Strasse. Dort liegen die notwendigen Papiere. Um elf Uhr zwanzig unterzeichnen wir beim Notar im Berliner Westen den Kaufvertrag. Ein livrierter Diener serviert auf silbernem Tablett zwei Whisky mit Soda. Kleine, viereckige Eiskwürfel schwimmen vornehm in den hohen Kristallkelchen. Dass es so was noch gibt! Um elf Uhr vierzig verlassen Schwarz und ich das Anwaltsbüro! «Herrin auf Saarow!» Was bloss Andrik dazu sagen wird! Mein Vertragspartner ist mit anderen Gedanken beschäftigt. Wir stehen auf dem Kurfürstendamm. An uns vorüber schlendern die üblichen Mittagsbummler. Filmjünglinge, schicke Frauen, Rassehunde und Snobs. Es riecht nach Benzin und Herbst. Um die Gedächtniskirche rollen die Autos – ein ewig rotierender Kreis. Das religiöse Karussell, wie einmal ein Witzbold bemerkte. Auf den Terrassen der Kaffeehäuser drängen sich die Menschen. Sie sitzen in Decken gehüllt, geniessen die Sonne und schlürfen irgend etwas Buntes aus langen Strohhalmen. «Geliebte Stadt», murmelt der kleine Schwarz. «Geliebte Stadt! Ob ich das jemals wiedersehe?» – «Na-

türlich sehen Sie es wieder!» Ich werde grob vor Rührung. Zum Glück flitzt gerade ein leeres Taxi vorüber. Wir springen hinein. Um zwölf Uhr siebzehn sind wir wieder in der Buggestrasse. Dort hat sich das Chaos immer noch nicht gelichtet. Nur dass inzwischen noch ein Mann erschienen ist, der, auf schwanker Leiter balancierend, die Gardinen abnimmt. Und dabei jedem, der vorübergeht, fürchterlich im Wege steht. «Ich schaff' das schon allein», erklärt Schwarz. «Wenn Sie sich nur um den Aussendienst kümmern würden. Rechnungen, Schneiderin, Einkäufe. Meine Frau hat die Liste. Am besten, Sie fahren gleich los.»

Neues Taxi, neue Jagd durch die Stadt. Wir kaufen, kaufen, kaufen. Seidenstrümpfe, Lederkoffer, Hutschachteln, Handtaschen, Bettbezüge. Wir streuen das Geld wie Heu. Wir springen hinein und springen heraus. Wir laufen treppauf und treppab. Manchmal erscheint mir das Ganze wie ein albernes Lustspiel. Wozu der Quatsch? Wozu dieses sinnlose Haschen nach Besitz? Wahllos, planlos, nur um die Scheine loszuwerden. Im Taxi häufen sich die Pakete. Drohen uns fast zu ersticken. Unermüdlich rasen wir durch Berlin. Der Zeiger der Taxiuhr springt. Er rennt, als wolle er uns überrunden. Siebzehn Mark, neunzehn – fünfundzwanzig Mark. Als er vierunddreissig Mark fünfzehn anzeigt, ist es sieben Uhr abends. Wir halten in der Buggestrasse. Ich glaube, wir haben Berlin ausgekauft. Schwarz ringt die Hände, stöhnt: «Das auch noch verstauen? In vier Stunden geht unser Zug.»

Aber am Nachmittag ist Karla erschienen. Auch Andrik hat sich eingefunden. Wir packen, als kriegten wir dafür bezahlt. Rein in die Koffer. Rein in die Koffer. Zu guter Letzt müssen sich alle draufsetzen. Die Fülle droht die Schlösser zu sprengen. «Alles andere besorgt der Spediteur.» Schwarz langt nach den Koffern, ist schon halb auf dem Wege nach England.

Kurz vor zehn hasten wir die Treppe hinunter. Jeder mit mehreren Gepäckstücken. Frau Schwarz trägt das Baby im Waschkorb. Es schläft, die Fäustchen vor dem Gesicht. Sein neues Mützchen – Einkauf Nummer einhundertsechzehn – ist ihm tief auf die Nase

gerutscht. Der Zug steht schon da. Über dem Drängeln und Platzsuchen vergisst man, was man noch hatte sagen wollen. Die Wagen rollen an. «Adieu Berlin!» schreit der kleine Schwarz und heult wie ein Schlosshund. «Adieu, adieu», rufen wir Zurückbleibenden.

Man kann nicht mehr denken. Man ist nur noch müde. Andrik hakt mich ein. «Na, nun weine mal nicht», sagt er brüderlich. Als wir das Haustor aufschliessen, meint er sinnend: «Ob wir wohl auch mal so plötzlich ...?» Ich muss schon wieder lachen. «Dann aber nicht mit so viel Gepäck. Trotz ‚Herrin auf Saarow‘.»

Berlin. Dienstag, 6. Dezember 1938

Es ist gut für jeden, der das Land verlassen hat. Die Staatsmaschine arbeitet mit Hochdruck, speit eine antisemitische Massnahme nach der anderen aus. Gestern erliess der Berliner Polizeipräsident eine Verordnung über das «Auftreten der Juden in der Öffentlichkeit». Über bestimmte Bezirke der Reichshauptstadt wird ab heute der sogenannte «Judenbann» verhängt. Alle in solchen Bezirken liegenden Strassen, Plätze, Anlagen und Gebäude dürfen von Juden deutscher Staatsangehörigkeit und von staatenlosen Juden fortan weder betreten noch befahren werden. Wer zufällig dort seinen Wohnsitz hat, muss sich zum Überschreiten der Bannngrenze einen polizeilichen Erlaubnisschein besorgen. Diese Massnahme drängt nach dem Getto. Wie lange noch, und man wird jeden Umgang mit Juden unter Zuchthausstrafe stellen.

Berlin. Montag, 19. Dezember 1938

Nachricht von Kurt Hirschberg. Er sitzt im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg. Nur dreissig Kilometer von Berlin. «Liebe Lisel», schreibt er, «es geht mir gut. Ich bin gesund. Du darfst mir ein Paket schicken. Mit Esswaren. Schreiben darfst du auch. Zwanzig Zeilen. Setz dich mit Rechtsanwalt Landmann in Verbindung.» Darunter: «Liebe, liebe Lisel! Dein Kurt.» Es ist traurig, diesen Brief zu lesen. Eine Welt von Kummer klingt hinter den

Worten. Aber er lebt. Und man kann ihm ein Paket schicken. Lisel Hirschberg ist glücklich.

Berlin. Samstag, 24. Dezember 1938

Heute haben wir Heiligabend. Man nennt ihn das Fest der Liebe. Vor fast zweitausend Jahren wurde in dieser Nacht Jesus von Nazareth geboren. Ein Jude, den alle rassepolitischen Bemühungen gewisser völkischer Cliques niemals zum Arier haben umschmelzen können. Die Juden müssen dafür büßen, dass sie Christus ans Kreuz geschlagen haben, hat man Jahrhunderte hindurch behauptet. Hätten sie es aber nicht getan, wie stünde es dann um den Opfertod? Um das Sterben für eine grosse Sache, durch die das Welt-Christentum erst ausgelöst wurde? Was bedeutet ein nichtgekreuzigter Christus für die erlösungshungrige Menschheit? Also waren die Juden Werkzeug einer höheren Vorsehung. Also darf man sie nicht schuldig sprechen. Wenn wir doch endlich aufhören würden, die Schuld für alles, was uns missfällt, bei anderen zu suchen!

Berlin. Mittwoch, 4. Januar 1939

«... Er ist da ... er ist da ...! Er ist wiedergekommen», stammelt, schluchzt, stottert und jubelt es durch die Leitung. – «Andrik!» schreie ich ins Nebenzimmer. «Kurt Hirschberg ist wieder da.» Wir lassen alles stehen und liegen und laufen in die Sächsische Strasse. Lisel steht an der Tür. Ihre Augen sind rotverweint. «Ssst!» flüstert sie und legt den Finger an den Mund. «Ssst! Er schläft! Der Arzt ist eben weggegangen.» – «Der Arzt?» Sie nickt. – «Alles kaputt. Die Hände, die Füße, die Ohren. Erfroren! Man liess sie bei achtzehn Grad in der Kälte stehen. Strafstufe Nummer eins, sagt er.» Sie weist mit dem Kopf nach der Schlafzimmertür und wischt schon wieder die Tränen vom Gesicht. «Er hat Schreckliches durchgemacht.» Wir nicken. Jedes Trostwort wäre uns albern erschienen. Zwei Stunden später sitzen wir an Kurt Hirschbergs Bett. Der Arzt hat ihm Kopf und Arme verbunden. Zwischen den weissen Binden

sieht sein geschorener Schädel wie eine wächserne Maske aus. «Dass Sie wieder da sind!» sagen wir und versuchen angestrengt, ihn unser Erschrecken über sein verändertes Äusseres nicht merken zu lassen. «Ist es sehr schlimm gewesen?» – «Schlimm», kommt es aus den Kissen. «Schlimm, wenn man fünfzehn Stunden in Reih und Glied stehen muss. In Kadern zu dreihundert. Aufgepflanzt wie preussische Rekruten. Hut in der Hand. Wertsachen im Hut. Fünfzehn Stunden, ohne zu essen, ohne zu trinken. Ohne ein einziges Mal aus der Reihe zu treten. Drei sind gestorben in dieser Nacht. An Herzkrämpfen. An Harnversetzung. Schlimm ... schlimm ... sehr, sehr schlimm. Schlimm, wenn man in übervollen Baracken liegt. Auf der Erde zusammengepackt, wie in einer Ölsardinenbüchse. Dreht sich einer um im Schlaf, müssen hundertfünfsiebzig sich mit ihm drehen. Das Strohlager raschelt. Neben dir ächzt der Kamerad. Hundertfünfsiebzig Menschen. Knie an Knie. Arm an Arm. Du schläfst nicht, du wachst nicht, du liegst wie benommen. Schlimm ... schlimm ... trostlos schlimm. Schlimm, wenn sie einen zwingen, froststarr die Glieder, Verzweiflung im Herzen, sentimentale Lieder zu singen: ‚Schwarzbraun ist die Haselnuss, schwarzbraun bist auch du.‘ Man hat keinen Mantel. Man hat keine Handschuhe. Der Kopf ist geschoren. Man steht in der Kälte. Man friert, und man singt: ‚Schwarzbraun ist die Haselnuss.. .‘ Schlimm, wenn sie im Lustrausch ihrer Macht ihr Mütchen an dir kühlen. Faust in die Fresse. Gewehrlauf zwischen die Beine. Hoppla! Verfluchter Jude! Wer nicht pariert, wird an rückwärts gefesselten Armen aufgehängt. In den Stehkamin gesperrt. Geprügelt, geschunden, gerüttelt, bis ihm die Zähne aufeinander schlagen. Wir haben gefroren, wir haben pariert, wir haben strammgestanden, als man neben dem brennenden Christbaum zwei unserer Kameraden am Galgen aufknüpfte ... wir haben ‚Schwarzbraun ist die Haselnuss‘ gesungen, ‚O Tannenbaum‘ und ‚Aber der Wagen rollt‘. Wir haben, weil wir uns Zeitungspapier unter das Hemd stopften, um nicht ganz zu erstarren, zur Strafe zwei Stunden vor dem Tor gestanden.

Hände an der Hosennaht. Nackte Hände in achtzehn Grad Frost. Wir haben ...»

Er bricht ab. «Schlimm, wenn man nicht weinen kann. Schlimm, schlimm, unausdenkbar schlimm, wenn ... wenn man ... kein Mensch mehr ist...» Er sagt es ohne Pathos. Er sagt es ohne Zorn. Als ob er eine naturwissenschaftliche Entdeckung registrierte.

«Wann werden Sie das Land verlassen?» fragt Andrik tonlos. – «Sobald ich das Visum nach England habe. Ich hoffe, in den nächsten vier Wochen.»

Dass man so was aushalten kann! denke ich, als wir die Treppe hinuntergehen. Ein solches Übermass an Grauen. «Schwarzbraun ist die Haselnuss», summt Andrik. Das ist der Kontrapunkt zum Badenweiler Marsch.

Berlin. Montag, 16. Januar 1939

Allmählich kommen sie alle zurück. Die aus Buchenwald und die aus Sachsenhausen. Mit kahlem Schädel und leidsatten Augen. Peter Tarnowsky, Kurt Sperling, Ernst Angel, Heinz Rosenthal und Paul Weiss. Die einen wissen dies zu erzählen, die anderen jenes. In Sachsenhausen durfte man arbeiten. Aber man fror, und die Strafen waren hart. In Buchenwald bei Weimar war das Arbeiten verboten. Für Hunderte von Menschen ein einziger Abort. ‚Mordwoche‘ überschrieb man dort die ersten sieben Tage. Schlechtes Essen, Darmkatarrhe, Durchfälle. In Krämpfen wanden sich die Menschen. Antreten zum Austreten. Schlange vor den Aborten. Abmarsch ins Jenseits. In Berlin beschwert sich das Volk, dass der Kaffee zu Ende geht. «Deutsche, trinkt Tee!» werben die Kaffeehändler. In Buchenwald gibt es keinen Tee. Keinen Kaffee und keine Aborte. In Buchenwald starben innerhalb von sieben Tagen mehrere hundert Menschen. Erschlagen, erschossen, zu Tode gehetzt. «Schwarzbraun ist die Haselnuss», singe ich und bemühe mich, zu vergessen, dass man einen jungen Kommunisten bei den Grammophonklängen von «Am Brunnen vor dem Tore» zu Tode gepeitscht hat.

Berlin. Freitag, 24. Februar 1939

Der «Lift» ist Trumpf in Berlin. Nicht der Personenaufzug eleganter Hotels, sondern der Transportbehälter erlaubten Emigrantengepäcks. Seit sechs Wochen gibt es kaum ein anderes Gesprächsthema mehr. Der 10. November hat selbst den heimattrauesten Juden die Augen geöffnet. Wer es irgend ermöglichen kann, versucht, aus dem Lande zu gehen. Es ist nicht leicht, ein Einwanderungsvisum zu bekommen. Fast scheint es so, als hätten sich alle Staaten verschworen, den deutschen Juden das Auswandern zu erschweren. Hier limitiert man den Zuzug. Dort sperrt man ihn ganz. Dringende Anfragen verzögern sich, wichtige Briefe bleiben unbeantwortet. Affidavits werden verkramt, um Bürgschaften muss gebettelt werden. Jeder Besuch auf Konsulaten türmt neue Schwierigkeiten auf. Weiss die Welt noch immer nicht, wie gross hier die Not, wie unaufschiebbar die Hilfe ist? Zweihundertfünfzigtausend Juden leben noch in Deutschland. Was sind eine viertel Million, verteilt über die ganze Erde? Warum erbarmt man sich ihrer nicht? Warum zeigt sich nicht eine Grossmacht bereit, um dieser Viertel-million Menschenleben willen ein Opfer zu bringen? Es ist ein trauriges Erbarmen, das das Mass seiner Hilfeleistung von der Summe abhängig macht, die der Erbarmungswürdige im Geldbeutel trägt. Wer keine Verbindungen nach draussen hat, keine einflussreichen Bürgen aufreiben kann, muss sich damit abfinden, als lästiger Fremdling im Lande zu bleiben. Rette sich, wer kann!

Wir packen Lifte, wir lösen Haushalte auf, wir versteigern Geschirr und schachern mit Bibliotheken. Siebenmal Heines Werke. Neunmal den «Zauberberg» von Thomas Mann. Elfmal «Im Westen nichts Neues» und zwölfmal die Bibel. Wenn man nicht Möbel packt, sitzt man über den Atlas gebeugt. Wo liegt La Paz? Ach so, in Bolivien! Neuseeland soll vorübergehend aufgemacht haben. In Uruguay brauchen sie Ärzte. Landwirte können nach Palästina auswandern. Der Globus schrumpft zusammen. Brasilien scheint ein Katzensprung, London wie ein Nachmittagsausflug nach Wannsee.

Wenn wir später einmal unsere Freunde besuchen wollen, müssen wir ein Rundreisebillet um die Erde nehmen.

Geistige Berufe sind wenig gefragt. Wer Zeit und Mittel dafür aufbringt, versucht noch in letzter Stunde, sich auf irgendeine Handfertigkeit umzuschulen. Täglich hört man von neuen Schnellkursen. Anwaltsfrauen lernen Konfektbereitung, lernen beim Marinadenhändler das Einlegen von Rollmöpsen. Dieser spezialisiert sich auf Herstellung preiswerter Eierliköre, jener auf Anfertigung von Schnittmusterbogen. Schnellkurse in Gymnastik, Eilkurse in Heilmassage, in Säuglingspflege, Kochen, Backen, Bügeln, Stopfen, Handschuhnähen. Lehrgänge in allen lebenden Sprachen. Wichtigster Wortschatz für den spanischen Arzt, den englischen Juristen, den russischen Techniker, den französischen Schlosser. Rette sich, wer kann! In der nächsten Woche reisen Hirschbergs nach England. In der übernächsten Weissmanns nach Amerika. Wolfheims und Levys sind schon weg. Bei Fischers, Rosenbergs und Angels rüstet man zum Aufbruch. Zum zweitenmal seit Hitlers Regierungsantritt stieß der Freundeskreis nach allen Seiten auseinander. Wir werden ziemlich einsam sein, wenn wir den letzten Heine an den Mann gebracht haben.

Berlin. Montag, 6. März 1939

«Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen», fragt mein Freund Hinrichs, «dass man sich wieder mal beängstigend lebhaft für die tschechischen Volksdeutschen interessiert?» Hinrichs ist Professor an der hiesigen Universität. Und, seitdem ihm die Nazis in sein Fach hineinpfuschen, eifrig bestrebt, sich nicht so sehr im Dienste seiner Wissenschaft wie im Dienste der Menschlichkeit zu betätigen. Neben Erich Tuch ist er unsere zuverlässigste Nachrichtenquelle. Ich schüttelte den Kopf. Die sieben Millionen Tschechen fallen mir ein, auf die Hitler vor der Besetzung des Sudetenlandes so grossspurig verzichtete. «Was brauchen wir sieben Millionen Tschechen?» schrie er damals. Und ein nicht enden wollendes Spottgelächter des applausgehorsamen Abgeordnetenhauses lohnte

ihm den gelungenen Ausspruch. Sollte er sie jetzt etwa doch brauchen? Kein Zweifel, man spricht ziemlich viel von den Deutschen im «mitteleuropäischen Raum». Und beginnt bereits, sich in Presse und Rundfunk darüber aufzuregen, dass unsere besten Absichten vom tschechischen Volk beharrlich missverstanden würden.

Berlin. Donnerstag, 9. März 1939

Die Propagandawalze Tschechengreuel kontra Volksdeutsche läuft an. Hinrichs hat sich mit seiner Voraussage nicht getäuscht. Eine nach der anderen zieht man sie wieder aus der Reklameschublade: die geschändete Mutter mit dem Kind an der Brust, den Überfall auf harmlose Volksgenossen, Meuchelmord, Krawalle, Unruhen, Provokationen. Dass etwa die Deutschen selbst zu solcher Herausforderung Anlass geben könnten, wird entrüstet abgestritten. Schnöde Verleumdung, wenn man behauptet, dass sie im fremden Lande Nazizellen bilden, Hitleranhänger werben und, wo immer sich eine Gelegenheit dazu findet, ihre Staatsführung aufs Unfreundlichste beschimpfen. Die fünfte Kolonne marschiert im tschechoslowakischen Restgebiet. Heute noch getarnt. Morgen vielleicht schon ... Vysherad – Vysherad, denke ich kummervoll. Ob sich die Welt auch diesen Raubzug noch gefallen lassen wird?

Berlin. Samstag, 18. März 1939

Sie hat ihn sich gefallen lassen. Wir greifen uns an den Kopf und fassen es nicht, dass man Herrn Hitler wieder einmal das Spiel gewinnen liess. Bis vor vier Tagen brandeten die Wogen tschechischer Volksdeutschengreuel wie stinkendes Spülicht über die Presse, durchseuchten den Rundfunk, frassen sich vergiftend in die Gemüter der Leichtgläubigen. Dann platzte die Bombe. Am 16. März wurden die Sudetengebiete als Protektorat Böhmen und Mähren dem «Grossdeutschen Reich» eingegliedert. Aus ist es mit den Volksdeutschengreueln. Heute hat man Herrn von Neurath zum Reichsprotector in Böhmen und Mähren ernannt. Kein Schuss fällt. Nirgends erhebt sich ein Protest. Bist du gestorben, Vysherad? Ist

dir der Mund mit einem Knebel verstopft? «Ich wette, sie kriegen auch Danzig und Polen noch ohne Krieg», sagt Hollner. «Und, wenn sie Schwein haben, sogar die Ukraine.»

Berlin. Freitag, 14. April 1939

Fischers verlassen Deutschland. Der Lift ist gepackt, das Haus bis zum Dachboden ausgeleert. In der Wohnung eines Freundes feiern wir Abschied. Irgend jemand spielt Bach und Beethoven. Wir reden nicht von Trennung. Wir sprechen von Goethe und Hölderlin. Von gotischen Domen und von den Wundern der Romantik. Als wollten die Abreisenden noch einmal die Seele dieses geliebten Landes in sich aufsaugen, zum letztenmal spüren, wie sehr und ganz sie dazugehören. Als es zu dämmern beginnt, gehen wir auseinander.

«Lebt wohl!» sagen Fischers. – «Lebt wohl!» antworten wir. Nichts weiter. Wir reichen uns die Hände. Wir umarmen uns. Wir gehen nach Hause, als kämen wir von einem Gottesdienst.

Berlin. Montag, 17. April 1939

Heute fliegen Fischers nach London. Morgen verlässt uns Frau Rosenberg. Auf dem Flughafen in Tempelhof sind wir allmählich bekannte Gäste. Fast jeder der Abreisenden lässt uns ein Erbteil zurück. «Vergesst meine Mutter nicht... kümmert euch um Tante Johanna ... und, nicht wahr, von Zeit zu Zeit werdet ihr mal nach Onkel Heinrich schauen?» Darum nehmen die Emigrationen für uns seit 1933 kein Ende. Weil immer irgend jemand übrigbleibt. Eine Tochter, ein Onkel, ein Sohn. Irgendein näheres oder ferneres Familienmitglied, das nun, durch den Wegzug seiner Lieben und durch den wachsenden Judenterror, zweifach trostbedürftig geworden ist.

Wir schauen nach Onkel Heinrich, wir kümmern uns um Tante Johanna und vergessen auch Heinz Rosenthals zarte, kleine Mutter nicht. Es gibt noch viele Onkel Heinrichs in Deutschland. Und ungezählte Tante Johannas. Manchmal möchte man sich fast in Stücke reißen. «Nicht wahr, Sie kommen bald wieder?» bittet Tante Johanna mit den Augen eines verängstigten Kindes. – «Endlich

sieht man Sie mal!» grollt Onkel Heinrich. «Ich dachte schon, Sie wären zu den Nazis übergegangen.» So tief hat uns alle – die Betroffenen und die Nichtbetroffenen – die grosse Seuche angesteckt, dass schon der einfachste Zeitmangel den Verdacht eines Gesinnungswechsels aufkommen lässt. Wir wechseln unsere Gesinnung nicht. Keiner wechselt sie in unserem Kreis. Aber wir fürchten uns vor dem Misstrauen unserer jüdischen Freunde. Und die Furcht, sie könnten denken, dass wir dächten ..., macht uns befangen. Nötigt uns mehr als einmal eine Verabredung ab, die wir unter normaleren Umständen aus Zeitmangel niemals eingegangen wären, die wir zumindest mit gutem Gewissen auf einen späteren Termin verschoben hätten.

Berlin. Donnerstag, 20. April 1939

Hitler feiert seinen fünfzigsten Geburtstag. Mit Pauken und Trompeten. Mit Aufmärschen, Fahnengeflatter und bengalischer Beleuchtung. Gestern Abend ist die sogenannte Ost-West-Achse eröffnet worden. Die Prachtstrasse, die über das Brandenburger Tor zum Reichskanzlerplatz führt. Hunderte von eisernen Fahnenmasten flankieren sie auf beiden Seiten. «Bonzengalgen in spe», nennt man sie heimlich. Die Fahnen flattern in malerischer Scheinwerferbeleuchtung. Unter ihnen drängen sich die Schaulustigen. Lachend, schwatzend, abenteuersuchend schieben sie sich, in schwarzverknäultem Haufen, der Siegessäule entgegen. An ein Durchkommen ist nicht zu denken. «Meinen die nun die Sensation, oder meinen sie Adolf Hitler?» fragt Andrik kopfschüttelnd, während wir versuchen, uns nach der Friedrichstrasse durchzuboxen. «Heil!» rauscht es da von Weitem auf. «Heil! ... Heil!! ... Heil!!!» pflanzt es sich, immer näher rückend, fort. – «Teufel, der Führer!» murmelt Andrik und drängt mich mit Aufbietung aller Kräfte in eine Seitenstrasse. Hinter uns reckt sich die Menge zum «Deutschen Gruss». «Sieg Heil! Sieg Heil!» hören wir sie rufen. Wer den Arm nicht hebt, wird festgenommen. Als wir uns umschaun, sehen wir etwa fünfzehn bis zwanzig Leute, die sich gleichfalls aus

der Masse herauswinden und hastig in der stillen Seitenstrasse untertauchen. «Guten Abend», begrüßen wir sie im Vorübergehen. – «Guten Abend», antworten sie freundlich. Einer zieht sogar mit gerührtem Lächeln den Hut.

Am Mittag findet die Festparade statt. Vorschau auf die nationalsozialistische Kriegspotenz. Zweieinhalb Stunden rollen die Panzer, die Geschütze, die Munitionswagen. Wieder säumen Menschenmassen die Strassen. Vorweg eine Absperrkette der SA. Dahinter BDM und Hitlerjugend. Die SA-Männer machen sich einen Spass daraus, den kleinen Mädchen mit ihren breiten Rücken die Aussicht zu verstellen. «Steckt euern Kopf zwischen unseren Beinen durch», schlagen sie schmunzelnd vor. Es ist kein gutes Schmunzeln, das diesen Vorschlag begleitet. Kein angenehmes Lächeln, mit dem vierzig von hundert BDM-Mädchen ihn kichernd akzeptieren. «Sieg Heil!» jauchzt die Menge. Auf einer Küchenleiter, inmitten des Volksgedränges, sitzt ein Arbeiter. Mager, unraziert, in blauem Monteurkittel. Sinnend blickt er auf die rollenden Panzer. «Und denn keen Droppen Benzin», hört man ihn brummen, «denn is det alles Käse.» Die Umstehenden schauen erschrocken zu ihm empor. Als sie merken, dass niemand protestiert, riskieren sie ein beifälliges Lächeln. Und wieder fragt man sich ratlos: Was meinen sie nun eigentlich? Sind sie dagegen, oder sind sie dafür? – «Dafür! – Alle Berliner sind dafür!» behaupten die Nazifeinde in der Provinz. «Sonst würden sie im Sportpalast nicht immerfort ‚Ja‘ schreien!»

Dieser unselige Sportpalast! In der ganzen Welt hat er unser Ansehen geschändet. Ein paar tausend Menschen fasst das Etablissement. Etwa vier Millionen Einwohner zählt die Stadt Berlin. Warum begreifen nur so wenige die wahren Zusammenhänge unserer ‚Ja’s‘ im Sportpalast? Den Jubel der Spaliermacher, die Ovationen bei allen Bonzenreden, das Siegheilrufen der Reichstagsabgeordneten, die lärmende Volkszustimmung bei jeder Naziveranstaltung? Es ist so einfach zu lösen, dieses missverständliche Rätsel. «Alle Parteigenossen, alle politisch als zuverlässig Erprobten antreten zum Gemeinschaftsempfang der Führerrede!» heisst seine

Lösung. Die Kreisleiter, Blockwalter, Werksvertrauensleute, Betriebsobmänner, BDM-Führerinnen und HJ-Führer, sämtliche staatlich bestellten Gesinnungskontrolleure des deutschen Volkes sind dafür verantwortlich, dass bei offiziellen Anlässen nur Ja-Sager zum Jubeln antreten. Jeder politisch Unzuverlässige, jeder auch nur im Geringsten der Möglichkeit des Nein-Sagens Verdächtige ist in solchen Fällen fernzuhalten. Kein Nein-Sager zu Hitlers Politik hat jemals bei Parteiveranstaltungen die Rundbänke des Sportpalastes gedrückt. Keiner hat Spalier gestanden, persönlich einer Bonzenrede beigewohnt oder sich im Reichstag versammelt. Nicht einmal die Tatsache, dass solche Veranstaltungen in Aussicht stehen, gibt man ihnen vorher bekannt. Streng geheim flüstert sie der jeweilige Gesinnungskontrolleur in die auserwählten Ohren. «Abmarsch zum Spalierbildern, heute Mittag um zwölf... Der Führer erscheint zu spontaner Ansprache im Stahlwerk Ypsilon!» Die Ja-Sager sind verständigt. Die Ja-Sager jubeln spontan. An der richtigen Stelle und im richtigen Augenblick. Ebenso spontan ist ihr Beifall wie das Erscheinen des Mannes, der ihn auslöst. Schon vierundzwanzig Stunden vorher hat die Gestapo das Haus vom Keller bis zum Boden nach Minen, Sprengbomben und Höllenmaschinen abgesucht.

Unrecht ist es, uns den Sportpalast vorzuwerfen! Wir haben nicht mehr und nicht weniger mit ihm zu tun als der Hörer am Radio, der Neger in Honolulu oder der Farmer am Michigansee.

Berlin. Freitag, 23. Juni 1939

Die Nazigegner bemühen sich, den jüdischen Freunden wenigstens einen Bruchteil ihres Vermögens ins Ausland zu retten. Mit zehn Mark Barwert in der Tasche hält es schwer, einen neuen Lebensaufbau zu starten. Was wertvoll ist an materiellem Besitz, fällt unter Ausfuhrverbot. Von Monat zu Monat wird das Emigrantengepäck leichter. Verstoss gegen Devisenvorschriften kostet hohe Freiheitsstrafen. Den Auswandernden trägt es Konzentrationslager oder noch Schlimmeres ein.

Also dürfen sich die Auswandernden mit solchen Geschäften keinesfalls befassen. Das deutsche Auslandsreisepublikum aber überschreitet während der letzten Monate in immer eleganterer Aufmachung die Grenzen. «Ein Persianermantel, drei Ringe, zwei Ketten, ein Armband! Wer reist in absehbarer Zeit nach Italien?» – «Zwei Uhren, ein Brillantkollier, eine Leica nach Finnland.» – «Fünf Goldstücke, zwei Silberfüchse nach Brasilien. Auf der ersten Station jenseits der Grenze als Wertpaket abzuschicken.» – «Eine Schreibmaschine und fünf Koffer in die Schweiz.»

Man behängt sich mit Schmuck, man wirft sich in Zobel und Chinchilla. Noch nie im Leben haben wir so «kapitalistisch» ausgesehen. Vier neue Anzüge im Schrankkoffer. Sechs Winterkleider, fünf Sommerkleider, acht seidene Nachthemden, zwölf Paar Strümpfe und drei Paar Schuhe. Auf dem Grunde der Puderdose schlummert eine 20-Dollar-Note. Zwischen jeder Scheibe Pumpernickel der «Sökeland-Packung» ruht, als Belag, ein Tausendmarkschein. Wir atmen auf, wenn die Grenzkontrolle hinter uns liegt. Andrik hat durch seine Auslandsgastspiele am häufigsten Gelegenheit, die Grenzen zu überschreiten. In zwei Wochen fahren wir gemeinsam nach Frankreich und Schweden. Schon treffen aus beiden Ländern die Wunschbriefe ein: Rollmöpfe, westfälischer Schinken, Frankfurter Würstchen, Bismarckheringe, Hamburger Schwarzbrot, Neisser Gebäck. Hinter jedem Wunsch steckt ein Stückchen Heimweh. Jeder Auftrag offenbart das unausgesprochene Geständnis: Wir kommen nicht los von dem Land, das wir verlassen haben. Wir sehnen uns zurück, zurück nach unserer Heimat. Täglich wird unser Reisegepäck umfangreicher, nimmt Andriks «Besteiliste» an Volumen zu. «Hast du für Doktor X die Glasaugen besorgt? Das Massageöl für Frau Z? Die Schlafmittel für Fräulein Ypsilon?» fragt er, kreuzt an, hakt ab, streicht durch, bis er sich selbst kaum noch in dem Zettelchaos zurechtfindet. Am 8. Juli reisen wir. Bis zum 8. Juli gibt es noch reichlich Gelegenheit, die Auftragslisten zu ergänzen.

Berlin. Samstag, 8. Juli 1939

Morgen Abend werden wir in Paris sein. Endlich wieder mal reden, ohne zu flüstern. Ohne zu umschreiben oder uns ängstlich nach allen Seiten umzublicken. Eben bin ich noch mal bei Heinrich Mühsam gewesen. Man weiss nie, was in der Zwischenzeit passieren kann. Immer noch hat er den Absprung nicht gefunden, tippt seine Kinderbriefe und philosophiert – weise wie Buddha – über die Zeitläufte.

«Wollen Sie es tatsächlich wagen, hierzubleiben?» frage ich. Er sieht mich an. «Wohin soll ich denn sonst? Unglücklich sein in Kanada? Entwurzelt in den Vereinigten Staaten? Verzweifelt vor Sehnsucht auf den Philippinen? Ganz davon abgesehen, dass mich weder die Philippinen noch die Vereinigten Staaten, geschweige denn das Auswandererparadies Kanada in ihrem Schosse aufnehmen wollen.» Er lächelt. «Es gibt einen Grad des Hierhergehörens, der jeden Fluchtgedanken ausschliesst. Wenn man mich nicht zwangsweise ...» – «Gott behüte! Gott behüte!» sage ich erschrocken. «Spucken Sie aus! Das Tausendjährige Reich ist noch nicht zu Ende!»

«Menschen wie ihm soll man nicht zureden», meint Andrik, als ich ihm von unserem Gespräch erzähle. «Er würde eingehen, wenn man ihn verpflanzte. Vielleicht kommt er durch. Gönnen wir ihm jeden Tag, den sie ihn noch ungeschoren lassen!»

Paris. Sonntag, 16. Juli 1939

Von morgens bis abends kommt es und geht es in unserem Hotelzimmer. Freunde, Bekannte, Freunde von Freunden, Bekannte von Bekannten. Jeder will hören, wie es in Deutschland aussieht, Eindrücke tauschen, Grüsse empfangen, seine Seele erleichtern. Nicht alle sind die alten geblieben während der längeren oder kürzeren Trennungszeit. Mit manchen von ihnen fällt es ein wenig schwer, sich zu verständigen. Warum halten sie uns plötzlich für Nazianhänger? Nur weil wir nach Deutschland zurückkehren? Warum sagen sie «wir Juden», statt wie früher «wir Freunde» zu sagen? Waren wir nicht ihre Freunde, als wir ihnen halfen, hinauszukommen?

Hitler hat die Rassentrennung erfunden. Sie selbst blasen in Hitlers Horn, wenn auch sie sich zu seinen Unterscheidungen bekennen. Hin und wieder wird mir bei unseren Gesprächen etwas trübselig zumute. Doch Andrik setzt mir den Kopf zurecht. «Verfall nicht auch du in den Irrtum, zu glauben, dass alle Juden Engel sein müssten. Nicht jeder, den die Nazis zur Gegnerschaft zwangen, ist tatsächlich unser Gesinnungsgenosse. Mancher Herr Abraham, Isaak oder Jakob wäre mit Freuden Nazi, wenn man ihm nur erlaubt hätte, Nazi zu sein.» – «Aber die Emigranten ...», will ich einwenden. – «Es gibt nicht ‚die‘ Emigranten. Es gibt nur einen emigrierten Freund A. oder eine emigrierte Freundin B. Das ganze Unglück kommt von den Verallgemeinerungen. Alle Polen sind so ..., alle Franzosen so ..., alle Juden müssen so und so sein. Charakterwertung nach Schema Eff, hunderttausend über einen Leisten. Wenn wir uns das nicht abgewöhnen, kommen wir nie auf einen grünen Zweig. Weder mit der Menschheitsverständigung noch mit der Toleranz.» Ich muss ihm recht geben. Und verlange nicht mehr, dass «alle» Emigrierten «alle» unsere Ansichten teilen.

Stockholm. Donnerstag, 17. August 1939
Unruhe in ganz Europa. Diesmal heisst das Stichwort Danzig. Von Tag zu Tag spitzt sich die Lage zu. Unsere Freunde raten uns, hierzubleiben. Auf keinen Fall in das kriegsbereite Deutschland zurückzukehren. Ob Hitler den Krieg tatsächlich will? Lieber wäre es ihm zweifellos, er bekäme Danzig ohne Krieg. Hollners Prophezeiung fällt mir ein: Danzig kriegt er noch gutwillig. Polen und, wenn er Schwein hat, sogar die Ukraine. Im Augenblick sieht es nicht so aus, als ob Hollner recht behalten würde. Die Welt rasselt hörbar mit dem Schwert. Hitler tut wie ein Lämmchen. Lässt die gequälten Volksdeutschen aus der Propagandakiste holen und im polnischen Gebiet ihr Martyrium beginnen. Geschändete Mütter mit dem Kind an der Brust... In- und auswendig kennen wir die Walze. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, hat am

10. August vor deutschen Rüstungsarbeitern die «heilige Versicherung» abgegeben, «dass der Führer niemals das Leben des deutschen Menschen leichtfertig aufs Spiel setzen» werde. Wir stürzen uns auf jede neue Zeitung.

Stockholm. Dienstag, 22. August 1939

Deutschland schliesst mit der Sowjetunion einen Nichtangriffspakt ab. Wie eine Bombe hat diese Nachricht gestern Abend in der Welt eingeschlagen. Andrik kommt mit einem Pack Zeitungen unter dem Arm aus der Stadt zurück. «Es ist wohl soweit», sagt er ernst. «Ich fürchte, wir müssen abreisen.» Wir wissen beide nicht, ob wir erleichtert aufatmen oder entsetzt die Hände zusammenschlagen sollen. Seit 1933 steht es für die Hitlergegner fest, dass das Tausendjährige Reich über kurz oder lang in einen Krieg steuern wird. In einen Krieg, der für Deutschland verloren sein müsste. Sechs Jahre hatten wir Zeit, uns an diesen Gedanken zu gewöhnen. Nun dünkt uns das Ende mit Schrecken fast schon erträglicher als der Schrecken ohne Ende.

Berlin. Samstag, 26. August 1939

Die Heimfahrt nach Deutschland lässt über den Ernst der Lage kaum einen Zweifel übrig. Reservisten mit Rucksack und Pappkarton drängen sich in den Strassen, auf den Bahnsteigen, in den Wartesälen. «Wir wollen keinen Krieg!» sagen ihre erschrockenen Gesichter. Auf dem Stettiner Bahnhof herrscht unvorstellbares Durcheinander. «Erster Mobilmachungstag», raunt uns der Gepäckträger ins Ohr. «Man hat die Kinder aus den Schulen geschickt und den Reichstag einberufen. Morgen soll der Wahnsinn losgehen.» Der Mann scheint uns für Ausländer zu halten, dass er so freimütig redet. Oder hat die drohende Kriegsgefahr selbst die Angst vor der Gestapo vorübergehend in den Schatten gestellt? Daheim liegt ein Zettel auf dem Tisch: «Sofort anrufen! Dringend!» Das ist Karlas Handschrift. Ich stürze zum Telephon. «Zu spät, meine Liebe!» begrüsst mich die Freundin. «Ich hoffe, du hast für die nächsten paar

Jahre rechtzeitig dein Haus bestellt.» Mein der Chiffrengespräche entwöhntes Gehirn springt leider nicht an. Was mag sie meinen? grüble ich. Wozu ist es zu spät? Was soll ich «bestellt» haben?

Berlin. Sonntag, 27. August 1939

Jetzt begreife ich, was sie gemeint hat! Ab sofort werden im ganzen Reich Lebensmittelkarten eingeführt. Bis gestern Abend hätte man noch kaufen können. Als ich mit Karla telephonierte, war es zu spät. Heute sind die Geschäfte geschlossen. Von morgen an lebt das deutsche Volk nach einem streng geregelten Kartensystem. Schöne Aussichten, wenn man soeben von einer sechswöchigen Reise zurückkehrt! Dicht unter dem Erlass sind zwei gesperrt gedruckte Spalten der «unmenschlichen Misshandlung Volksdeutscher in Polen» gewidmet.

Gestern soll der englische Botschafter Henderson mit deutschen Vorschlägen nach London geflogen sein.

Berlin. Montag, 28. August 1939

Die Truppen rollen gen Osten. Hinrichs ist einberufen. Kein Mensch in Berlin glaubt noch an die Erhaltung des Friedens.

Berlin. Dienstag, 29. August 1939

Ein neuer Lichtblick. Nach Hendersons Rückkehr scheint sich die Lage entspannt zu haben. Wir dürfen wieder mal Atem schöpfen. Wofür? Auf wie lange? Für einen Frieden mit Hitler? Mit Gestapo, Judenhetze, Selbstbespiegelung und unerträglichem Meinungszwang? Es ist entsetzlich, einen Krieg zu wünschen, den man unabwendbar für verloren hält. «Wir haben der Deutschen Botschaft in London den Star gestochen», vertraut mir Karla an. «Sie mussten erfahren, wie grundverkehrt Herr von Ribbentrop die Lage beurteilt!» Am Abend ruft sie mich an. «lacta aléa est!» sagt sie trocken und hängt ein.

Berlin. Mittwoch, 30. August 1939

Ja, der Würfel ist gefallen! Jeder Schritt, den Hitler seit gestern unternimmt, offenbart seine Absicht, koste es, was es wolle, in Polen einzumarschieren. Stündlich souffliert uns Erich Tuch die neueste Szene des Weltgeschehens. Henderson bei Hitler. Der Führer verlangt nicht nur die Rückgabe Danzigs, sondern auch die Einverleibung des polnischen Korridors. «Polen braucht den Zugang zum Meer», erklärte er unlängst. Heute scheint es ihn nicht mehr zu brauchen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden soll ein unterhandlungsberechtigter polnischer Bevollmächtigter in Berlin erscheinen. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Hitler und Ribbentrop wissen es ebenso gut, wie Sir Henderson es weiss.

Berlin. Donnerstag, 31. August 1939

In der gestrigen Nacht hat sich zwischen Henderson und Ribbentrop eine Farce abgespielt, wie sie in der Weltgeschichte ihresgleichen suchen mag. Mit eisiger Kälte wird der britische Botschafter um zwölf Uhr nachts vom Reichsaussenminister empfangen. Ribbentrop öffnet seine Dokumentenmappe, zieht ein Aktenstück hervor und liest dessen Inhalt mit halber Stimme hastig herunter. Sir Neville Henderson ist noch kein perfekter Kenner der deutschen Sprache. Er versteht nur die Hälfte. Und auch die Hälfte nicht ganz genau. «Darf ich um eine Abschrift für meine Regierung bitten?» fragt er höflich nach Beendigung der Lesung. – «Zu spät», sagt Ribbentrop gereizt und wirft das Schriftstück auf den Tisch. – Seit heute Mittag um zwei sind die Verhandlungen mit England abgebrochen. Die deutsche Armee marschiert.

In der Redaktion herrscht Katastrophenstimmung. «Ab morgen sprechen die eisernen Rohre», sagt Hollner düster. Die meisten wehrfähigen Männer sind schon einberufen. Der lange Meyer, unser «Politischer», prangt zur Feier des Tages in SS-Uniform. Aber es scheint ihm nicht ganz wohl dabei zu sein. Und als Hollner eine Friedens-Abschieds-Kognakflasche kreisen lässt, nimmt auch er aus ihr einen kräftigen Schluck. So herzlich, dass man ihn nachher

in ein Taxi spedieren und dem Chauffeur seine Privatadresse aufgeben muss. Erich Tuch kommt aus der Reichskanzlei kaum mehr heraus. «Heute zwischen vier und fünf Uhr nachts», informiert er uns nur hastig durchs Telephon.

Berlin. Freitag, 1. September 1939

Um 4 Uhr 45 haben deutsche Truppen in breiter Front die polnische Grenze überschritten. Die Regierung tritt mit einer Fülle neuer Verordnungen auf den Plan. Pflicht zur Verdunkelung von Strassen, Geschäften und Wohnungen. Luftschutzpflicht. Ab heute ist das Hören ausländischer Sender verboten und unter schwere Strafen gestellt. Dreimal haben wir bereits «gesündigt». Mit einer Decke über dem Radio, hinter verschlossenen Türen. Frankreich und England machen mobil. Italien erklärt sich neutral. *lacta aléa est*. Wann wird dieser Würfel für Hitler gefallen sein?

Nachmittags sind wir bei Doktor Flamm zum Tee eingeladen. Seit ihn die Nazis wegen politischer Unzuverlässigkeit als Landgerichtsrat in Pension schickten, verdient er sich den Lebensunterhalt durch ein juristisches Repetitorium, mit Vorsicht und Klugheit darum bemüht, seine Schüler über die Irrlehren des Nazismus aufzuklären. Andrik schätzt ihn als seinen gescheitesten Freund. Jetzt finden wir ihn, auf einer Leiter balancierend, soeben damit beschäftigt, die Fenster mit dunkelbraunem Packpapier zu vernageln. «Deutscher, verdunkle!» begrüsst er uns und klopft den letzten Nagel in sein Machwerk.

Wir sitzen um den Tisch und rühren in unseren Tassen. «Das gibt einen langen Krieg», sagt Flamm melancholisch. «Der Himmel weiss, wer zum Schluss noch am Leben sein mag.» – «Bestimmt nicht Herr Hitler!» – Flamm schneidet eine Grimasse. «Was nützt uns Hitlers Tod, wenn wir vorher ins Gras beißen müssen!»

Draussen ertönt ein merkwürdiges Geräusch. Hoch und tief, tief und hoch. Ein langgezogenes Auf und Ab. Andrik springt empor.

«Fliegeralarm!» ruft er erschrocken. Wir sehen uns an und wissen nicht recht, was wir tun sollen. «In den Keller gehen», rät Flamm. Irgendwie genieren wir uns ein bisschen. Kommen uns vor wie Feiglinge. Als wir unten eintreffen, haben sich die übrigen Mieter bereits versammelt. Gasmasken vor dem Gesicht, Luftschutztasche vorschriftsmässig über der Schulter. «Ekelhaft!» brummt Andrik. Über uns summt ein einsamer Flieger. Gespannt beobachten wir ihn durch das aufgesperrte Kellerfenster. Nach zwanzig Minuten ist der Spuk vorüber. Wieder ertönt ein ungewohntes Geräusch. Ein durchdringendes, langanhaltendes Summen. «Entwarnung» nennen es die Sachkundigen. Knöpfen ihre Gasmasken ab und treten befriedigt den Rückmarsch an. Wir äussern uns nicht über dieses Erlebnis. Es ist uns peinlich und erscheint uns beinahe als Blamage.

Auf dem Heimweg sehen wir zum erstenmal Sterne über Berlin. Nicht traurig verblässend hinter bunter Lichtreklame, sondern funkelnd in feierlicher Klarheit. Der Mond wirft einen milchigen Schein über die flachen und spitzen Dächer. Kein künstlicher Lichtstrahl dringt auf die Strassen. «Die Grossstadt kehrt zur Natur zurück», lächelt Andrik. «Fast könnte man zum Romantiker werden.» Er hakt mich ein und drückt meinen Arm. Wie lieb ich ihn habe! denke ich zärtlich.

Berlin. Montag, 4. September 1939

Kriegszustand zwischen England und Deutschland. Vor drei Tagen bekam Frau Rosenthal einen Brief, dass ihr englisches Visum unterwegs sei. Nun ist die Falle zugeklappt. Sie weint. Wie viele mögen heute weinen, weil es ihnen ähnlich ergeht! Doktor Mühsam lächelt philosophisch. «Mitgefangen – mitgehangen», sagt er. Und scheint fast zufrieden, dass man ihm den Auswanderungsentschluss zumindest für den europäischen Kontinent endgültig abgenommen hat. Tschenstochau ist gefallen. Die Warthe überschritten. «In rollendem Einsatz» bombardieren deutsche Luftstreitkräfte seit gestern die polnischen Städte. Auch Frankreich befindet sich mit uns im Krieg.

Doch weder Franzosen noch Engländer marschieren über unsere Grenzen. Warum marschieren sie nicht? Warum überschreiten sie nicht auch irgendeinen Fluss und setzen dem Wahnsinn des Krieges ein Ende, ehe die Besten aller Länder verblutet sind? Von Stunde zu Stunde warten wir auf das Eingreifen der Grossmächte.

Berlin. Donnerstag, 21. September 1939

Sie haben nicht eingegriffen. Heute spricht Adolf Hitler aus der deutschen Stadt Danzig. Der Krieg gegen Polen ist aus. Nach achtzehn Tagen. Mit dreihunderttausend Gefangenen. Weder der englische noch der französische Ministerpräsident scheinen zu wissen, dass Hitler nichts in der Welt so tief verabscheut wie einen Zweifrontenkrieg. Dass er lieber ein Bündnis mit den sechs Jahre hindurch beschimpften Bolschewisten riskiert als die Chance, sich von irgend jemandem in den Rücken fallen zu lassen. Die Westfront steht. Gewehr bei Fuss, und ohne sich zu rühren. Aber wartet nur, bis die Kobra ihre erste Mahlzeit verdaut haben wird! «Der Krieg zieht sich jahrelang hin», prophezeit Erich Tuch. «Ein ‚Blitzkrieg‘ wird den anderen ablösen. Und am Schluss? Am Schluss wird das Chaos stehen! «

Berlin. Samstag, 30. September 1939

Von morgen ab besteht auch in Lokalen der Zwang zur Fleischmarkenabgabe. Wer heute durch die Berliner Cafés und Gaststätten streift, bekommt den Eindruck, als hätte die gesamte Bevölkerung seit Monaten am Hungertuch genagt: Alle Restaurants sind überfüllt. Die Menschen fressen wie Hyänen. Ohne Hemmung und ohne Scham. Was hat man davon, wenn man sich für unbestimmte Zeit auf Vorrat den Magen mit Gänsebraten vollstopft? Sodbrennen? Eine unruhige Nacht? Verbindlichsten Dank! Diesen Gefallen wollen wir Herrn Hitler nicht erweisen.

Berlin. Dienstag, 10. Oktober 1939

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich heute morgen ein Gerücht in der Stadt. Die englische Regierung sei abgesetzt. Ein zehntägiger Waffenstillstand angeboten. Unser Verlag will es zuverlässig direkt aus dem Luftfahrtministerium erfahren haben. Ganz Berlin telephonierte. «Haben Sie schon gehört?... Ist es tatsächlich wahr?» Gegen Mittag kommt die Gegenparole. Persönlich von Goebbels ausgegeben. Die friedenssüchtigen Gerüchteverbreiter einschliesslich des Reichsluftfahrtministeriums sind einem Fischweibertratsch aus der Markthalle zum Opfer gefallen. Niemand hat Frieden angeboten. Der Krieg geht weiter. Und er muss weitergehen. Schon jetzt nehmen die Zwangsmassnahmen gegen Juden und Andersdenkende immer menschenunwürdigere Formen an. Im Luftschutzlehrgang wird der Hausgemeinschaft eingeschärft, dass sie keinen Rassefremden in ihrem Keller zu dulden brauche. Wir schämen uns vor unseren jüdischen Freunden. Und weil wir uns schämen, finden wir uns immer öfter bei ihnen ein. «Wisst ihr noch, als ...», beginnen unsere Gespräche. «Erinnert ihr euch noch an ...», pflügen sie zu enden.

Berlin. Montag, 30. Oktober 1939

Karla macht geheimnisvolle Andeutungen. Von einer «grossen Sache», die in Aussicht stehe. In der Stille ihrer Wohnung probiert sie mit Erich Tuch Revolver aus. «Für den Notfall!» orakelt sie. «Mankandochniewissen.» Wirhättengern «gewusst». Aber unsere Freundin hüllt sich in hartnäckiges Schweigen.

Berlin. Donnerstag, 9. November 1939

Gestern Abend ist im Münchner Bürgerbräu eine Höllenmaschine losgegangen. Kurz nachdem Hitler seine Ansprache an die alten Mitkämpfer und Blutordensträger beendet und die Versammlung verlassen hatte. 500'000 Mark sind zur Feststellung des Täters ausgesetzt. «Mensch, wenn die getroffen hätte, lägen wir alle betrunken unter dem Tisch!» empfängt mich Hollner in der Redaktion. Karla verhält sich merkwürdig still.

Ob sie mehr über die Zusammenhänge weiss, als sie sagen will? In den Abendblättern schäumt man vor Zorn. «Es besteht kein Zweifel, dass bei diesem Attentat der englische Secret Service die Hände im Spiel hat», tobt man.

Flamm und Andrik sind der Meinung, man habe wieder mal einen «Reichstagsbrand» inszeniert. Das heisst, sein Bombenattentat selber veranstaltet. In vielen Kreisen geht das Gerücht, Himmler habe dadurch seine Macht beweisen, Hitler die «Gnade der Vorsehung» veranschaulichen wollen. Vom wahren Täter fehlt jede Spur. Sechs alte Kämpfer mussten daran glauben. Mehr als ein halbes Hundert wurden verletzt. Seltsamerweise befindet sich kein einziger Prominenter darunter. Karla lächelt wie eine Sphinx. Erich Tuch lässt sich nicht sprechen. Wir beraten uns mit Hinrichs, der gerade auf Urlaub kommt. Fremd und ein bisschen beängstigt in seiner Luftwaffenhauptmannsuniform. «Wäre das Ding bloss früher losgegangen!» schimpft er enttäuscht. «Was nützen uns Höllenmaschinen, wenn sie nicht rechtzeitig explodieren!» Über den vermeintlichen Täter weiss auch er nichts auszusagen. Eines nur steht ihm bombenfest: Der Secret Service steckt nicht dahinter.

Berlin. Montag, 4. Dezember 1939

Immer noch munkelt man um die rätselhafte Bürgerbräu-Affäre. Als das Gerücht über eine Inszenierung aus den eigenen Reihen im Volk beängstigenden Umfang annahm, entschloss sich die Regierung, koste es, was es wolle, einen Täter herbeizuschaffen. Elser heisst der Mann, der, reichlich verspätet, mit Bild und Steckbrief, in allen Zeitungen erscheint. Man griff ihn angeblich, als er, den Plan des Bürgerbräukellers in der Tasche, soeben die Schweizer Grenze passierte. Seltsame Duplizität der Verbrecherfehlhandlungen. Van der Lubbe steckt sich, als er den Reichstag anzündet und das Feuer ihm schon die Jacke versengt, sein kommunistisches Parteibuch in die Hosentasche. Vorsorglich, damit es im Falle seiner Ergreifung auch wirklich gefunden wird. Elser tut das gleiche mit dem Plan seines Attentats. Was nützt ihm dieser Plan in der Schweiz? Will er ihn, zum ewigen Andenken, eingerahmt über sei-

nem Bett aufhängen? Kein versierter Verschwörer lässt sich mit kompromittierenden Dokumenten erwischen. Am wenigsten dann, wenn er stunden-, tage- oder gar wochenlang Zeit hat, sie zu vernichten, im Ofen zu verbrennen, einem Gully anzuvertrauen oder mit der Wasserspülung hinunterzuspülen. «Wenn es ihn wenigstens gäbe, diesen Elser!» sagt ein alter Reichsgerichtsrat verstimmt. «Aber ein Täter, der schon vor Jahren gestorben ist und nur noch als Photographie im Verbrecheralbum fungiert ...» Er schaut uns bekümmert an: «Für solches Theater setzt man die höchste deutsche Gerichtsbehörde in Bewegung.» Karla lächelt wie eine Sphinx. Doch das Volk beruhigt sich durch die Photographie. Und über der Nachricht, dass Finnland mit Russland in den Krieg eingetreten ist, gerät Herr Elser samt Bürgerbräukellerplan, Höllmaschine und Photographie aus dem Verbrecheralbum allmählich in Vergessenheit.

Berlin. Mittwoch, 24. Januar 1940

«Toll, bis zu welchen Höhen sich der nationalsozialistische Pegasus gelegentlich emporschwingt!» sagt Andrik und blättert kopfschüttelnd in einem schmalen Heftchen. Ich blicke ihm über die Schulter. «Weihnachten im Dritten Reich» von Fritz von Rabenau, lese ich. Darüber das Hakenkreuz. Darunter ein engelumschwebter Weihnachtsbaum. «Hörzu», spricht Andrik und räuspert sich bedeutsam:

«Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht
Nur der Kanzler zu treuer Hut,
Wacht zu Deutschlands Gedeihen gut,
Immer für uns bedacht.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht
Adolf Hitler für Deutschlands Geschick,
Führt uns zu Grösse, zu Ruhm und zum Glück,
Gibt uns Deutschen die Macht.»

Er wirft das Heft auf den Tisch. «Nun, was hältst du von dem Kunstwerk?» Mich schüttelt es. Und dafür mussten Stefan Zweig und Franz Werfel das Land verlassen, sind Heinrich Heines Gedichte seit sieben Jahren verboten. Schon weiss die heutige Jugend von Hermann Hesse kaum mehr den Namen. Ahnt nichts von der Lyrik eines Trakl, der Dramatik eines Barlach, der märchensüssen Poesie einer Else Lasker-Schüler. Die geistige Katastrophe ist viel schlimmer, als die materielle es jemals werden kann. Was man in vielen Jahren an Unfug, Geschichtsfälschung, Wahrheitsverdrehung und Kunstverleumdung in die Köpfe gehämmert hat, das wird sich aus diesen Köpfen so leicht nicht wieder herausmeisseln lassen. Jeder von uns trägt irgendwo den Stempel des Dritten Reichs. Und selbst der Untergang des Regimes wird aus Nazis keine Demokraten, aus Massenmenschen keine Persönlichkeiten zaubern. Hitler hat das Volk an Ekstasen gewöhnt. Immer muss es irgendwo «knallen». Immer steigert man sich ins Übermass. Bis in die Umgangssprache ist die Entfesselung aller Werte eingebrochen. Nichts heisst bei uns mehr einfach «schön», weil es schön ist, einfach «gross», weil es gross ist. Was sich nicht als «ungeheuer gross», «überirdisch schön», «einmalig wundervoll» präsentiert, schmeckt uns saft- und kraftlos wie ungewürzte Speise. Deutschland hat das Organ für die leisen Töne verloren. Zwar rühmt es sich noch dieser leisen Töne – der Töne der Dichter und Denker –, preist sich geradezu als deren Erfinder und Sachwalter in der Welt. Ja, merkt es denn nicht, wie der Eisenschritt der Paraden jenes Denken und Dichten seit Jahren bis auf den letzten Funken erstickt hat? Wer den Begriff des «Zackigen» zum Ideal erhebt, der ist von der Welt Mozarts, Kants, Eichendorffs und Rilkes tiefer geschieden als ein chinesischer Bauer, der Tag um Tag seine Reisfelder bestellt. Nietzsche hat es gewusst. Hat es schon damals vorausgeahnt. «Kam trotz schlumpichem Gewände / einst der Deutsche zu Verstände, / weh, wie hat sich das gewandt! / Eingeknüpft in strenge Kleider, / überliess er seinem Schneider, / seinem – Bismarck» (sprich: Hitler) «den Verstand», spottet er in einem Sechszweiler.

Und ausgerechnet diesen Nietzsche will Goebbels zum nationalsozialistischen Vorkämpfer proklamieren!

Berlin. Sonntag, 10. März 1940

Ums Radio geschart sitzen wir in unserem Zimmer, Flamm, Hinrichs, Doktor Mühsam, Karla, Andrik und ich, und lauschen der Rede, die Hitler zum Heldengedenktag hält. «Muss man sich diesen Unfug tatsächlich anhören?» mault Mühsam und saugt wie ein Blasebalg an seiner nicht ganz havannaechten Zigarre. – «Man muss», erwidert Hinrichs strafend. «Vogel-Strauss-Politik ist unverantwortlich. Wenn wir uns nicht klar darüber werden, was bei ‚denen‘ gespielt wird, verlieren wir jeden Überblick. Und ohne Überblick ...» Er bricht ab. Andrik steht vor dem Radio, den Kopf ein wenig gesenkt, nachdenklich den Blick nach innen gerichtet. Wie er fast jede Stunde dort steht, um die Wellen des Äthers mit seinen gelenkigen Händen einzufangen.

Heisere Männerstimmen dröhnen «Sieg Heil». – «Gesteuert auf zehnfache Lautverstärkung», sagt Andrik verächtlich und stellt das Gerät auf Pianissimo. «Deutsche Volksgenossen und -genossinnen», hören wir die verhasste Knödelstimme. «Als Führer der Nation, als Kanzler des Reiches und als Oberster Befehlshaber der deutschen Wehrmacht lebe ich heute nur einer einzigen Aufgabe: Tag und Nacht an den Sieg zu denken und für ihn zu ringen, zu arbeiten und zu kämpfen, wenn notwendig, auch mein eigenes Leben nicht zu schonen, in der Erkenntnis, dass dieses Mal die deutsche Zukunft für Jahrhunderte entschieden wird.» – «Dein Wort in Gottes Ohr!» ruft Mühsam bitter. «Für Jahrhunderte!» – Hinrichs grinst. «Gütig von ihm, dass er, wenn notwendig, sogar sein eigenes Leben nicht schonen will!» – «Sst!» macht Andrik und lässt die Stimme seines «Obersten Kriegsherrn» für einen Augenblick zu donnernder Stärke anschwellen: «Der von den kapitalistischen Machthabern Frankreichs und Englands dem Grossdeutschen Reich aufgezwungene Krieg muss zum glorreichsten Sieg der deutschen Geschichte werden.»

«Da haben wir's», erregt sich Flamm. «Grössenwahn in jedem Satz. Und was das Schlimmste ist: Man glaubt ihm den Humbug. Neunzig Prozent des Volkes fallen auf diesen Schwindel herein.» – «Es sind die gleichen neunzig Prozent, die in allen Ländern zu allen Zeiten auf jeden Propagandaschwindel hereinfallen», erwidert Andrik ruhig. «Warum erwarten Sie, dass ausgerechnet das deutsche Volk eine Ausnahme macht?» – «Weil ich es liebe», sagt Flamm leise. «Weil es mir unerträglich ist, es in den Abgrund steuern zu sehen.» – «Wenn aber dieser Abgrund das einzige Mittel wäre, einen neuen Anfang zu finden? Ich meine – einen Anfang im Geiste?» fragt Mühsam ebenso leise zurück. «Dann wäre das Ganze kein Untergang, sondern eine Passion.» Sein unschönes Gesicht verklärt sich, als würde es von innen durchleuchtet. «Vielleicht geht es überhaupt nur um diese Passion. Das heisst – um unsere Bereitschaft zu ihr. Wenn wir wirklich bereit sind...» Er verstummt. «Wir sind bereit», fährt er dann, wie zu sich selber, fort. Ich schaue ihn an. Du bist bereit, denke ich gerührt. Du Guter! Du überaus Tapferer!

Berlin. Mittwoch, 19. Juni 1940
Dreieinhalb Monate sind vergangen. Vierzehn Wochen, während deren das deutsche Volk von einem Siegesrausch in den anderen taumelte. Fahnen heraus – Fahnen herein. Alle Fenster, alle Giebel, alle Türen ein hakenbekreuztes Fahnenmeer. Befehl zum Flaggen: «Von heute ab auf die Dauer von acht Tagen.» Läuten der Kirchenglocken: drei Tage. Wieder einmal müssen christliche Zungen den Blutsieg der Waffen lobpreisen helfen. Am selben Tage, an dem die deutsche Presse den Sieg über Norwegen bekanntgibt, erscheint auf der zweiten Seite der Zeitungen eine kurze Notiz: «Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei teilt mit: Am ... wurde der Ludwig Koch wegen Widerstandes erschossen.» «Widerstand» heisst seit einiger Zeit die Abkürzung für folgenden Tatbestand: «Wegen politischen Vergehens zu mehr als acht Jahren Zuchthaus verurteilt.» Zuchthaus kostet Verpflegung. Kostet Brot, Nahrungsmittel, Kartoffeln für unnütze Esser. Wem über acht Jahre

Zuchthaus zudiktirt werden, der ist als asoziales Element aus der Volksgemeinschaft auszumerzen. «Wegen Widerstandes!» Wir wissen von Menschen, denen man solchen Widerstand andichtete, während sie im Krankenhaus auf dem Streckbett lagen.

Einen Monat nach der Besetzung Norwegens: Blitzfeldzug gegen Holland, Belgien und Luxemburg. Nach vier Tagen kapituliert Holland. Nach achtzehn Tagen streckt Belgien die Waffen. «Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre», ruft Hitler am 10. Mai den die Westgrenze überschreitenden deutschen Truppen zu. «Wenn Frankreich nur standhält!» flehen wir im stillen. Calais wird genommen, Ypern gestürmt. Am 4. Juni fällt Dünkirchen. Die Reste der fliehenden englischen Divisionen retten sich auf Kähnen und Flößen halb rudern, halb schwimmend über den Kanal. Zum erstenmal im Verlauf dieses Krieges fasst uns ein plötzliches Erschrecken. «Wenn er jetzt nachstösst – seine gesamten Streitkräfte auf die englische Insel wirft» – «Dann kämpfen sie in Kanada weiter», beruhigt Andrik. Aber auch seiner Gelassenheit fehlt der Brustton der Überzeugung. Aus den Fenstern wehen Fahnen. Klafft zwischen dem roten Wimpelwald eine Lücke, erscheint der Blockwalter, um den Säumigen zur Rechenschaft zu ziehen. Zwei Stunden Frist zum Fahnenkauf. Wer dann nicht geflaggt hat, wird abgeholt. Wie viele Lügen muss man erfinden, um das Nichtflaggen staatspolitisch glaubwürdig zu machen!

Der Siegeszug geht weiter. So glorreich weiter, dass selbst Italien Mut fasst, noch in letzter Stunde einen Brocken aus der grossen Beute zu fischen. Frankreich zerschmilzt wie eine Sandburg, die die Flut umspült. Am vergangenen Freitag fiel Paris. Als die Meldung durch den Rundfunk gegeben wird, sitzt die Belegschaft des Verlages gerade beim Mittagessen in der Kantine. «Paris genommen! Fahnen heraus!» Jeder startt beklommen auf seinen Teller. Zwei dicke Tränen tropfen Karla in ihren Aal grün mit Petersiliensauce. «Hurra!» schreit es plötzlich aus einer Ecke. Alle fahren zusammen. «Hurra!» tönt es nochmals, schon merklich kleinlauter.

Eine unserer Putzfrauen ist aufgesprungen, hat ihr Glas ergriffen und jubelt: «Es lebe der Führer!» Eisiges Schweigen an allen Tischen. Betreten setzt sie sich wieder auf ihren Platz. «Wenn das der lange Meyer erlebt hätte!» tuschelt Karla und lacht schon wieder, trotz ihrer Tränen. Der lange Meyer hat arbeitsfrei. Zur Teilnahme an der spontanen Siegeskundgebung seiner SS-Formation. Als wir uns später zum politischen Stehkonvent in Karlas Redaktionsstube zusammenfinden, meint Hollner: «Lasst gut sein, Kinder! Der Fall von Paris wiegt leichter als das Nichtnachrücken in Dünkirchen. Dass er dort den Anschluss verpasst hat, wird ihm noch teuer zu stehen kommen.»

Vor zwei Tagen bat Frankreich um Waffenstillstand. Nach einem Kampf von wenigen Wochen. Wo blieb die Verantwortung der demokratischen Staatsführer, dass sie einer solchen Niederlage nicht rechtzeitig vorbeugten? «Die haben bestimmt keinen Grund, uns irgendwas nachzusagen», schimpft Karla. «Mit Seelenruhe abwarten, bis der Gegner auf gerüstet hat, um sich dann ratenweise verfrühstücken zu lassen, beweist kein staatsmännisches Genie, sondern Schlafmützigkeit. Wer sein Volk liebt, darf nicht riskieren, es aufopfern zu müssen.» – «Unverbesserliche Idealistin!» lächelt Hollner trübe. «Glaubt immer noch, dass die Welt nach sittlichen Grundsätzen regiert wird.»

Schon in den nächsten Tagen soll der Waffenstillstand unterzeichnet werden. Wie Karla erfahren hat, mit echt wagnerianischem Gepräge.

Berlin. Samstag, 29. Juni 1940

Erich Tuch kommt aus Compiègne. «Zwar nicht von der Premiere, aber immerhin von der Generalprobe», erklärt er spöttisch. Am 22. Juni um achtzehn Uhr fünfzig ist im Walde von Compiègne der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet worden. Im selben Salonwagen, in dem Marschall Foch den deutschen Unterhändlern die Waffenstillstandsbedingungen des ersten Weltkrieges diktierte. Wie du mir – so ich dir, denkt Adolf.

Lässt das altmodische Vehikel aus dem Museum holen und mit minutiöser Genauigkeit am Standort von 1918 auf stellen. «Da steht es nun», berichtet Erich Tuch. «Soldaten schrubben an ihm herum. Ein Ingenieuroffizier ölt seine verrosteten Angeln. Vierundzwanzig Stunden vor der historischen Szene promenierte ich durch den milden Sommerabend. Plötzlich ein Geräusch. Ich stutze. Vor mir, in kaum zwanzig Schritt Entfernung, taucht Hitler hinter einer Wegbiegung auf. Er bemerkt mich nicht. Den Kopf erhoben, die Augen starr geradeaus gerichtet, wandert er dahin. Jetzt hebt er die Hand zum Gruss. Bleibt stehen und lächelt huldvoll nach allen Seiten. Ist er verrückt geworden? denke ich. Wen grüsst er da? Wen meint er mit seinem Gnadenlächeln? Vorsichtig schleiche ich ihm nach. Wieder ein Nicken und Grüssen nach links und nach rechts. Durch die Bäume schimmert der Salonwagen von 1918. Kein Posten ist in der Nähe. Erhobenen Hauptes nähert sich Hitler dem Untertan, steigt würdevoll die Stufen empor und drückt auf die frischgeputzte Klinge. Der probt seinen Akt, kommt mir blitzartig die Erleuchtung. Der übt sich in aller Stille für morgen ein. Verstohlen luge ich hinter einem Baumstamm hervor. Verflucht, die Tür scheint zu klemmen. Wütend rüttelt er an ihr herum. Zurück, marsch, marsch! denke ich schadenfroh. Wahrhaftig. Er wendet sich um, klettert herunter und beginnt den Auftritt von Neuem. Grüssen, Nicken, huldvolles Siegerlächeln. Dann verschwindet Deutschlands Diktator im Innern des Wagens. Ich mache, dass ich wegkomme. Wie sich am nächsten Tag die Premiere abgespielt hat, wisst ihr aus den Zeitungen. Einen Orden wird sie dem zuständigen Ingenieuroffizier kaum eintragen.»

Berlin. Mittwoch, 4. September 1940

«Weisst du, was freiwillige Spenden sind?» fragt mich Andrik heute morgen. Ich ahne, worauf er hinauswill. Gestern hat Hitler mit grossem Aufwand das zweite Kriegswinterhilfswerk eröffnet: Eintopfsonntage, Strassensammlungen, Industriespenden, Abzei-

chenverkauf. – «Freiwillige Spende ist, wenn einem an jedem Ersten ein bestimmter Prozentsatz vom Gehalt abgezogen wird», erwidere ich gehorsam. Andrik grinst. «Erraten!» – Und was ist Sabotage am Aufbauwerk des Führers?» – «Wenn man erklärt, dass man sich solche Zwangsabzüge aus wirtschaftlichen Gründen nicht leisten kann.» – «Ausgezeichnet!» lobt mein Freund. «Ist dir bekannt, dass am gestrigen Tage der achtundfünfzigjährige Setzer Emil Nitschke fristlos aus eurem Verlag entlassen worden ist, weil er sich ausserstande erklärte, die freiwilligen Spenden des Winterhilfswerks in sein Monatsbudget einzubeziehen?» Es ist mir bekannt. Sechszwanzig Jahre stand der Mann im Dienste der Firma. «Danken Sie Gott, dass wir Sie nicht anzeigen», äusserte der Personalchef bei seiner Entlassung. Wer nicht spendet, gilt als asoziales Element. Auch hier wieder steht der Mangel an Zivilcourage den meisten Volksgenossen hindernd im Wege. Weil es peinlich ist, nichts in die Büchse zu werfen, während zahlreiche Blicke prüfend auf einen gerichtet sind, zieht man auf der Strasse den Zehner hervor, der eigentlich im Portemonnaie steckenbleiben sollte. Weil Herr Schulze von nebenan zwei Mark gezeichnet hat, fühlt man sich verpflichtet, ebenfalls zwei Mark zu zeichnen.

Jedermann weiss, dass die Millionen des WHW nicht den Arbeitslosen, sondern dem Rüstungsprogramm zugute kommen. Wie könnte sonst die Rechnung aufgehen zwischen der ständig sinkenden Ziffer der Arbeitslosen und der ständig wachsenden der Spendeneinkünfte? Längst müssten im Deutschen Reich alle Arbeitslosen zu Kapitalisten geworden sein. Und dennoch spendet man. Auf der Strasse, in den Fabriken, in S-Bahn und Omnibus, am Fahrkartenschalter, an der Theaterkasse und an der Wohnungstür. Nicht, weil man will, sondern weil man sich dem Druck nicht entziehen kann. Nur die ganz Mutigen riskieren es, jedem auffordernden Büchsenrasseln ein liebenswürdiges Kopfschütteln entgegenzusetzen. «Ich lege mich an den Sammeltagen zu Bett und reagiere weder auf Klopfen noch auf Klingeln», verkündet Doktor Flamm.

Aber wie viele können es sich leisten, solche chronischen Ruhetage durchzuführen!

Die Zeitungen und Zeitschriften werden angewiesen, einen umfangreichen Werbefeldzug zugunsten des Winterhilfswerks einzuleiten. Die mangelhaften Ergebnisse der letzten Sammelaktion dürfen sich keinesfalls wiederholen, teilt man den Vertretern der Presse in einer Geheimsitzung des Propagandaministeriums mit. Ob der Setzer Emil Nitschke zu den Nutzniessern unserer freiwilligen Zwangsspenden gehören wird? Ich glaube es kaum!

Berlin. Freitag, 25. Oktober 1940

Gestern Nacht hatten wir den achtunddreissigsten Fliegeralarm seit Ende August. Das Unangenehmste an diesen abendlichen Ruhestörungen ist der vielstündige Zeitverlust, der mit jedem solcher Angriffe verbunden ist. Unter drei oder vier Stunden lässt man uns kaum aus dem Keller. Dabei schießt es gar nicht oft. Wenn der angerichtete Schaden auch in Zukunft nicht grösser wird, brauchen wir uns um dieses Schreckgespenst des Krieges keine ernsthaften Sorgen zu machen. Nach jedem Angriff pilgert die Bevölkerung neugierig und sensationslüstern zu den sogenannten ‚Schadenstellen‘. Bestaunt hier einen verbrannten Dachgiebel, da ein paar aufgerissene Steine im Strassenpflaster, dort ein halb eingestürztes Haus. Im Allgemeinen nimmt man die Sache nicht tragisch. Setzt seinen Stolz darein, sich als Stoiker zu erweisen, und stellt sich allmählich auf Nachtschlaf im Keller um.

Berlin. Montag, 16. Dezember 1940

Der zweiundfünfzigste Alarm liegt hinter uns. Wir verbrachten ihn in angenehmer Gesellschaft. Frank Matthis ist wieder aufgetaucht, den wir seit Jahren aus den Augen verloren hatten. Frank Matthis ist Arzt, Felskletterer, Aktivist, Gelehrter, Lausbub und Träumer. Das amüsanteste Sammelsurium sich widersprechender Eigenschaften. Er selbst hält sich für einen krassen Rationalisten. Wenn er mit seinen wissenschaftlichen Versuchen beschäftigt ist oder

weltabgekehrt am Schreibtisch sitzt, möchte man es ihm fast glauben. Sieht man ihn jedoch wie einen Pfadfinder durch die Wälder streifen, dann könnte kein Romantiker romantischer sein als er. Er hört es nicht gern, wenn man das behauptet. Er selbst sagt noch nicht ja zu dieser Seite seines Wesens – zu der intuitiven, spontanen, genialischen. Doch wenn er erst einmal ja zu ihr sagt, dann wird dieser Frank Matthis Erstaunliches erreichen. Als Arzt, als Forscher, als Wissenschaftler und Mensch.

Nun steigen wir nach dem zweiundfünfzigsten Alarm gemeinsam aus dem Keller. Es hat heftiger als sonst geschossen in dieser Nacht. «Die üben sich ein», sagt Frank und deutet auf den roten Schein, der im Westen den Himmel färbt. Wir treten zu ihm ans Fenster. In der Ferne tutet die Signalhupe der Feuerwehr. «Ich werde ihre Städte ausradieren», hat Hitler gedroht. Und vor einem Monat mit Coventry den Anfang gemacht. «Coventrisieren» nennt man seitdem die Totalvernichtung einer Stadt. Rühmt sich der Worterfindung und vergisst, wie grausam sie sich eines Tages gegen uns selber kehren kann. «Die üben sich ein», sagt Frank noch einmal. Und wie ein Schauer fallen uns seine Worte ins Herz.

Berlin. Dienstag, 28. Januar 1941

Cocktail-Party bei Erich Tuch. Das halbe Auswärtige Amt ist erschienen. Das heisst – genauer gesagt – die «andere Hälfte» des Auswärtigen Amtes. Die Gegenhälfte. Denn unter den hundertundzwanzig Anwesenden dürfte sich kaum ein Nazi befinden. Man redet getarnt und geschickt. Wie es sich für Diplomaten geziemt. Doch hinter den umschreibenden Worten spürt jeder bei jedem den gleichen Sinn: Wir sind nicht der Meinung! Wir lehnen sie ab, die Politik dieser Gangster-Regierung.

«Und doch macht ihr sie mit», sagt Andrik zu Tuch. – «Machen wir sie wirklich mit?» fragt dieser. «Ich bitte Sie, was sollen wir denn tun? Herausgehen? Eigentlich müssten wir alle herausgehen. Wir kommen nicht an gegen die Dynamik dieser Lumpen. Wer es

ehrlich meint, muss sich entscheiden, eingeschaltet bleiben, um zu behindern. Wenigstens zu bremsen, wo man nicht stürzen kann. Oder sich ausschalten und das verfluchte Regime sich selbst überlassen.» Er hebt den Kopf. «Ich für mein Teil habe mich zum ersten entschlossen», sagt er ernst. «Und wenn mein Minister mir keinen Strich durch die Rechnung macht...»

Berlin. Freitag, 28. März 1941

Herr von Ribbentrop hat anders entschieden. Er liebt in seiner Umgebung keine Menschen mit eigener Meinung, mag diese Meinung auch noch so vorsichtig geäußert werden. Erich Tuch ist ihm schon lange verdächtig. Verdächtig, um etliches klüger zu sein als er. Es macht sich nicht gut, wenn der Chef im Kabinett immer unrecht, sein junger Mann im Vorzimmer immer recht behält. Also muss der junge Mann entfernt werden. Je schneller, desto besser. Je weiter, desto angenehmer. Erich Tuch wird nach dem Fernen Osten versetzt. Karla begleitet ihn. Schon in den nächsten Tagen reisen sie ab. «Damit wir noch durch Russland kommen, ehe man dort einmarschiert», erläutert Karla. – «In Russland?» frage ich verduzt. «Bei unseren Verbündeten?» – «Schäfchen! Glaubst du, er wird sich genießen? Wo er seit dem Sieg über Frankreich nichts anderes im Kopf hat als die ‚Gefahr im Osten‘? Russland ist dran, sage ich dir. In einem Monat – spätestens in zweien, schlagen wir los.» – «Weisst du das sicher?» – «So sicher, wie ich hier sitze. So sicher wie die Tatsache, dass die deutsche Heeresleitung schon mitten in den Vorbereitungen steckt.» Mir graut es. Also wieder mal ein Raubzug in diesem «uns aufgezwungenen» Krieg. Jetzt erst begreife ich den Sinn jenes allen Naziprinzipien hohnsprechenden Bündnisses: Ausschaltung des einen Gegners, solange man sich mit einem anderen beschäftigt. Ist dieser erledigt, kann man die Freundschaftsmaske getrost wieder fallen lassen.

Am liebsten möchte ich mich sofort mit Andrik bereden. Aber die Zeit ist zu knapp. In einer halben Stunde bin ich mit Ernst Angels

Schwiegermutter am Kurfürstendamm verabredet. Zum Einkauf von Strümpfen und Nähmaterial. In drei Tagen wird die erste Reichskleiderkarte ungültig. Juden besitzen keine Kleiderkarten. Wir müssen sehen, sie von unseren Punkten mitzuversorgen. Morgen ist der letzte Einkaufstag.

Seit Anfang der Woche haben Frank, Flamm, Andrik, Karla und ich sämtliche Restpunkte in der Bekanntschaft gesammelt. Für vierzehn Onkel Heinrichs. Und für zweiundzwanzig Tante Johanas. «Es wird einen Krieg gegen Russland geben», sage ich zu Mutti Lehmann, Ernst Angels reizender Schwiegermutter. – «Wenn es nur keinen gegen Amerika gibt!» seufzt sie. «Wenn Amerika in den Krieg geht, wird man uns alle umbringen.» Ich bin zu wenig vom Gegenteil überzeugt, um sie erfolgreich trösten zu können. Bedrückt verabschieden wir uns voneinander. Es sieht nicht gut aus in der Welt. Vor drei Tagen hat Hitler die jugoslawische Regierung genötigt, dem Dreierpakt Deutschland-Japan-Italien als Verbündeter beizutreten. Heute berichten die Zeitungen von einem Aufstand in Belgrad und Agram.

Nein, wirklich, es sieht nicht gut aus in der Welt. Neue Massnahmen gegen Juden sollen in Vorbereitung sein. Beschränkung der Lebensmittelzuteilung. Strenge Begrenzung der Einkaufszeiten. Schon nimmt man ihnen die Wohnungen weg, pfercht sie auf immer engerem Raum zusammen. «Auf die Isolierung folgt die Vernichtung», prophezeite vor zwei Jahren Heinrich Mühsam. 1934 gingen die ersten, 1939 die zweiten. Wann und wohin werden die dritten und Letzten gehen?

Berlin. Montag, 7. April 1941

Karla und Erich Tuch sind abgefahren. Seit gestern kämpfen deutsche Heeresverbände auf jugoslawischem Boden. Diesmal stand der Einmarsch wohl nicht in Hitlers Programm. Der Abfall Jugoslawiens kam selbst ihm überraschend. «Er tobt und beisst Teppiche», flüstert mir Karla noch auf dem Bahnsteig ins Ohr. – «Und Russland?» flüstere ich zurück. «Wird man Russland nun aufge-

ben?» – «Aufgeschoben, aber nicht abgeblasen», tuschelt sie. Man reisst uns auseinander. Viele sind zum Abschiednehmen erschienen. «Auf Wiedersehen!» sagt Erich Tuch und hebt vier Finger in die Luft. «Auf Wiedersehen im ...» Vierten Reich, ergänzen wir lautlos. Und nicken, zum Zeichen, dass wir ihn verstanden haben.

Berlin. Sonntag, 4. Mai 1941

Der fünfte «Blitzfeldzug» dieses Krieges ist zu Ende. Heute hat Hitler im Reichstag seinen grossen Rechenschaftsbericht abgelegt. Vor sämtlichen Spitzen der Partei und der Wehrmacht. Nun steht dem Marsch nach Russland nichts mehr im Wege. «Aufgeschoben, aber nicht abgeblasen», meinte Karla. Wir tun, was wir können, die Nachricht ins Volk zu tragen.

Berlin. Montag, 12. Mai 1941

«Radio anstellen!» ruft Frank Matthis durchs Telefon. Wir schalten ein. «... zurückgelassener Brief zeigte in seiner Verworrenheit leider die Spuren einer geistigen Zerrüttung, die befürchten lässt, dass Parteigenosse Hess das Opfer von Wahnvorstellungen wurde.... muss die nationalsozialistische Bewegung damit rechnen, dass Parteigenosse Hess auf seinem Flug irgendwo abgestürzt beziehungsweise verunglückt ist.» – «Alle Achtung!» sagt Andrik. «Auch du, mein Sohn Brutus!» – «Glaubst du, er ist...?» – «Natürlich ist er getürmt. Getürmt wie Putzi Hanfstaengl.» Er klatscht vor Vergnügen in die Hände. «Kinder, Kinder, ist das ein Skandal? Fast zu schön, um wahr zu sein! Lass mal hören, was die anderen sagen.» Kissen über den Kasten, Umschaltung. «Hier ist London ... hier ist London: Rudolf Hess, der Stellvertreter Hitlers, ist in der Nacht vom 10. zum 11. Mai in der Nähe von Glasgow in Schottland gelandet.» – «Auch das noch! Direkt in der Höhle des Löwen», schreit Andrik. Er jubelt es fast. «Unser Kronprinz! ... Noch am vergangenen Sonntag sass er, einträchtig neben seinem Führer, im Reichstag auf der Regierungsbank!» Was mag ihn zu diesem Schritt veranlassen haben? überlegen wir.

Berlin. Freitag, 16. Mai 1941

Das ganze Volk redet und rätselt um die Hess-Affäre. Was die Regierung, mit jeder Stunde wechselnd, darüber zusammenstottert, ist so plump und offenkundig gelogen, dass niemand ihre Erklärungen ernst nimmt. Wenn, so sagt man sich, jemand Stellvertreter des Führers ist, dann kann er auch nicht verrückt sein. Ist er indessen verrückt – und das gar seit Jahren –, so wird man ihn nicht zum Stellvertreter des Führers machen. Wo ist die Wahrheit? Wo steckt die Lüge? Schon hat sich der Witz des Falles bemächtigt:

Es geht ein Lied im ganzen Land:
Wir fahren gegen Engelland.
Doch wenn dann wirklich einer fährt,
So wird er für verrückt erklärt.

Auch die Nazisten zeigen betretene Gesichter. Und wissen nicht, für welche Version sie sich entscheiden sollen. Hat Hitler selbst seinen Vertreter ausgeschiedt, um mit England einen Sonderfrieden zu schliessen? Oder flog Rudolf Hess auf eigene Faust? Weil es ihm zu ungemütlich wurde im Grossdeutschen Reich?

Der englische Sender gibt keine Auskunft. Auch im Verlag sind die Meinungen geteilt. Hie verrückt – hie nicht verrückt. «Mich lässt die Frage kalt», erklärt Frank Matthis. «Hauptsache, dass er weg ist!» – «Und dass die Bonzen sich ärgern», ergänzt Andrik schadenfroh.

Berlin. Sonntag, 15. Juni 1941

«Haben Sie schon gehört», sagt mein Milchmann vertraulich, «der Stalin kommt nach Berlin. Zweihundert Frauen sind zum Fahnennähen eingesetzt.» – «Ach!» staune ich. «Zweihundert Frauen? Und wirklich zum Fahnennähen?» – «Todsicher! Ich weiss es aus zuverlässigster Quelle.» Er füllt mir mein Viertelchen Magermilch in den Topf. Die «arische Magermilch», denn seit auch entrahmte Frischmilch kartenpflichtig ist, sind Nichtarier von ihrem Bezug ausgeschlossen. «Magermilch?» schimpfte kürzlich eine Frau.

«Den Dreck können Sie selber trinken.» Und muss nun drei Monate lang täglich auf der Polizei zur Strafe das Sprüchlein herbeten: «Es gibt keine Magermilch. Es gibt nur entrahmte Frischmilch.» Als ich mit meinem Einkauf heimwärts wandere, kommt mir auf der Treppe ein Nachbar entgegen. «Heil Hitler!» grüsst er stramm. «Wissen Sie das Neueste? Stalin trifft dieser Tage hier ein. Im Panzer-Sonderzug.» Er misst mich mit einem triumphierenden Blick. «Heil Hitler!» empfiehlt er sich stramm. Und klirrt eisenbeabsatzt die Treppe hinunter.

Stalin kommt... Stalin ist unterwegs, verbreitet es sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Am Nachmittag sind Andrik und ich zu einem diplomatischen Tee gebeten. «Nächsten Samstag geht's los», sagt ein Herr aus dem Ribbentrop-Büro. «Am 15. Oktober stehen unsere siegreichen Armeen auf der Linie Astrachan-Archangelsk.» – «Und wenn die Russen Widerstand leisten?» wage ich einzuwenden. – «Sie werden keine Zeit dazu haben.» – «Und wenn sie auf ihrem Rückzug alles zerstören und unseren Truppen den Nachschub unmöglich machen?» – «Auch dazu wird man ihnen keine Zeit lassen.» Der Herr aus dem Ribbentrop-Büro scheint den Sieg bereits in der Tasche zu tragen.

«Ist Ihnen bekannt, dass im Volk entgegengesetzte Gerüchte umgehen?» fragt Andrik höflich. Der Ribbentrop-Diplomat macht eine verächtliche Handbewegung. «Mit Absicht von uns ausgestreut. Vollkommen unerheblich. Das biegen wir schon wieder hin, wenn es soweit ist.» Er blickt sich herausfordernd im Kreise um. «Oder sind die Herren vielleicht anderer Meinung?» Man ist nicht anderer Meinung, oder – zum mindesten – man sagt es ihm nicht. Nur der Botschafter Nadolny wiegt sorgenvoll den Kopf. «Täuschen Sie sich nicht, meine Herren», warnt er. «Russland hat sich noch niemals für Blitzkriege geeignet. Was nützt es, wenn wir am Ural stehen? Dann wird man hinter dem Ural weiterkämpfen. Nein, dieser Brocken ist zu gross für uns. Glauben Sie mir, an diesem Brocken ...» Er schweigt. Die Umsitzenden tun, als hätten sie seinen Einwand überhört. Niemand will es mit dem Ribbentrop-Herrn verderben.

Also Krieg gegen Russland: knapp siebzehn Wochen. Vom 21. Juni bis zum 15. Oktober. In vier Monaten will man ein Gebiet von rund sechs Millionen Quadratkilometern durchlaufen. Arme deutsche Soldaten!

Berlin. Montag, 23. Juni 1941

Pünktlich auf die Minute hat er angefangen. Der «aufgezwungene» Blitzkrieg gegen Russland. Fast am gleichen Tage wie Napoleon vor hundertneunundzwanzig Jahren haben unsere Soldaten den Njemen überschritten. Die Propaganda darf dort wieder anknüpfen, wo sie im September 1939 jäh abbrechen musste: Kampf gegen den Bolschewismus! Sicherung Europas vor sowjetischer Bedrohung! «Deutsches Volk! Nationalsozialisten!» spricht Hitler. «Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich endlich offen reden kann.» Er redet viel und lange. Dass der deutsch-russische Pakt durch Moskau gebrochen worden sei. Dass er es so gut gemeint und dass man ihn so böse hinters Licht geführt habe.

Berlin. Donnerstag, 26. Juni 1941

In Eilmärschen dringen unsere Divisionen vorwärts. Gerüchte erzählen von riesigen Siegen. Der Wehrmachtsbericht beschränkt sich darauf, uns täglich wissen zu lassen, dass die «Kämpfe gegen die Rote Armee planmässig und erfolgreich verliefen».

Berlin. Sonntag, 29. Juni 1941

Goebbels hat sich eine grossartige Überraschung ausgedacht: Siegesmeldungen als Jahrmarktsrummel. Nach dem Prinzip «Sieben Tage Sparsamkeit für einen Tag der Fülle» hat er eine Woche lang Siege gesammelt, um sie heute wie aus einer Giesskanne über das Volk auszuschütten. Alle fünfzehn Minuten Fanfarenstösse. Eine Handvoll Takte aus den Préludes von Liszt, Sondermeldung: Brest-Litowsk. Sondermeldung: Bialystock, Grodno, Minsk. Sondermel-

dung ... Sondermeldung ... Sondermeldung. Wir halten uns die Ohren zu. Wir wollen nichts mehr hören. Es ist geschmacklos, das Bluten und Sterben unzähliger Menschen zur Sonntagsbelustigung aufzuputzen. Historie zeitgerafft! Doch wo wir auch hinkommen, gellt es aus dem Radio: Sondermeldung ... Sondermeldung. «Am besten, man legt sich ins Bett», faucht Andrik gereizt.

Berlin. Samstag, 23. August 1941

Wir siegen, siegen, siegen. Und jeder Sieg macht Hitlers Hochmut grösser. Schon feiert ihn Goebbels als «genialsten Feldherrn aller Zeiten». Schon nimmt die Vergottung seiner Person beängstigende Formen an. «Unsere Stunde hat geschlagen», sagt Heinrich Mühsam. «Nach solchen Erfolgen kann er sich alles erlauben.»

Berlin. Freitag, 19. September 1941

Es ist soweit. Die Juden sind vogelfrei. Als Ausgestossene gekennzeichnet durch einen gelben Davidstern, den jeder von ihnen auf der linken Brustseite tragen muss. Wir möchten laut um Hilfe schreien. Doch was fruchtet unser Geschrei? Die, die uns helfen könnten, hören uns nicht. Oder wollen uns vielleicht nicht hören. «Jude» steht in hebräischen Schriftzügen mitten auf dem gelben Davidstern, «Jude» höhnen die Kinder, wenn sie einen so Besterneten durch die Strassen wandern sehen. «Schämt euch!» schnauzt Andrik zwei solcher Lümmel an und haut ihnen, ehe sie sich's versehen, ein paar rechts und links um die Ohren. Die Umstehenden lächeln zustimmend. Wie ertappte Sünder schleichen die Bengel beiseite. Gott Lob und Preis! Das Gros des Volkes freut sich nicht über die neue Verordnung. Fast alle, die uns begegnen, schämen sich wie wir. Und selbst der Spott der Kinder hat mit ernsthaftem Antisemitismus wenig zu tun. Sie spotten, weil sie sich einen Spass davon versprechen. Einen Spass, der nichts kostet, da er auf Kosten von Wehrlosen geht. Es liegt kein grosser Unterschied darin, ob

man Fliegen die Beine ausreisst, Schmetterlinge aufspießt oder Juden ein Schimpfwort nachruft.

Der gelbe Stern erleichtert die Aussonderung. Er leuchtet voran, auf dem Weg in die Finsternis. Getto nennt sich diese Finsternis. Seit etlichen Tagen hat der dritte und letzte jüdische Aufbruch begonnen. Abholung aus den Wohnungen. Zwangsevakuierung mit unbestimmtem Ziel. «In polnische Judenlager», sagen die einen. – «In den sicheren Tod», prophezeien die anderen. Jede Nacht fahren die Abholeautos durch die Stadt. Zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. Jede Nacht kampieren andere Flüchtlinge auf den Sofas ihrer arischen Freunde. «Wenn man nicht zu Hause ist, gehen sie wieder weg. Alles ist gut, wenn man nicht zu Hause ist», sagt Frau Rosenthal, und ihre Zähne klappern aufeinander vor Entsetzen.

Manchmal gelingt es mit dem «Nicht-zu-Hause-sein». Noch öfter gelingt es nicht. Mehr als einer wird auf der Strasse aufgegriffen oder von seiner Arbeitsstätte weggeholt. Niemand kennt die Regel, nach denen die Abholungen erfolgen. Diesen hascht es. Jener bleibt verschont. Weshalb? Auf Grund welcher Vorrechte? «Wir kommen alle dran», seufzen die Zurückbleibenden. «Was macht es aus, ob es einen Monat früher oder später geschieht?»

Berlin. Freitag, 17. Oktober 1941

Die Deutschen stehen vor Moskau und Leningrad. «Der Sieg ist entschieden», renommiert Herr Dietrich, unser Reichspressechef. «Die Heere Budjonns vernichtet, die Heere Woroschilows eingekesselt. Die Heere Timoschenkos vor der Auflösung.» – «Von solchen Schlägen erholt sich keine Armee», ergänzt Hitler stolz. – «Durchhalten – durchhalten!» knirscht Andrik verbissen. «Moskau ist noch nicht Astrachan. Leningrad noch nicht Archangelsk.» – Die Nazis verbreiten das Schlagwort, dass wir den «grossdeutschen Lebensraum» am Ural verteidigen müssten. «Durchhalten – durchhalten!» stöhnt Frau Matthis, flehen Hinrichs, Flamm, Hollner und alle, die unseres Sinnes sind.

Berlin. Donnerstag, 30. Oktober 1941

Die Deutschen bleiben vor Moskau und Leningrad stehen. Hitler bagatellisiert die Verluste. Geht über sie hinweg, als gingen sie ihn nichts an. Nicht einmal sterben dürfen seine Soldaten offiziell für ihn.

Berlin. Mittwoch, 19. November 1941

Udet soll tot sein. Görings Freund und populärster Fliegergeneral. Frank bringt die Nachricht direkt aus dem Luftfahrtministerium. «Niemand weiss, woran er gestorben ist», erzählt er aufgeregt. «Irgend etwas stimmt da nicht, sage ich euch. Verlasst euch drauf, hinter dieser Sache steckt irgendein Haken.» – «Muss denn immer gleich ein Haken dahinterstecken, wenn einer von denen ins Gras beißt?» frage ich missgelaunt, weil ich mich ärgere, dass es wieder mal den Falschen erwischt hat. – «Gewiss nicht», erwidert Frank milde. «Nur pflegen normale Menschen zu sterben, ehe man ihnen den Sarg ins Haus trägt, und nicht erst einen Tag hinterher, wie beispielsweise – Herr Udet.» – «Teufel auch!» ruft Andrik verblüfft. «Das riecht allerdings stark nach ...» – «... seidener Schnur», fällt ihm Frank ins Wort. «„Bring dich um!“ soll man ihm befohlen haben. „Du bist nicht mehr erwünscht, Generaloberst Udet!“» – «Und warum wäre er nicht mehr erwünscht?» Frank hebt die Achseln. «Unbekannt. Die einen schwätzen dies, die anderen jenes. Fehldispositionen in der Flugzeugherstellung, Schulden, Unterschlagungen, Saufereien. Futterneid von Herrn Generalfeldmarschall Milch. Möglich, dass es die Nazis selbst nicht wissen. Auf jeden Fall ist Ernst Udet tot. Und übermorgen bereitet man ihm ein Staatsbegräbnis.» – «Man kann doch einem Mann kein Staatsbegräbnis bereiten, wenn man ihn selber umgebracht hat», sage ich entsetzt. «Der muss ja ... dem wird ja ... der dreht sich ja im Sarge um.» – «Da müssten sich schon viele umgedreht haben. Nicht nur Herr Udet und der staatsbeerdigte Ernst vom Rath», lacht Frank verächtlich. In Gedanken versunken, blickt Andrik ihn an. «Tritt der Mordbefleckte an des Erschlagenen Bahre, so bluten seine

Wunden», deklamiert er halblaut, wie zu sich selbst. Frank hält sich die Ohren zu. «Komm mir bloss nicht mit den Nibelungen! Die Reckentreue bis zum Meuchelmord liegt mir schon immer im Magen.»

Berlin. Samstag, 22. November 1941

Des Toten Wunden haben nicht geblutet. Auch dann nicht, als Führer und Reichsmarschall an seiner Bahre die Hand zum «Deutschen Gruss» erhoben. Und doch ist es wahr, dass man ihm die «seidene Schnur» geschickt, dass man ihm nahegelegt hat, die Waffe gegen sich selbst zu richten.

«Unfassbar ist uns der Gedanke, dass du, mein lieber Udet, nicht mehr unter uns weilst», klagt Göring in seiner Gedenkansprache und wischt sich eine mannhafte Träne aus dem Auge. Dass Menschen so lügen können! So unverfroren und so schamlos!

Berlin. Montag, 1. Dezember 1941

Noch immer stehen die Deutschen vor Moskau und Leningrad. Von den vernichteten Heeren Woroschilows und Timoschenkos ist keine Rede mehr. Stattdessen empört man sich darüber, dass Stalin den «verbrecherischen Befehl gegeben habe, auch Zivilisten zur Verteidigung der Städte auszubilden». «Das letzte Aufgebot», überschreibt man die Meldung. «Das letzte Aufgebot» scheint Hitler verdammt viel zu schaffen zu machen.

Berlin. Samstag, 6. Dezember 1941

«Wenn man nicht zu Hause ist, gehen sie wieder weg», sagte Frau Rosenthal. «Alles ist gut, wenn man nicht zu Hause ist.» Irgendwann aber muss man mal zu Hause sein. Man kann nicht immer auf fremden Sofas schlafen, planlos durch die Strassen spazieren oder in muffigen Kinos sitzen. Man muss auch mal nach den Blumen sehen – zu Hause –, sich Wäsche holen, man muss ... Jeder braucht ab und zu das Gefühl, dass er nicht heimatlos ist. Margot Rosenthal trennt sich den Stern von der Jacke, wenn sie am Abend

ihre Wanderschaft antritt. Und ehe sie des Morgens in ihre Wohnung zurückkehrt, heftet sie ihn im letzten Haustor wieder an die Brust. Fast alle machen es so, seitdem ein ungeschriebenes Gesetz den Ariern jeglichen Umgang mit Sterntägern verbietet. Gestern Abend ist Margot Rosenthal nicht zu uns gekommen. Obgleich wir uns fest miteinander verabredet hatten. Es wird ihr doch kein Unglück zugestossen sein?

Berlin. Sonntag, 7. Dezember 1941

Andrik hat sich zu ihrer Wohnung geschlichen. Hat geklingelt und geklopft: sechsmal, zehnmal, zwanzigmal. Alles totenstill. Nichts rührt sich drinnen. Kein Schritt, kein Laut. Das Telephon antwortet nicht. Morgen probieren wir es wieder.

Berlin. Montag, 8. Dezember 1941

«Die vom ersten Stock? Die Jüdin meinen Sie», sagt die Portiersfrau. «Die haben Sie abgeholt. Schon vorgestern. So um die sechste Stunde.» Also weg! Niedergeschmettert machen wir uns auf den Heimweg. «Japan im Kriegszustand mit USA und England», rufen die Zeitungshändler aus. Wir hören kaum hin. Es interessiert uns nicht. Im Augenblick interessiert uns nur eines: Wohin haben Sie Margot Rosenthal gebracht?

Berlin. Mittwoch, 24. Dezember 1941

Ins Getto bei Landshut haben Sie Sie geschafft. Zusammen mit neunhundert Leidensgefährten. Heute, am Weihnachtsabend, kam ihr erster Brief. «Schickt uns zu essen, wir verhungern», steht in ihm. «Vergesst mich nicht», steht in ihm. «Ich weine den ganzen Tag.»

Es dürfte keine Weihnachtsbäume geben, solange Menschen auf der Welt sind, die den ganzen Tag weinen müssen. In acht Tagen beginnt das vierte Kriegsjahr. Das zehnte Jahr unseres staatlichen Antisemitismus.

Berlin. Montag, 23. Februar 1942

«O Jahrhundert, O Wissenschaften! Es ist eine Lust, zu leben», stöhnt Andrik und greift sich an den Kopf. Vor uns sitzt Doktor Jakob. Unser Zahnarzt aus besseren Tagen. Jetzt ist er Sternträger und seit drei Monaten bemüht, seine «jüdischen Grosseltern zu taufen». «Arisierungsverfahren» nennt man den Vorgang, wenn ein Jude nachzuweisen versucht, dass seine Eltern eigentlich gar nicht seine Eltern sind. Dass zum mindesten sein Vater ...

Nie zuvor hat es so viele eheliche Fehlritte gegeben. Und so viele Töchter und Söhne, die bereit sind, einen Seitensprung ihrer Mutter eidestattlich zu bezeugen. Hier handelt es sich nicht um einen Seitensprung, sondern um eine regelrechte Kindesunterschabung. Drei aus unserer Clique haben sie vor dem Notar beschworen. Unter Eid versichert, dass der Zahnarzt Hugo Jakob weder seinen Eltern noch seinen Geschwistern im mindesten ähnlich sähe. Eltern und Geschwister sind vor Jahren nach Palästina ausgewandert. Wer fragt dort schon nach Ähnlichkeiten! Hier aber fragt man danach. Das Rassenforschungsamt interessiert sich brennend für Familienphotos. Für Photos der Familie Jakob. Je mehr, desto besser. Wir kramen in unseren Schüben. Fördern leidlich Brauchbares zutage. Geschwister Salomon. Der Bruder tot, die Schwester zu Beginn des Naziregimes nach Amerika emigriert. Sie werden uns die erfundene Verwandtschaft nicht übelnehmen. Das Rassenforschungsamt ist ein wissenschaftliches Institut. Es arbeitet exakt und gründlich. Dreiundzwanzig Ohrenmessungen. Verhältnis von Kiefer zu Nase. Von Nase zu Auge, von Haaransatz zu Stirn. Heute kam der Bescheid: «Das Verfahren wird abgelehnt, da eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen Antragsteller und Geschwisterphotos unbedingt nachweisbar ist.» O Jahrhundert! O Wissenschaften! O liebe Geschwister Salomon! «Das bedeutet meinen Ruin», sagt Doktor Jakob gepresst. «Und nicht nur meinen, sondern auch den meiner Frau und meiner Tochter, meines Schwiegervaters und meiner Schwiegermutter.» – «Sie müssen sich eben trennen», rät Andrik.

«Zu fünft kommen Sie nicht durch. Zu fünft schafft es niemand.» Er überfliegt mit einem raschen Blick die Zimmereinrichtung. Eine Couch, zwei Sessel, die man zur Not zusammenrücken kann. «Nein», wiederholt er. «Zu fünft lässt es sich nicht schaffen. Weder mit dem Essen noch mit dem Schlafen.»

Seit Margot Rosenthal im Grüssauer Getto sitzt, sammeln wir Lebensmittelmarken. In Klein- und Kleinstabschnitten. Aber es sind viele Tropfen, die den Stein höhlen müssen, denn von einer Einzelkarte kann ein zweiter unmöglich mit satt werden.

«Hier sind die Photos.» Doktor Jakob kramt in seiner Brieftasche. «Sie dürften für mich kaum noch Interesse haben.» Zögernd wendet er sich zum Gehen. «Wenn Sie uns trotzdem mal besuchen würden ...» – «Selbstverständlich ... selbstverständlich», stottern wir. Und genieren uns unbeschreiblich, dass wir Arier sind.

Berlin. Sonntag, 15. März 1942

Ins Nebenzimmer ist eine kleine Schauspielschülerin eingezogen. Heike Burghoff. Siebzehn Jahre alt und zum erstenmal in der Fremde. «Es gefällt mir wahnsinnig in Berlin», sagt sie und schüttelt ihre strohblonde Mähne. «Wenn Sie ahnten, wie viele Nazis es bei uns gibt. Und hier? Hier hört man ja kaum ‚Heil Hitler‘ auf der Strasse.» – «Immer noch viel zuviel», brummt Andrik und mustert wohlgefällig das lustige Himmelfahrtsnäschen unseres Neulings. «Aber wenn auch Sie mal dahinterkommen sollten, Fräulein Burghoff, dann» – er dreht sich zur Tür – «können Sie sich gelegentlich bei uns Trost holen.» – «Das ist ein Orden!» sage ich zu Heike Burghoff. «So was bietet er nicht jedem an.» Später helfe ich ihr beim Auspacken. «Eigentlich könnten Sie du zu mir sagen», schlägt die Kleine vor. – «Du auch», antworte ich und gebe ihr einen Kuss.

«Nettes Mädchen», stellt Andrik fest, als wir wieder allein sind. – «Nettes Mädchen», sagen auch Frank, Hinrichs und Flamm. – «Be-

zauberndes Mädchen», schwärmen unsere Schützlinge, seitdem wir Heike als ordentliches Mitglied in unser Betreuungskomitee aufgenommen haben.

Berlin. Mittwoch, 8. April 1942

Wir sammeln Marken. Wir machen Visiten. Heute bei Onkel Heinrich. Morgen bei Tante Johanna. Es ist gut, dass Heike mit von der Partie ist. Jeden Tag ziehen sich die Wolken drohender über den hiergebliebenen Juden zusammen. Wer das Glück hat, bis heute noch in seiner Wohnung zu sitzen, der teilt sie bereits mit zahlreichen weniger Glücklichen. Drei Familien auf drei Zimmer. Gedränge vor der Badestube. Gewimmel in der Küche. Peter Tarnowsky hat den vierten Umzug hinter sich. Bei Frau Lehmann meldet sich täglich neue Einquartierung. In Doktor Mühsams Behausung kann man vor Koffern, Möbeln, Erwachsenen und Kindern kaum treten. Überall wirft der dritte Aufbruch seine schrecklichen Schatten voraus. Und seit auch Amerika mit uns im Krieg steht, gibt es für niemanden ein Entrinnen mehr.

Berlin. Donnerstag, 30. April 1942

«Lies das», sagt Andrik, ins Zimmer tretend, und legt mir mit verzerrtem Gesicht ein zittrig beschriebenes Seidenpapierblatt auf den Tisch. «Geliebte Freunde», entziffere ich mühsam. «Nun hat mich das Unglück in seiner ganzen Wucht gepackt. Heute bin ich von Grüssau abtransportiert worden. Wohin...? Ich bin so krank und glaube nicht, dass ich das, was mir bevorsteht, überleben werde. Warum konnte dieser Kelch nicht an mir vorübergehen? Der Weggang innerhalb von achtundvierzig Stunden war herzerreissend. Vierhundertundfünfzig Menschen. Rucksack, Rolle mit Schlafdecke und so viel Gepäck, wie man tragen kann. Ich kann nichts tragen und werde eben alles am Wege liegen lassen. Das ist der Abschied vom Leben. Ich weine und weine. Lebt wohl für immer und denkt an mich!» – «Margot Rosenthal», stammele ich. Andrik nickt. «Wieder ein Schub ins Nirwana. Nicht der erste und nicht der letz-

te. Nur, dass es einen besonders trifft, wenn es einen persönlich angeht.»

Plötzlich springt er auf und beginnt durchs Zimmer zu rennen. «Alles sollte uns angehen», brüllt er zornig. «Alles. Nicht nur das Los unserer Bekannten. Morgen werden Jakobs gehen. Übermorgen vielleicht Tarnowsky. Aber dazwischen gehen tausend andere. Die wir nicht kennen. Von denen wir nichts wissen.» Er bleibt vor mir stehen und packt mich an den Schultern. «Du», schreit er und rüttelt mich. «Du, sollen die alle umsonst verrecken?» Aus dem Nebenzimmer kommt Heike gelaufen. «Was schreit ihr denn so?» verwundert sie sich. – «Grund genug zum Schreien», knurrt Andrik, die Hände in die Taschen schiebend. Ich reiche ihr den Brief. «... und denkt an mich», liest sie halblaut. Langsam lässt Heike Burghoff das Blatt sinken. «Denkt an mich», wiederholt sie und verstummt. Ihr rundes Kindergesichtchen sieht ergreifend feierlich aus. «Wenn wir aber an sie denken», hebt sie plötzlich an, «ich meine richtig denken – so richtig, dass es ist, als lebten sie in uns ... würden wir dann nicht ... könnten wir ihnen dann nicht ...» – «ein Denk-Mal setzen?» hilft ihr Andrik weiter. Er geht auf Heike zu und legt zärtlich den Arm um sie. «Ja, kleine Heike, das könnten wir vielleicht. Ihnen ein Denk-Mal setzen. Ihre ...», er stockt, «ihre unvollendeten Menschheitsaufgaben fortführen.» Nachdenklich wandert er auf und ab. «Vielleicht ist es das Einzige, was wir können sollten. Das einzige, was wir lernen sollten», murmelt er vor sich hin. «Aus diesem letzten unwiderruflichen Aufbruch.»

Berlin. Freitag, 19. Juni 1942

Stein um Stein – Scholle um Scholle bröckeln sie ab. Werden weggetrieben vom festen Ufer, hinaus in den reissenden Strom. Von unseren vierzehn Onkel Heinrichs und zweiundzwanzig Tante Johannas sind nur noch wenige übriggeblieben. Jetzt hat man sämtliche Juden in der Lebensmittelzuteilung auf Sonderregelung gesetzt. Keine Fleischmarken mehr. Keine Eierkarte, keine Rauchwaren, keine Extra-Aufrufe. Gemüse und Obst sind in den Bezugs-

nummern so weit rückdatiert, dass für die nächsten sechs Monate praktisch alles abgekauft ist. «Was tu' ich bloss mit meiner Evelyne?» jammert Doktor Jakob. «Ab Herbst pro Woche zwei Kohlrüben. Und bis dahin ...» – «Bis dahin muss man durchhalten», sagt Andrik entschieden.

Durch die Strassen Berlins schleppen zahlreiche Menschen mit schuldbewusster Miene gefüllte Gemüsenetze. «Das sind die Richtigen», stellt Frank befriedigt fest. «Der Ringverein der Gemüschlepper!» Aus der Opposition gegen das Unrecht formt sich wie von selbst ein neuer Kreis von Bundesgenossen.

Berlin. Freitag, 3. Juli 1942

Heinrich Mühsam, Mutti Lehmann, Peter Tarnowsky, Doktor Jakob. Seine kleine Evelyne, seine Frau und Bernsteins, seine Schwiegereltern. Acht Menschen, die auf ihr Schicksal warten. Jetzt ist Heinrich Mühsam an der Reihe. Zwischen gepackten Koffern und verstörten Hausbewohnern sehen wir uns zum letztenmal. «Kommen Sie wieder», würge ich hervor. Er lächelt, weise wie Buddha und sanft wie Lao-Tse. «Ich komme ... wieder. Wir alle kommen wieder. Vielleicht nicht so. Aber doch irgendwie.» Er beugt sich zu mir, und seine Augen stehen dicht vor den meinen. «Auf Wiedersehen», sagt er langsam, jede Silbe betonend. Und plötzlich weiss ich, dass ich ihn küssen möchte. Heute! Morgen! Alle Tage! «Sie gehen gar nicht weg», flüstere ich. «Sie ... Sie sind immer da!» – «Leb wohl», sagt er und küsst mich auf den Mund. Am Mittwoch, dem 1. Juli 1942, hat man Heinrich Mühsam nach Theresienstadt transportiert. Das Getto für bevorzugte Juden. Weil er evangelisch getauft ist und ein Holzbein trägt.

Berlin. Samstag, 1. August 1942

«Eines steht fest», erklärt Frank nachdrücklich. «Die Zeit der Einzelgänger ist vorüber. Der Starke ist nicht mehr am mächtigsten allein. Wir müssen einen Stosstrupp bilden. Über ganz Berlin. In je-

dem Viertel müssen unsere Leute sitzen. Verschworene Bundesgenossen, auf die man sich bedingungslos verlassen kann. Der alte Kreis genügt nicht. Und auch nicht alle von ihnen sind geeignet. Neue Menschen müssen gefunden werden. Aus jedem Lager. Jeder muss seine Clique anhängen, seine Beziehungen, seine Möglichkeiten. Was der eine nicht hat, wird der andere besorgen. Es kommt nun darauf an, die Rollen richtig zu verteilen.» – «Und sich trotzdem nicht von der Gestapo kriegen zu lassen», ergänzt Andrik zustimmend.

Wir sitzen um das Radio und betätigen uns wieder mal als «Rundfunkverbrecher». Noch immer siegen die Deutschen in Russland. Noch immer spricht man von einem letzten und allerletzten Aufgebot, das Stalin gegen uns ins Feld wirft. Aber Moskau liegt jetzt viele Kilometer hinter der russischen Front. Und wenn auch jede Woche im Verlag ein paar Dutzend Leserbriefe eintreffen, in denen begeisterte Endsiegapostel sich nach Siedlungsmöglichkeiten im Krimgebiet und Kaukasus erkundigen, so ist doch auch über den Kaukasus das letzte Wort noch nicht gesprochen. Selbst hinter dem Elbrus kann man den Krieg noch verlieren.

«Merkwürdige Patrioten sind wir», sagt Hinrichs. «Wenn man uns so reden hört, könnte man uns fast für das Gegenteil halten.» – «Tun auch viele», erwidert Flamm. «Nur dass sie von einem verkehrten Standpunkt ausgehen.» – «Und wenn vielleicht unser Standpunkt der verkehrte wäre ...?» Heftig schüttelt Flamm den Kopf. «Ist er nicht. Mag er auch tausendmal so erscheinen. Alle, die für Hitler kämpfen, arbeiten für Deutschlands Untergang.» – «Und die Verteidigung des Vaterlandes? Der sogenannte Patriotismus?» – «Hat diesmal aufs falsche Pferd gesetzt. Es geht gar nicht um das Vaterland. Es geht um Hitlers Ehrgeiz.» Seine Stirn rötet sich vor Erregung. «Dass die Deutschen das immer noch nicht begreifen! Dass sie die Knarre nicht wegwerfen und nach Hause gehen! ‚Führ deinen Krieg alleine‘, sollten sie ihm sagen. Ihm, der sie für eine selbstsüchtige Sache in den Tod hetzt.»

Andrik dreht am Radio. «Wenn nur nicht so viele dabei draufgehen

würden!» Aus dem Kasten tönt eine martialische Männerstimme: «In stürmischem Vorgehen nahmen unsere Truppen ...» – «Stell schon ab», drängt Frank verdrisslich. «Sprechen wir lieber von Nützlicherem.» Er zieht ein Notizbuch aus der Tasche. «Zwei Pfund Fleischmarken sind diese Woche eingegangen, anderthalb Pfund Nahrungsmittel, eine weibliche Raucherkarte, sechs Pfund Brot und dreihundert Gramm Margarine. Wer braucht? Wer verteilt? Wer übernimmt die Auslieferung?» – «Man muss auch für Evelyne ein Kleid besorgen», erinnert Heike. «Die Kleine wächst so schrecklich. Und wenn der Herbst kommt...»

Berlin. Mittwoch, 2. September 1942

Unsere Keller sind bis zur Decke vollgestopft mit jüdischem Gepäck. Drei Parteien, vier Parteien, fünf Parteien. Wir kennen uns fast selber nicht mehr aus. Wer jetzt weg muss, darf nur noch das Notwendigste mitnehmen. Und selbst dieses Notwendigste gelangt selten an seinen Bestimmungsort.

«Kommen Sie, und helfen Sie mir packen», schreibt Frau Lehmann. «Es ist soweit. Morgen holen sie mich ab.» Den ganzen Abend packen wir in ihrem Zimmer. Wirtschaften mit Schere, Nadel und Faden. Hundertmarkscheine ins Mantelfutter, Trauring in die Steppdecke, Füllfederhalter unter die Hutschleife, Dollarnote zwischen den Rocksäum. «Die stillen Reserven», scherzt Mutti Lehmann. Im Nebenzimmer wohnt ein jüdischer Untermieter. Zwangseingewiesen seit wenigen Wochen. Gestern hat man ihm den Evakuierungsbrief zugestellt. Wir sitzen und sticheln. Im Nebenzimmer wandert es auf und ab. Sechs Schritte nach rechts, sechs Schritte nach links. Ruhelos, pausenlos, immer hin und her. «Was ist mit Herrn Erichsohn?» frage ich erstaunt. «Packt er nicht?» Die Umsitzenden senken verlegen die Augen. Hinter Frau Lehmann legt jemand beschwörend den Finger an die Lippen. «Er will nicht mehr mitmachen», flüstert man mir zu. «Er hat sich anders entschieden.» Im Nebenzimmer wandert es auf und ab. Sechs Schritte nach rechts, sechs Schritte nach links. Im Nebenzimmer ... Barm-

herziger Gott! Im Nebenzimmer ... Jetzt wird es dort still. Beängstigend still. Da stirbt doch ein Mensch, denke ich voller Grauen. Wie dürfen wir ihn denn sterben lassen! Nur dort; die Schiebetür! Wenn man sie aufmacht ... Niemand öffnet die Schiebetür. Wir sitzen und sticheln. Im Nebenzimmer stirbt ein Mensch. «Sie soll es nicht wissen», raunt man mir ins Ohr. «Sie hat schon genug auf der Seele.» – «Und er?» – «Er? Können Sie ihm Besseres bieten?» Hinter der Schiebetür kämpft irgendein Herr Erichsohn seinen Totenkampf. Einsam, rücksichtsvoll und diskret. Morgen, wenn der Abholwagen weggefahren ist, wird man seine Leiche finden. Jetzt lebt er noch. Lauscht vielleicht, mit verschwimmenden Sinnen, dem Lärm der Stimmen, die zu ihm herüberdringen. Wir reden laut und viel. Aber je lauter wir reden, desto deutlicher vernehmen wir die Totenstille nebenan. Wie ein Hammer dröhnt sie in unser Gehirn. Wie ein Glockenklöppel schlägt sie an unser Herz. Ruhe in Frieden, unbekannter Herr Erichsohn! Der du nicht mitmachen willst und dich anders entschieden hast.

Berlin. Sonntag, 11. Oktober 1942

Wir tagen bei Hinrichs. Viele sind dort. Leute der Kirche und Leute des öffentlichen Lebens. Zivilisten, Berufskollegen, Urlauber. Ein Kreis der verschiedensten Meinungen. Nur in einem Punkt sind sich alle einig. Dass erst ein verlorener Krieg das Ende der Nazis bedeutet. In einer Ecke sitzt, still in den Sessel zurückgelehnt, ein ernster Mann. Betrachtet aus grossen Augen aufmerksam jeden Anwesenden. Er spricht wenig. Mischt sich kaum in die leidenschaftliche Unterhaltung. Nur manchmal nickt er zustimmend vor sich hin. «Ja, das ist so ... Gewiss, damit mögen Sie recht haben!» – «Wer war der Herr?» erkundige ich mich bei Hinrichs, als der schweigsame Unbekannte sich, früher als alle anderen, verabschiedet hat. «Moltke. Graf Helmuth von Moltke. Unser bester Kopf.» Er zieht mich vertraulich beiseite. «Man wird noch von ihm hören. Grosse Gruppen stehen hinter ihm. Von rechts bis links. Er arbeitet bei...» Ein Major der Luftwaffe tritt an uns heran.

«Canaris», setzt Hinrichs rasch und leise hinzu. – «Jetzt jagen sie die Mischlinge von den höheren Schulen», sagt der Major erregt. «Wenn das so weitergeht, wird man die auch noch evakuieren.» Ich hörte bereits von dieser Massnahme. Seit Tagen verursacht sie uns ernsthaftes Kopfzerbrechen. Man muss die Kinder unterbringen. Frank hat vier Schützlinge, Heike zwei. Fünf haben sich bei Andrik gemeldet, und was bei Flamm in dieser Hinsicht gefällig ist, das kann von einem einzelnen Menschen schon kaum noch bewältigt werden. Zum Glück gibt es immer noch genügend Deutsche, die es sich zur Ehre anrechnen, den Judengesetzen ein Schnippchen zu schlagen. Mit der ersten Aktion gegen Mischlinge erhält auch der Kreis unserer «Ringvereinsmitglieder» erfreulichen Zuwachs.

Auf dem Heimweg denke ich an den stillen Mann mit den ernsthaften Augen. Und ich gelobe mir, dass sein Name nie über meine Lippen kommen soll. Niemals, solange es eine Gestapo gibt, solange es in Deutschland gefährlich ist, selbst nur mit Gedanken wider den Stachel des Dritten Reiches zu locken.

Berlin. Samstag, 21. November 1942

«Was wissen Sie von ‚ihm‘?» frage ich Hinrichs. «Was meint ... ‚er‘ zu der Entwicklung der Lage?» Hinrichs dolmetscht. Vermittelt uns, ein gutfunktionierendes Sprachrohr, Arbeit, Hoffnung und Glauben jenes Menschen, der tief im Verborgenen seine Fäden für Deutschlands Zukunft spinnt. Durch hundert winzige Kanäle leiten wir die Botschaft weiter. Behutsam und unendlich vorsichtig. Hin und wieder begegnen wir dem schweigsamen Mann. Dann reden wir mit ihm wie mit jedem anderen. Du bist es, denken wir ehrfürchtig. Du kennst den Weg, der uns einmal – irgendwann einmal – aus der Finsternis herausführen wird.

Berlin. Sonntag, 22. November 1942

Die Russen haben die Front durchbrochen. In Afrika machen die Engländer gewaltige Fortschritte. Schon wetten viele, dass der

Krieg vor Ablauf der nächsten sechs Monate zu Ende sein wird. Jeder Tag früher spart Opfer an Menschen. Jede deutsche Niederlage bedeutet einen Schritt näher zum Frieden. Wie recht hat Flamm! Das Schlagwort von der Verteidigung des Vaterlandes ist unser gefährlichster Feind. Jeder, der sich einziehen lässt, verlängert den Krieg. Jeder, der von nationaler Verpflichtung spricht, verwechselt das Vaterland mit der Person des Herrn Hitler. Dass ihnen die Augen nicht aufgehen, wenn sie sich umblicken und feststellen, wie ihr oberster Kriegsherr in diesem Vaterlande wütet, die Menschlichkeit mit Füßen tritt und alle Tugenden zu Schandtaten verzerrt!

Verteidigen wir auf Russlands Steppen die Judenevakuierung? Die Schmach der Konzentrationslager? Den Jammer verhungerrnder Kriegsgefangener? Verteidigen wir Hitlers Grössenwahn? Oder Goebbels' Lüsterheit? Lassen sich unsere Männer millionenweise zu Krüppeln schiessen, damit Herr Göring sich neue Paläste bauen kann? Man verbietet den Juden, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Man ächtet jeden Andersdenkenden. Wie eine Seuche schleicht die Denunziation durchs Land. Freiheit hat sich in Zwang verkehrt. Nein, wer sein Vaterland liebt, darf für Adolf Hitler nicht kämpfen. Er muss ihn hassen als seinen bösesten Feind.

Berlin. Mittwoch, 2. Dezember 1942

In Scharen tauchen die Juden unter. Furchtbare Gerüchte gehen um über das Schicksal der Evakuierten. Von Massenerschiessungen und Hungertod, von Folterungen und Vergasung. Niemand kann sich freiwillig solchem Risiko aussetzen. Jeder Unterschlupf wird zum Himmels Geschenk. Zur Rettung aus höchster Lebensgefahr. Der Ringverein schiebt sich die Einquartierungen gegenseitig zu. Ihr eine Nacht – wir eine Nacht! Dauergäste sind verdächtig. Ohnehin macht das ständige Kommen und Gehen die Nachbarn schon misstrauisch.

Jakobs haben ihre Wohnung verlassen. Seit vierzehn Tagen hausen sie in einem verfallenen Werkzeugschuppen. Umschichtig kampieren ein oder zwei Mitglieder der Familie auf unserem schmalen

Gästesofa. Peter Tarnowsky steckt die Nase nicht mehr vor die Tür. Öffnet auf kein Klingelzeichen und entrückt sich in die Welt von Kant, Hegel und Schopenhauer. Er vermag sich immer noch nicht vorzustellen, dass man auch ihn damit meinen könnte. Mit dem Ausbürgern, Abtransportieren und Umbringen. Ihn, den Rechtsanwalt Doktor Tarnowsky, Weltkriegsoffizier, Ritter des Eisernen Kreuzes und Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle.

«Marken sammeln, Marken sammeln!» drängt Frank. «Für morgen hab' ich zwei Schlafgelegenheiten. Für übermorgen drei. Ab 15. Dezember steht in Lankwitz eine sturmfreie Wohnung zur Verfügung. Kranke werden zu mir geschickt. Wer Atteste braucht, wendet sich an mich oder an meinen Kollegen Doktor Kühn. Doktor Kühn ist Kommunist. Er hat erst vor Kurzem eine monatelange Leidenszeit in jugoslawischen Gefängnissen durchgemacht. Jetzt arbeitet er wieder, als wäre nichts geschehen. Illegal, konspirativ, ein fanatischer Kämpfer für seine Sache. Wir wissen nichts Näheres über diese seine Sache. Sein Kreis ist ein anderer als der unsrige. Doch wenn wir uns nötig haben, sind wir für einander da. Immer häufiger haben wir uns in diesen Wochen nötig.»

Berlin. Mittwoch, 30. Dezember 1942

«Kohlrüben allein tun es nicht», sagt Heike. «Man muss auch mal an den inneren Menschen denken.» – «Und was willst du mit dieser Weisheit andeuten?» erkundige ich mich. – «Dass unser Weihnachtsbaum noch ziemlich gut aussieht und Evelyne an den halbausgebrannten Kerzen bestimmt keinen Anstoss nehmen wird.» – «Also du meinst ...?» – «Gewiss meine ich. Man kann doch nicht dauernd im Werkzeugschuppen sitzen.»

Wir werfen unsere Marken zusammen und arrangieren ein Festessen. Heike «überholt» den Weihnachtsbaum, Andrik kramt die Weihnachtsplatten heraus, und kurz nach Einbruch der Dunkelheit erscheinen Herr und Frau Jakob, Evelyne und die Grosseltern Bernstein zum verspäteten Christfest. «Es ist ein Ros' entsprungen»,

singen wir. Die vierjährige Evelyne schaut mit grossen Augen in die Kerzenpracht. «Ich hab' auch schon mal eine Birne gegessen», sagt sie feierlich. «Eine richtige Birne!» Irgendwo klopft es in der Wand. Vielleicht schlägt ein Hausbewohner einen Nagel ein. «St!» flüstert die kleine Evelyne. «Jetzt müssen wir ganz leise sein.» Setzt sich mit gefalteten Händen in den Stuhl und blickt gespannt auf ihre Eltern. «Es ist nichts», beruhigt die Mutter sie und streicht ihr über den Kopf. «Es ist nichts, Evelyne. Du darfst ruhig weitersprechen.» Andrik wendet das Gesicht beiseite. Heike macht sich am Christbaum zu schaffen. Ich schlage die Augen nieder und wage unsere Gäste nicht anzuschauen.

Berlin. Freitag, 29. Januar 1943

Meldepflicht aller Männer und Frauen für Aufgaben der Reichsverteidigung. Im Ostkaukasus setzt man sich «planmässig vom Feinde ab». Und was seit Wochen um die Stadt Stalingrad geschieht, das kann selbst die wohlwollendste Deutung nicht mehr als Vormarsch bezeichnen. Am 18. September vorigen Jahres wurde den Zeitungen vom Pressedienst der Partei ein Artikel zugeleitet, der mit den Worten endete: «Stalingrad ist gefallen. Stalins Befehl, die Stadt um jeden Preis zu halten, konnte das Schicksal nicht abwenden. Denn wo der Feldherr Adolf Hitler, wo deutsches Soldatentum sich ein Ziel gesetzt haben, da wird es erreicht. Auch wenn Tod und Teufel sich dagegen verbünden.» – «Gesperrt, bis die amtliche Sondermeldung vom Fall Stalingrads vorliegt», stand als Fussnote darunter. Der Fall Stalingrads steht vor der Tür. Doch er sieht anders aus, als man es sich vor vier Monaten im deutschen Hauptquartier träumte.

Berlin. Samstag, 6. Februar 1943

Stalingrad ist gefallen. Dreihunderttausend deutsche Soldaten kehren nicht mehr zurück. Ihr Befehlshaber, General Paulus, lebt. Warum überleben immer die den Krieg, die ihn arrangieren? Und fast niemals die, die ihn ausführen müssen? Aus Theresienstadt kommt

die Nachricht, dass Frau Lehmann gestorben sei. Auch der Arrangeur dieses «Feldzuges» erfreut sich bester Gesundheit.

«Marken sammeln, Marken sammeln!» drängt Frank. Bis zu Hitlers Geburtstag soll Deutschland ‚judenrein‘ sein. Jakobs Notquartier ist als Autoreparaturwerkstatt beschlagnahmt worden. Unsere verfügbaren Sofas sind alle belegt. Wir telefonieren in der Stadt herum. «Frühestens in einer Woche», vertröstet man uns. «Ja, wenn es einer wäre. Aber fünf! Nein, fünf ist ausgeschlossen.» – «Trennen Sie sich doch!» fleht Andrik. «Es braucht ja nicht auf lange zu sein.» – «Wir bleiben zusammen», beharrt Doktor Jakob. «Wir bleiben zusammen!» sagen Herr und Frau Bernstein. Wie Diebe schleichen sie sich Nacht für Nacht in die eigene Wohnung. Auf Socken, und wagen nicht mal ein Licht anzuzünden.

Berlin. Freitag, 12. Februar 1943

In der Nacht schrillt das Telephon. «Sie werden vom Münzfernsprecher verlangt», sagt das verschlafene Fräulein vom Amt. – «Hallo?» frage ich. – «Mein Schwiegersohn ist verhaftet», stammelt eine bebende Stimme. «Wir fürchten uns so. Wir wissen uns keinen Rat.» Das ist Frau Bernstein! Sie hat schon wieder aufgelegt. Ich wecke Andrik und Heike. «Was tun wir nur ... was tun wir nur?» Sie schauen mich hoffnungslos an. «Vor morgen früh wird kaum was zu machen sein.»

Flamm hat eine Beziehung zum Untersuchungsgefängnis. Kühn kennt dort den Oberaufseher. Wenn wir erst rausgekriegt haben, wo er sitzt, wird es leichter gehen.

Berlin. Samstag, 13. Februar 1943

In Jakobs Wohnung meldet sich niemand. Die Mieter des Hauses wagen wir nicht zu befragen. Wenn sie kann, wird Frau Bernstein bestimmt wieder anrufen. Kühn ist verständigt. Flamm ebenfalls. Beide versprochen, sofort alle Hebel in Bewegung zu setzen.

Berlin. Sonntag, 14. Februar 1943

Auch heute hat Frau Bernstein nicht angerufen. Unsere Unruhe wächst von Stunde zu Stunde. Dreimal sind wir schon vor der Wohnung gewesen. Die Klingel ist abgestellt. Nur mit knapper Mühe konnten wir uns ungesehen wieder davonschleichen.

Berlin. Montag, 15. Februar 1943

Es bleibt nichts übrig. Wir müssen es riskieren. Frau Bernstein meldet sich nicht. Am Nachmittag werde ich ihre Nachbarsleute aufsuchen. Es sollen vernünftige Menschen sein.

Berlin. Dienstag, 16. Februar 1943

Eine freundliche Dame öffnet mir. «Verzeihung, könnten Sie mir sagen, ob Frau Jakob zu Hause ist?» Sie schüttelt den Kopf und bricht in Tränen aus. – «Wird sie ... wird sie heute noch zurückkommen?» Wieder ein Kopfschütteln. Stumm zieht mich die Frau ins Zimmer. «Sie kommt nicht mehr. Sie kommt nie mehr», sagt sie schluchzend. – «Und Bernsteins? Und die kleine Evelyne?» – «Alle fort. Alle am Samstag abgeholt.» Entsetzt sinke ich auf den nächsten Stuhl. – «Alle abgeholt», wiederhole ich mechanisch. Die fremde Dame nimmt mir gegenüber Platz. «Sie sind eine Freundin von Frau Jakob?» erkundigt sie sich teilnahmsvoll. Ich nicke. – «Es ist qualvoll gewesen! So schrecklich, dass man weinen muss, wenn man daran denkt.» – «Erzählen Sie», bitte ich. «Vielleicht können wir etwas tun. Irgendwie helfen.» – «Helfen? Wenn die Gestapo das Haus wie eine Festung stürmt? Türschlösser knackt und Stahlriegel durchsägt? Ich bitte Sie, wer soll – wer kann da noch helfen! Um neun Uhr morgens hält ein Lastwagen vor der Tür. Sechs Beamte springen heraus. Laufen hinauf und läuten Sturm. Man öffnet nicht. Sie läuten weiter. Zehn Minuten lang hämmern sie auf den Klingelknopf. Dann kommen sie zu mir. ‚Sind die drüben zu Haus?‘ fragen sie scharf. ‚Ich weiss nichts stottere ich. Ich wusste. O Gott, ich wusste nur zu genau, dass sie zu Hause waren. Alle vier. Einer hängt sich an mein Telephon. Telephoniert nach neben-

an. Ich höre durch die Wand, wie das Läutewerk anschlägt. ‚Haben Sie eine Leiter?‘ herrscht er mich an. Ich nicke. Man holt die Leiter, schiebt sie vorsichtig zum Küchenfenster hinaus. Ein Fenster der Nebenwohnung steht offen. Die Leiter reicht nicht hinüber. Zwei Sprossen fehlen. ‚Verfluchte Bande!‘ knirscht das Braunhemd. Dann gehen sie zum Sturmangriff über. Vordertür, Hintertür. Fusstritt dagegen. Äxte und Stahlsäge. Gott schütze euch alle! flehe ich im stillen. Die Tür ist stabil. Endlich gibt sie nach. Klafft auseinander – stürzt und poltert in den Korridor. Drei Minuten später steigen die vier die Treppe hinunter. Einer nach dem anderen. Sie reden nicht, sie bewegen sich kaum. Sie gehen, als wären sie gestorben.» «Gestorben», weht es wie ein Echo durch den Raum. Die Frau mir gegenüber ringt die Hände. «Zwei Stunden haben sie dort gesessen! Wissen Sie, was das heisst? Zwei Stunden in seiner Wohnung belagert zu sein? Man wagt nicht zu flüstern, man wagt nicht zu atmen. Gleich werden sie kommen... sie müssen ja kommen. Und das Kind! Das Kind immer dazwischen ...» – «Es hat auch schon mal eine Birne gegessen. Eine richtige Birne», murmele ich mechanisch. – «Wie meinen Sie?» fragt die Dame erstaunt. «Oh, nichts», antworte ich verwirrt. «Gar nichts ... Es fiel mir nur so ein ...» Ich erhebe mich. «Man muss versuchen, sie aufzuspüren. Wenn ich etwas höre, gebe ich Ihnen Nachricht.» Wir schütteln uns die Hände. «Ich heisse Frau Meyerowitz. Maria Meyerowitz!» sagt die Dame, «und ...», sie zögert, «auch mein Mann ist Jude gewesen.»

Berlin. Freitag, 19. Februar 1943
Goebbels hält im Sportpalast eine «Kundgebung des fanatischen Willens» ab. «Für die Rettung Deutschlands und der Zivilisation!» «Nur der stärkste Einsatz, der totalste Krieg», beschwört er seine Hörer, «kann und wird die Gefahr bannen.» Total – totaler – am totalsten. Ich wusste nicht, dass sich selbst Endgültigkeiten noch steigern lassen. Wer innerlich unsicher ist, muss wohl zu solchen Mitteln greifen. Muss sich aus einer Übersteigerung in die nächste

quälen. Was zöge denn noch im «grossdeutschen Reich», wenn nicht der Superlativ aller Superlative? Das beste Volk der Welt... das klügste Volk der Welt... das ritterlichste Volk der Welt. Breckersche Plastiken, Speersche Bauwerke, Goebbelssche Propagandareden, Georgisches Donnerpathos. «Wer angibt, hat's nötig», sagt das Sprichwort. Wenn es wahr spricht, dann müssten es die Nazis verdammt nötig haben. Nicht nur mit dem totalsten Krieg, sondern auch mit der «totalsten» Anstrengung, diesen Krieg zu gewinnen. Es sieht nicht gut aus an der russischen Front. Und was Herr Goebbels heute von sich gibt, lässt einen Unterton tiefer Sorge erkennen.

Berlin. Sonntag, 28. Februar 1943

Seit heute morgen um sechs Uhr fahren Lastautos durch Berlin. Eskortiert von bewaffneten SS-Männern. Halten vor Fabrikatoren, halten vor Privathäusern. Laden Menschenfracht ein. Männer, Kinder, Frauen. Unter den grauen Planverdecken drängen sich verstörte Gesichter. Elendsgestalten, wie Schlachtvieh zusammengepfercht und durcheinandergewürfelt. Immer neue kommen hinzu, werden mit Kolbenhieben in die überfüllten Wagen gestossen. In sechs Wochen soll Deutschland «judenrein» sein. Wir laufen herum. Wir telefonieren. Peter Tarnowsky – weg. Der Verleger Lichtenstein – weg. Unsere jüdische Schneiderin – weg. Unser nichtarischer Hausarzt – weg. Weg – weg – weg! Alle! Ohne Ausnahme. Gestern noch sprach ich mit Tarnowsky. «Ich halte mich an den kategorischen Imperativ», sagte er. «Gegen Grundgesetze der Sittlichkeit wird man nicht vorgehen.» Man ist gegen sie vorgegangen. Man hat sie ganz einfach mit Füßen getreten. Wie es scheint, hat die SS kein Organ für Immanuel Kant. Und fragt nicht danach, ob Peter Tarnowsky ein Ehrenmann ist. Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle.

Sollen wir hingehen und die SS zur Rede stellen? Ihre Lastwagen stürmen und unsere Freunde herunterreissen? Die SS hat Waffen – wir haben keine. Es gibt uns auch niemand welche. Und wenn man

sie uns gäbe, wir verständen nicht, mit ihnen umzugehen. Wir sind nun mal keine «Umbringer». Wir haben Ehrfurcht vor dem Leben. Das ist unsere Stärke und – unsere Schwäche.

Berlin. Dienstag, 2. März 1943

Die Engländer haben die Untat gerächt. Mit einem Grossangriff auf Berlin, wie er bisher nicht seinesgleichen sah. 160'000 Menschen, sagt man, sind obdachlos geworden. Es brennt in der Stadt und in allen West- und Südvororten. Schwefelgelb raucht die Luft. Durch die Strassen stolpern gehetzte Menschen. Mit Bündeln, mit Koffern und Hausrat. Stolpern über Trümmer und Scherben. Fassen es nicht, dass man gerade ihnen – ausgerechnet ihnen – so übel mitgespielt hat. Von der Ursache zur Wirkung ist ein langer Weg. Die wenigsten wissen ihn zu gehen. Kaum einer versteht, dass die Folge von heute der Anlass von gestern sein kann. Der Anlass Coventry, der Anlass Dünkirchen, der Anlass Judengreuel, Städte ausradieren und Konzentrationslager. Der Besen, der Deutschland judenrein kehrt, will nicht mehr in die Ecke zurück. Und die Geister, die man rief, die wird man nun nicht los.

Berlin. Sonntag, 7. März 1943

Wenigstens einige sind wiedergekehrt. Die sogenannten «Privilegierten». Die jüdischen Partner rassisch gemischter Ehen. Abgesondert von den übrigen, hat man sie vergangenen Sonntag in ein Sammellager geschafft. Zur Prüfung und endgültigen Beschliessung. Noch am selben Tage machten sich die Frauen jener Männer auf, ihre verhafteten Ehegefährten zu suchen. Sechstausend nicht-jüdische Frauen drängten sich in der Rosenstrasse, vor den Pforten des Gebäudes, in dem man die «Arischversippten» gefangenhielt. Sechstausend Frauen riefen nach ihren Männern. Schrien nach ihren Männern. Heulten nach ihren Männern. Standen wie eine Mauer. Stunde um Stunde, Nacht und Tag. In der Burgstrasse liegt das Hauptquartier der SS. Nur wenige Minuten entfernt von der Rosenstrasse. Man war in der Burgstrasse

sehr peinlich berührt über den Zwischenfall. Man hielt es nicht für opportun, mit Maschinengewehren zwischen sechstausend Frauen zu schießen. SS-Führerberatung. Debatte hin und her. In der Rosenstrasse rebellieren die Frauen. Fordern drohend die Freilassung ihrer Männer. «Privilegierte sollen in die Volksgemeinschaft eingegliedert werden», entscheidet am Montagmittag das Hauptquartier der SS. Wen das Zufallsglück traf, einen nichtjüdischen Partner geheiratet zu haben, der darf sein Bündel schnüren und nach Hause gehen. Die anderen werden in Güterzüge verladen und abtransportiert. In unbekannter Richtung – mit unbekanntem Ziel. Leb wohl, Peter Tarnowsky, Freund von Kant, Hegel und Schopenhauer! Leb wohl, du Deutscher! Du Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle! Leb wohl!... Leb ewig wohl!

Berlin. Dienstag, 9. März 1943

Die Militärs sollen sich weigern, noch weiter mitzumachen. Hinrichs berichtet es uns. Ein Umsturz sei geplant. Ein regelrechter Regierungsputsch. «Stammt die Nachricht von – ‚ihm‘?» erkundige ich mich vorsichtig. Er nickt. «Die Nachricht wohl, aber nicht die Absicht. Das Militär muss den Anstoß geben. Sie haben die Waffen. Sie sind die einzigen, denen ein solcher Versuch – vielleicht – gelingt. Wir anderen können nur nachfolgen. Dass wir dann bereit sind ... bereit, mit einer vernünftigen Regierung auf den Plan zu treten, daran arbeiten wir. Daran arbeitet ‚er‘. Nun schon seit fünf Jahren.»

Berlin. Mittwoch, 10. März 1943

Was geht in München vor? In München soll irgend etwas geschehen sein. Etwas Illegales, Rebellisches. Die Studenten hätten sich erhoben, erzählt man. Viele tausend Flugblätter seien verteilt worden. Anschriften stünden an den Mauern: «Nieder mit Hitler! Es lebe die Freiheit!» Wir horchen herum. Wir brennen, Genaueres zu erfahren. Geht der Sturm weiter? Hat man ihn schon erstickt? Es wird davon gesprochen, dass Freisler, der Präsident des Volksge-

richtshofes, vor Kurzem in «Sondermission» nach München gefahren sei. Die Wahrheit! Die Wahrheit wollen wir wissen!

Berlin. Dienstag, 23. März 1943

Nun wissen wir die Wahrheit. Aus München kam ein Geheimkurier. Verbindungsmann der Gruppe M. Er brachte einen Lagebericht und zwei Flugblätter. Das letzte, was von dem Münchener Studentenaufstand übriggeblieben ist. Jetzt liegt schon alles in der Vergangenheit: Aufstand, Empörung, Verhaftung und Urteil. Am 19. Februar aber hat sich dort folgendes abgespielt: Ein neuer Gauleiter ist ernannt. Ein scharfer Nazi, Paul Giessler mit Namen. In der Aula der Universität spricht er zu den versammelten Studenten. Wettet über die mangelnde Bereitschaft der akademischen Jugend, sich fürs Vaterland einzusetzen, diffamiert das Frauenstudium. Höhnt, es sei nur zum Männerfang geschaffen, krakeelt desto lauter, je mehr er die Opposition unter seinen Hörern wachsen fühlt. Die Studentinnen verlassen den Saal. Plötzlich ein Zwischenruf: «Wir lassen unsere Kommilitoninnen nicht beleidigen!» Füssescharren, Getrappel, Geschrei. Giessler muss weichen. Von der Empore fliegen Hunderte von Flugblättern. Draussen formiert sich ein Demonstrationszug. In diesem Augenblick erscheint die Polizei. Sperrt die Türen der Aula, treibt den Zug auseinander. «Es lebe die Freiheit!» steht wie von Geisterhand geschrieben an allen Mauern.

In der Münchener Universität gibt es einen Pedell. Hilfspedell Schmidt. Er hat gesehen, wie ein paar Studenten beim Anrücken der Polizei eine Aktentasche in den Lichtschacht warfen. So etwas muss gemeldet werden. Hilfspedell Schmidt meldet die Sache der Gestapo. Wenige Stunden später sind drei Studenten verhaftet. Hans Scholl, Sophie Scholl und Christoph Probst. Frontkämpfer die Männer, beurlaubt zum Studium der Medizin. Das Mädchen, Scholls Schwester, Studentin der Naturwissenschaften.

Freisler wird telephonisch aus Berlin beordert. Schon am nächsten

Tag tritt unter seinem Vorsitz in München das Volksgericht zusammen. «Würden Sie Hitler töten, wenn Sie Gelegenheit dazu hätten?» fragt man die Angeklagten. – «Ja, sofort!» antworten sie wie aus einem Munde. Hans Scholl nimmt alle Schuld auf sich, stellt sich ritterlich vor seine Schwester. «Wir sind unfrei geworden und müssen die geistige Freiheit wiedergewinnen», erklärt er in seiner Verteidigungsrede. Und als ihm Freisler das Urteil verkündet, entgegnet er stolz: «Sie werden in kurzer Zeit an meinem Platze stehen!» – Zwei Tage nach der Verhaftung, am 22. Februar um sechzehn Uhr dreissig, besteigen Hans Scholl, Sophie Scholl und Christoph Probst das Schafott. «Es lebe die Freiheit!» ist ihr letztes Wort. Sophie Scholl hat man beim Verhör das Bein gebrochen. Sie muss zur Hinrichtungsmaschine getragen werden. «Gott, du bist meine Zuflucht in Ewigkeit. Amen!» betet sie ...

So der Bericht. Wir lesen ihn hinter verriegelten Türen. Hinrichs, Frank, Andrik, Flamm, Heike, Wolfgang Kühn und ich. Dann faltet Hinrichs das Flugblatt auseinander. Eng um ihn geschart lauschen wir ehrfürchtig dem Aufruf unserer Münchener Gesinnungsfreunde:

Kommilitoninnen! Kommilitonen!

Erschüttert steht unser Volk vor dem Untergang der Männer von Stalingrad, 330'000 deutsche Männer hat die geniale Strategie des Weltkriegsgefreiten sinn- und verantwortungslos in Tod und Verderben gehetzt! Führer, wir danken dir! Es gärt im deutschen Volke. Wollen wir weiter einem Dilettanten das Schicksal unserer Armeen anvertrauen? Wollen wir den niedrigsten Machtinstinkten einer Parteilique den Rest der deutschen Jugend opfern? Nimmermehr!

Der Tag der Abrechnung ist gekommen, der Abrechnung unserer deutschen Jugend mit der verabscheuungswürdigsten Tyrannei, die unser Volk je erduldet hat. Im Namen des ganzen deutschen Volkes fordern wir von dem Staat Adolf Hitlers die persönliche Freiheit, das kostbarste Gut der Deutschen, zurück, um das er uns in erbärmlichster Weise betrogen hat.

*In einem Staate rücksichtsloser Knebelung jeder freien Meinungs-
äusserung sind wir aufgewachsen. HJ, SA und SS haben uns in den
fruchtbarsten Bildungsjahren unseres Lebens zu uniformieren, zu
revolutionieren, zu narkotisieren versucht. Weltanschauliche Schu-
lung hiess die verächtliche Methode, das aufkeimende Selbstdenken
und Selbstwerten in einem Nebel leerer Phrasen zu ersticken. Eine
Führerauslese, wie sie teuflischer und zugleich bornierter nicht ge-
dacht werden kann, zieht ihre künftigen Parteibonzen zu gottlosen,
schamlosen und gewissenlosen Ausbeutern und Mordbuben heran,
zur blinden, stupiden Führergefolschaft. Wir Arbeiter des Geistes
wären gerade recht, dieser neuen Herrenschicht den Knüppel zu
machen. Frontkämpfer werden von Studentenführern und Gaulei-
teraspiranten wie Schulbuben gemassregelt. Gauleiter greifen mit
geilen Spässen den Studentinnen an ihre Ehre. Deutsche Studentin-
nen haben an der Münchener Hochschule auf die Besudelung ihrer
Ehre eine würdige Antwort gegeben. Deutsche Studenten haben
sich für die Kameradinnen eingesetzt und standgehalten. Das ist
ein Anfang zur Erkämpfung unserer freien Selbstbestimmung, ohne
die geistige Werte nicht geschaffen werden. Unser Dank gilt den
tapferen Kameradinnen und Kameraden, die mit leuchtendem Bei-
spiel vorangegangen sind.*

*Es gibt für uns nur eine Parole: Kampf gegen die Partei! Heraus
aus den Parteigliederungen, in denen man uns politisch weiter
mundtot machen will! Heraus aus den Hörsälen der SS-Unter- und
Oberführer und Parteikriecher! Es geht um wahre Wissenschaft
und Geistesfreiheit. Kein Drohmittel kann uns erschrecken, auch
nicht die Schliessung der Hochschulen. Es gilt den Kampf jedes
Einzelnen von uns um unsere Zukunft, unsere Freiheit und Ehre in
einem seiner sittlichen Verantwortung bewussten Staatswesen.*

*Freiheit und Ehre! Zehn Jahre haben Hitler und seine Genossen die
beiden herrlichen deutschen Worte bis zum Ekel ausgequetscht, ab-
gedroschen, verdreht, wie es nur Dilettanten vermögen, die die
höchsten Werte einer Nation vor die Säue werfen. Was ihnen Frei-*

heit und Ehre gilt, das haben sie in zehn Jahren der Zerstörung aller materiellen und geistigen Freiheit, aller sittlichen Substanz im deutschen Volke genugsam gezeigt. Auch dem dümmsten Deutschen hat das furchtbare Blutbad die Augen geöffnet, das sie, im Namen der Freiheit und Ehre der deutschen Nation, in ganz Europa angerichtet haben und täglich neu anrichten. Der deutsche Name bleibt für immer geschändet, wenn nicht die deutsche Jugend endlich aufsteht, rächt und sühnt, zugleich ihre Peiniger zerschmettert und ein neues geistiges Europa aufrichtet.

Studentinnen und Studenten!

Auf uns sieht das deutsche Volk. Von uns erwartet es die Brechung des nationalsozialistischen Terrors aus der Macht des Geistes. Beresina und Stalingrad flammen im Osten auf. Die Toten von Stalingrad beschwören uns. Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!

Unser Volk steht im Aufbruch gegen die Verknechtung Europas durch den Nationalsozialismus, im neuen gläubigen Durchbruch von Freiheit und Ehre.

Behutsam legt Hinrichs das Blatt auf den Tisch. «Dem Hilfspedell Schmidt ist für seine staatspolitisch wertvolle Denunziationsarbeit eine Belohnung von tausend Mark und der Beamtentitel verliehen worden», sagt er lakonisch. Frank springt auf. «Wo ist die Schreibmaschine? Wer tippt? Wer diktiert? Wenn wir dieses Flugblatt nicht weiterverbreiten, sind wir nicht wert, es gelesen zu haben.» Heike setzt sich an die Maschine. «Kommilitoninnen! Kommilitonen!» diktiert ihr Frank. Bis wir uns trennen, liegen fünfzig Exemplare fertig zur Verteilung vor. Morgen wird weitergeschrieben.

Berlin. Mittwoch, 24. März 1943

«Was riecht hier nur so komisch?» sage ich zu Andrik. Es ist zwölf Uhr nachts, und wir sind eben heimgekommen. – «So angebrannt», bestätigt er, die Luft einziehend. In Heikes Zimmer ist es dunkel.

«Schläfst du schon?» frage ich, die Tür öffnend. Eine Rauchwolke schlägt mir entgegen, scharf, aber nicht unangenehm. Heike liegt mit offenen Augen im Bett. «Hast du Feuer gemacht?» Ich schnupere im Zimmer herum. «Das ist doch ... ist das nicht Weihrauch?» Sie räuspert sich verlegen. «Ich ... habe einen Schwur getan», murmelt sie verschämt. – «Was für einen Schwur denn, Heikekind?» erkundige ich mich liebevoll und setze mich auf ihren Bettrand. – «Für die Freiheit», flüstert sie. «Dass wir die Münchener nicht vergessen!» Andrik dreht am Lichtschalter. Die Deckenbeleuchtung flammt auf. Blaue Schwaden durchziehen das Zimmer. Jetzt sehe ich Heikes Gesicht. Ihre Augen sind gerötet. Die runden kleinen Nasenlöcher schwarz verrusst. «Das ist aber schön von dir», sage ich und streichle ihre Wangen. Neben dem Bett steht ein weisslackierter Stuhl. Darüber, an der Wand, hängt der Gipsabdruck einer Schillermaske. Auch die Schillermaske hat eine schwarze Nase. Vier schmale Russstreifen ziehen sich wie Bänder vom Stuhlsitz über die Lehne. Ich möchte lächeln, aber ich bringe es nicht fertig. «Wirklich, das ist sehr schön von dir!» sage ich nochmals. «Wunderschön! Wir sollten alle einen Schwur tun für die Freiheit. Alle! Nicht nur du allein.» Ich rücke ihr die Decke zurecht und küsse sie. «Gute Nacht, kleine Heike, und – bleib, wie du bist.» Andrik löscht das Licht. «Wenn viele so wären», sagt er gerührt.

Berlin. Samstag, 27. März 1943

Wir haben einen Weg gefunden, Flugblatt und Lagebericht in die Schweiz zu schmuggeln. Und einen zweiten über Schweden nach England. Den Geschwistern Scholl und Christoph Probst kann es nicht mehr schaden, wenn man ihre illegalen Taten in der Welt verbreitet. Uns aber ist es ungeheuer wichtig, dass man draussen erfährt, dass auch in Deutschland Menschen leben. Nicht nur Juden-fresser, Hitlerjünger und Gestaposchergen. Viel zu wenig weiss die Welt bisher davon. Redet man vorzeitig über die Dinge, hört es die Gestapo unweigerlich zehn Minuten früher als diejenigen, für die die Nachricht bestimmt ist. Und ehe der Bericht an sein Ziel ge-

langt, sind die, die ihn ausgeben, schon um einen Kopf kürzer. Wir haben seit Kriegsbeginn wenig Verbindung mit dem Ausland. Jeder Kontakt muss mühsam errungen werden. Wir haben keine Organisation hinter uns. Und keine mächtige Partei, die uns den Rücken stärkt. Was wir tun, ist Einzelarbeit. Nur dass diese Einzelarbeit Tausender und aber Tausender Deutscher im Dienste der Menschlichkeit getan wird, trotz Drangsal, Verfolgung und Tyrannei, das sollte, wenn der Tag der Abrechnung kommt, von denen nicht vergessen werden, die es leichter haben als wir, gute und hilfreiche Menschen zu sein.

Berlin. Montag, 26. Juli 1943

«Kinder, ist das 'ne Sache!» ruft Frank und stürzt, ein Zeitungsblatt schwingend, aufgeregt ins Zimmer. «Dreimal dürft ihr raten! Was ist passiert?» – «Frieden», rät Heike. – «Ein Bonze getürmt», schlägt Andrik vor. – «Was Neues gegen die Juden?» stammelt Flamm mit verlöschender Stimme. – «Falsch geraten», triumphiert Frank. Er stellt sich in Positur: «Mussolini hat abgedankt», sagt er feierlich. – «Nicht möglich!» Unsere Köpfe begegnen sich unsanft über dem Zeitungsblatt. Da steht es schwarz auf weiss: Regierungswechsel in Italien. Mussolini als Chef und Ministerpräsident zurückgetreten. Marschall Badoglio zum Nachfolger ernannt. «Und wo befindet sich unser Süßer?» erkundigt sich Heike strahlend. Andrik drückt auf den Radioknopf. «London.» Er kriecht mit dem Ohr fast in den Kasten: «Misstrauensvotum für den Duce im Fascistischen Grossrat», souffliert er. «Sein Schwiegersohn Ciano stimmt gegen ihn ... Erregung, Gejohle, Krawall ... Durch einen Notausgang entweicht der Staatschef Italiens ... Er eilt zur Villa Savoja ... zu Viktor Emanuel ... Fordert Unterstützung, Massnahmen, Vollmachten ... Der König zuckt die Achseln. ‚Ihr Nachfolger ist schon ernannt!‘ ... Man verhaftet den Duce ... Er wehrt sich und strampelt. Auf eine Bahre gebunden wird er aus dem Königspalast getragen.» Aufatmend reckt Andrik den Rücken. «Der ist besorgt

und aufgehoben», lacht er schadenfroh. – «Aber wo?» möchte Heike wissen. «Wo! Irgendwo! Versteckt, verbuddelt, vergraben. Meinetwegen auf dem Mond. Wenn man nur nichts mehr von ihm hört! Totschweigen ist die klügste Form der Hinrichtung, sie schafft wenigstens keine Märtyrer.»

Vorläufig geht der Kampf weiter. Doch wenn uns nicht alles trügt, wird Badoglio auf schnellstem Wege mit den Alliierten in Fühlung treten. Zu unbeliebt ist der Krieg in Italien. Zu unverständlich dem Volke die Verteidigung seiner Lebensinteressen an der Brennergrenze.

Berlin. Sonntag, 8. August 1943

Trommelwirbel im Hof. Ich schrecke aus dem besten Morgenschlaf. Wo brennt's? Was ist los! «Berliner! Berlinerinnen!» leiert eine heisere Stimme. «Der Feind setzt den Luftterror gegen die deutsche Zivilbevölkerung rücksichtslos fort. Es ist dringend erwünscht und liegt im Interesse jedes Einzelnen, der nicht aus beruflichen oder sonstigen Gründen zum Verbleiben in Berlin gezwungen ist – Frauen, Kinder, Pensionäre, Rentner und so weiter – , sich in weniger luftgefährdete Gebiete zu begeben.» Trommelwirbel! «Hast du gehört?» fragt Andrik verschlafen. – «Habt ihr gehört?» ruft Heike aus dem Nebenzimmer. «Herrn Goebbels wird es mulmig in Berlin.» – «Ich bleibe hier», erkläre ich entschieden. – «Ich auch», lallt Andrik und dreht sich auf die andere Seite.

Berlin. Dienstag, 10. August 1943

Völkerwanderung nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Herrn Goebbels' Nachtwächterparole hat die gesamte Stadt in Aufruhr gebracht. Die Bahnhöfe werden gestürmt. Zu Tausenden flüchtet man aufs Land. Rucksack auf dem Rücken, Pappköfferchen in der Hand. «Die Juden hatten auch nicht mehr», sagt Andrik. – «Mit Ausnahme der Ermordung», erinnere ich ihn. – «Wart's ab», entgegnet er stirnrunzelnd, «noch ist nicht aller Tage Abend.»

Neudorf. Dienstag, 24. August 1943

«Jetzt sind wir wenigstens unter uns», stellt Heike befriedigt fest, während wir mit Gasmasken und Luftschutzgepäck in den Keller stolpern. Vor Kurzem hat es elf Uhr geschlagen. Die Sirene ist ein so vertrautes Geräusch, dass wir sie kaum noch ernst nehmen. Man streckt sich im Keller zur Ruhe. Man schläft seine Zeit ab, und wenn der Entwarnungswecker schrillt, taumelt man benommen nach oben, sorgfältig darauf bedacht, dass die unliebsame Unterbrechung Morpheus nicht allzu empfindlich beleidigt. Wir ziehen die Decke über den Kopf. Andrik atmet tief und gleichmässig. Ich träume gemächlich vor mich hin. Nur Heike wälzt sich ruhelos auf ihrem Lager. «Ich weiss nicht, was mir heute ist», schimpft sie. «Irgendwie schläft es sich nicht bei mir. Irgendwie ...» Andrik erwacht. «Ich geh' rauf», erklärt er gähmend. «Wenn sie bis jetzt nicht geschossen haben ...» – «Wart noch ...» Fünf Minuten, will ich sagen. Ich sage es nicht. Hölle und Donner brechen los. Erst schießt die Flak. Grollend aus hundert Rohren. Dann schweigt sie still. Minutenlang hören wir vor angespanntem Lauschen nichts als das Keuchen unseres Atems. Dann heult es auf. Als pfeife eine Sirene dicht hinter der Mauer. Huuuuu! «Bomben!» stösst Andrik hervor. «Bomben über uns!» Wir sinken in die Knie. Wie reuige Sünder rutschen wir über den Fussboden. Dem Pfosten entgegen, der als einziger die Mauern des Hauses trägt. Huuuuu! Fensterscheiben spritzen um uns herum. Schwarzgraue Staubmassen wirbeln durch die Luft. Rauch, Flammen, schwefelgelber Dunst. Andrik hält mich mit beiden Armen umklammert. Zwischen meinen Knien hockt Heike wie ein verängstigtes Vögelchen. «Heilige Maria, bitt für uns!» lallt es aus einer Ecke. Wir würgen, wir husten. Rechts brennt es, links brennt es. Von allen Seiten regnet es Feuer. Die Zeit steht still. Die Ewigkeit hat begonnen. Ein furchtbarer Knall. «Erbarm dich», kreischt eine Frauenstimme. Steine kollern. Der Sturm drückt einen Wirbel von Funken durch die zersplitterten Fenster. Krampfhaft ringt Heike nach Luft. «Nimm ein Tuch vor den

Mund!» rufe ich ihr zu. Wir liegen auf den Knien. Eine Stunde – zwei Stunden – drei Stunden.

Sechzehn Minuten nach drei ist der Spuk zu Ende. Die Wohnung mit Trümmern übersät. Wie brennende Segel bauschen sich die Gardinen im Feuersturm. Auf einer Matratze im Keller liegt Heike. Mit blauen Lippen und schlotternden Gliedern. «Mir ist so schlecht», stöhnt sie. «So unbeschreiblich schlecht.» Ich fühle ihren Puls. Er jagt und zögert, hastet und stockt. «Rauchvergiftung», sagt Andrik. Seine Stimme klingt barsch vor Sorge. «Hast du kein Herzmittel?» – «Nichts. Nur ein paar Stückchen Zucker.» – «Gib!» Hastig stopft er sie Heike in den Mund. – «Es wird mir schon besser», lächelt sie dankbar. Bis zum Morgen stehen wir Brandwache. Funken löschen, Hausrat bergen. Treppauf, treppab. Treppab, treppauf.

Der Morgen kommt langsam. Lässt endlos auf sich warten. «Ob es in den anderen Stadtteilen ebenso aussieht?» Wir sehen nichts als Feuer. Sobald es hell wird, werden wir zusammenpacken, das Allernötigste – und uns auf den Weg machen. Heraus ... irgendwohin ... nur heraus aus dem Grauen! Aus diesem schwefelgelben Feuermeer. «In Hamburg sind sie nach vier Stunden wiedergekommen», sagt jemand neben uns.

Der Morgen ist da. Das heisst, es ist kein richtiger Morgen. Nur die Uhr zeigt an, dass es Tag sein muss. Wir sehen den Himmel nicht. Wir sehen die Sonne nicht. Wir sehen nur Rauch, schwarzwirbelnde Dunstmassen und die Riesenfackeln der brennenden Häuser. Durch die Albrechtstrasse wälzt sich ein Flüchtlingsstrom. Über tausend Menschen stehen wie eine Mauer vor dem verschlossenen Gitter des Bahnhofseingangs. Einzeln werden sie bei jeder neuen Zugankunft durchgeschleust. Die Stunden rinnen. Zentimeterweise schiebt sich die Menge vorwärts. Schrillt nicht schon wieder die Sirene? Kommt ein neuer Alarm? Endlich sind wir auf dem Bahnsteig. Der Zug fährt ein. Wie Trauben hängen die Menschen aus den Türen. Hinein, was noch irgend hineingeht. Man drückt, man quetscht, von hinten pressen sie nach. Gottlob, wir sind im

Wagen, wenn auch nur mit der Kante einer Fusssohle. Wer mit uns fährt, kommt aus der gleichen Hölle wie wir. Verrusst, verschmiert und tödlich erschrocken.

Sieben Stunden brauchen wir für eine Fahrt, die man sonst in vierzig Minuten zurücklegt. Um neun Uhr abends sinken wir, vor Erschöpfung fast weinend, in die klammen Federbetten eines abgelegenen Dorfgasthauses.

Neudorf. Montag, 30. August 1943

Täglich dreieinhalb Stunden Bahnfahrt nach Berlin. Täglich vier-einhalb Stunden Rückreise aus Steglitz. Fahrrad durch den Wald, Fernbahn – umsteigen. Vorortbahn – umsteigen. Stadtbahn – umsteigen. Ein viertes Mal umsteigen und zwanzig Minuten Fussweg bis zur zertrümmerten Wohnung. Seit sieben Tagen halten wir es so. Verlassen das Dorf beim Morgengrauen, fahren in die Stadt, räumen ein paar Stunden und kehren am Nachmittag aus den Ruinen unseres Vorortes ins Dorf zurück. Der ganze Südtel Berlins ist betroffen. Lankwitz, Südende, Steglitz, Tempelhof. Bis tief nach Schöneberg hinein ziehen sich rauchende Trümmerhaufen. Am Abend sitzen wir auf dem grünen Umbausofa der geschmacklosen Gaststube und schütten literweise Malzkaffee in die verdorrten Kehlen. Die Wirtsleute stehen feindselig um uns herum. Man betrachtet uns als Eindringlinge. Städter interessieren hier nur, sofern sie Hamstergüter bringen. Verschonung von Bombennot gilt als persönliches Verdienst. Man ist sehr hochmütig auf dem Lande rings um Berlin. Hochmütig, parteiverrannt und egoistisch. Wenn nur wir nicht in Not sind, denken die Bauern. Tauschen Speck gegen Kleiderstoffe, Eier gegen Schmucksachen, Butter gegen Seidenstrümpfe. «Heil Hitler!» sagen sie. «Wie immer es auch kommen mag, wir bleiben wertbeständig!»

Berlin. Mittwoch, 1. September 1943

Wir haben es nicht mehr ausgehalten. So riesengross wuchs unsere Sehnsucht nach den Berliner Trümmern, nach der heimischen

Schicksalsgemeinschaft, dass wir gestern unsere Rucksäcke schnürten und nach Hause zurückgekehrt sind. Besser zu zwölf Personen aus einem Suppentopf löffeln, als unverstanden unter unverständlichen Menschen zu leben. Ihre Fülle passt nicht zu unserer Not. Ihr satter Materialismus ist uns ebenso fremd wie ihnen unsere Brüderschaft mit dem Tod.

«Fein, dass Sie da sind!» sagt unsere Nachbarin, als wir mit Sack und Pack in die Siedlung am Wasserturm einbiegen. «Ich habe Kaffee gekocht. Echten Bohnenkaffee. Wenn Sie raufkommen, kriegen Sie eine Tasse.» Zwanzig Minuten später vernageln wir gemeinsam die Fenster im Treppenflur. Dem Himmel sei Dank! Wir sind wieder zu Hause!

Berlin, Dienstag, 7. September 1943

«Mir ist da ein junger Musiker empfohlen», sagt Andrik. «Vom Komponisten Zweidorf. Es soll ein begabter Junge sein.» – «Was will er denn von dir?» – «Unterricht nehmen. Dirigiertechnik und Musikwissenschaft.» – «Dann lass ihn doch kommen», schlage ich vor. Nachmittags um vier klingelt es. Ein schwächliches Bürschchen, dürrtüg gekleidet, steht vor der Tür. Schwarzhaarig, mit klugen blauen Augen und langgeschweiften Kinderwimpern. «Sie sind Konrad Bauer?» frage ich. Er nickt. Zu dreien sitzen wir uns im ramponierten Wohnzimmer gegenüber. Ein Schicksal, wie es heute viele gibt. Die Eltern tot. Der Einundzwanzigjährige allein auf der Welt. Wegen Nierenkrankheit vom Wehrdienst zurückgestellt. «Ich bin sehr arm», schliesst er verschämt seinen Bericht und schlägt wie schuld bewusst die Augen nieder. Andrik blickt ihn scharf an. «Wenn Sie bei mir Unterricht nehmen wollen, dann müssen Sie vor allem Vertrauen zu mir haben», sagt er langsam. «Ohne Vertrauen können wir nicht arbeiten.» – «Was hat er?» denke ich erstaunt. «Warum redet er so streng?» Konrad Bauer errötet. Er würgt an irgend etwas, das ihm nicht über die Lippen will. Plötzlich gibt er sich einen Ruck. «Ich habe Sie belogen», sagt er. «Es ist alles nicht wahr, was ich Ihnen erzählte.» – Andrik lächelt. «Ich wusste es. Und nun packen Sie mal aus, junger Mann.» – «Ich war...

ich habe... ich bin geflüchtet.» – «Dacht' ich's mir doch!» murmelt Andrik. – «Aus Breslau. Schon am 28. Februar. Als sie vorne reinkamen, liefen wir hinten raus. Meine Eltern und ich. Auf Umwegen führen wir nach Berlin. Jetzt sind wir hier. Ein Freund hat mir einen Job besorgt. Vertretungsweise – im Krematorium Gerichtstrasse. Als Orgelspieler bei Beerdigungen. Täglich zweiundzwanzig Leichen. Für jede Leiche zahlt man mir eine Mark fünf. Aber ... ich kann so nicht leben. Ich möchte ... lernen», schliesst er leise. Andrik tritt vor sein Notenregal und kramt in den Partituren. «Hier ist die ‚Oberon‘-Ouvertüre. Ich borge sie Ihnen, Herr Bauer. Bis» – er schaut ihm freundlich in die Augen – «morgen Nachmittag um sechs zur ersten Stunde.»

Berlin. Freitag, 10. September 1943

Italien ist abgesprungen. Endlich hat sich der erste Achsenpartner entschlossen, Schluss mit dem Blutvergiessen zu machen. «Badoglio's Schurkenstreich» nennen sie des Marschalls Angebot an Eisenhower zu bedingungsloser Kapitulation der italienischen Streitkräfte. Gern würde man diesen Schritt zum «Verrat einer winzigen Clique» bagatellisieren. Da aber der Waffenstillstand bereits geschlossen ist, bleibt der deutschen Führung nichts anderes übrig, als böse Miene zum guten Spiel zu machen und aus der Rolle des Bundesgenossen schleunigst in die des Erbfeindes überzuwechseln. «Alle notwendigen Massnahmen sind getroffen», beruhigt unsere Heeresleitung. Seit gestern schiessen Deutsche gegen Italiener, ist der Boden Italiens erneut zum Kriegsschauplatz geworden. Im Osten schreitet man zu immer radikaleren «Frontbegradigungen». Schlägt man den Atlas auf, scheinen die so getarnten Rückzüge die Frontlinie eher zu verlängern. Ich glaube, wir begradigen noch die Front, wenn sie sich zehn Kilometer vor Berlin befindet. In erfolgreicher Absetzung und sieghafter Gegenwehr.

Berlin. Dienstag, 21. September 1943

Unser Graphiker Oscar Fischer ist gestern von der Gestapo abgeholt worden. Direkt aus der Redaktion. Zwei Herren in Zivil erschienen um elf Uhr vormittags. Fragen: «Können wir Herrn Fischer sprechen?» Man führte sie zu ihm. Zwei Minuten später verliessen alle drei das Haus. «Ich komme bald wieder», sagte Oscar Fischer. Nichts weiter. Erst durch die Portiersfrau erfuhren wir, unter welcher «Firma» sich die beiden Besucher kurz zuvor bei ihr eingeführt hatten.

Oscar Fischer ist ein schweigsamer Mensch. Wir wussten, dass er gegen die Nazis arbeitete. In einer Gruppe mit Doktor Grosscurth und Doktor Havemann. «Sie drucken Flugblätter», erzählte uns jemand. «Es sind ausserordentlich mutige Leute.» Nun hat man den mutigen Leuten das Handwerk gelegt. Wenn nur die anderen sich noch retten können!

Berlin. Montag, 27. September 1943

Auch die anderen konnten sich nicht retten. Havemann ist verhaftet, Grosscurth, Richter und Rentsch. Sämtlich in der gleichen Sache. Bei einem der Beteiligten sollen sie die Mitgliedslisten der Gruppe gefunden haben. Wie darf man Mitgliedslisten über illegale Organisationen führen! Wie darf man sie in seiner eigenen Wohnung deponieren! Aufspürbar bei jeder Haussuchung. Ein furchtbares «Alibi» für alle, die darin mit Namen genannt sind.

Berlin. Freitag, 1. Oktober 1943

«Sie kennen Doktor Tegel nicht?» staunt Konrad Bauer. «Den Wundertäter von Berlin? Dann wird es höchste Zeit, dass Sie ihn kennenlernen.» Der Weg führt weit hinaus bis in entlegenes Vorstadtgebiet. Doktor Tegel ist Gefängnispfarrer. Sein «Laden», wie er sich auszudrücken pflegt, liegt hinter vergitterten Fenstern und verriegelten Türen. Er begrüsst uns, als wären wir alte Bekannte. «Drei Milchkarten können wir in diesem Monat abgeben, Marken für fünf Brote und-vielleicht etwas Fett. Wissen Sie eine Stellung

für ein jüdisches Waisenmädchen? Sie hat Laborantin gelernt, versteht sich aber auf den Haushalt. Auch ein geflüchteter Schlosser ist unterzubringen.» Nach zehn Minuten des Zusammenseins sind wir mitten in der Arbeit. Marken austauschen, Ausweise entwerfen, Wohnmöglichkeiten prüfen, Stellen besetzen. Es bedarf keiner Umschweife. Wer spürt, dass er mit dem anderen am gleichen Strange zieht, versteht sich auch ohne Erläuterungen. Doktor Tegel gehört zu uns. Und es wird uns eine Ehre sein, wenn wir uns rühmen dürfen, zu ihm zu gehören.

Berlin. Donnerstag, 14. Oktober 1943

Konrad ist nicht zur Stunde erschienen. Auch Doktor Tegel hat seit Tagen keine Nachricht von ihm. Wenn man nur nicht immer solche Angst haben müsste ...

Berlin. Samstag, 16. Oktober 1943

Konrad ist weg. Es gibt keinen Zweifel mehr darüber. Die Pensionswirtin, bei der seine Eltern und er seit Monaten illegal lebten, hat den Mund nicht halten können. Anfang der Woche sind alle drei verhaftet worden. Kühn bemüht sich, ihren Aufenthaltsort herauszufinden. Flamm bemüht sich ebenfalls. Armer Konrad! Vor einer Woche hatten wir Brüderschaft getrunken.

Berlin. Montag, 8. November 1943

Seit Konrads Verschwinden ist Andrik wie ausgewechselt. Er läuft verstört umher, starrt vor sich hin, und wenn er sich unbeobachtet glaubt, redet er laut zu sich selbst. Die ganze Clique bemüht sich, ihn aufzuheitern. «Da, lies das mal», sagt Frank heute und drückt ihm einen Feldpostbrief in die Hand. «Es gibt auch noch andere Schicksale.» – «Lieber Freund», steht in kräftigen Bleistiftzügen auf dem verknautschten Bogen, «vorige Woche stieg die bereits angekündigte Kriegsgerichtsverhandlung. Um es gleich vorwegzunehmen, ich bin mit einem blauen Auge davongekommen. Vier Monate Gefängnis! Nach dem Antrag des Anklagevertreters, der

sich wie wild gebärdete –, er faselte von jüdisch-kapitalistischen Kriegsverbrechern, Luftgangstern und Mordpiraten (womit er die R.A.F. meinte) – war mit einem wesentlich höheren Strafmass zu rechnen. Glücklicherweise blieb, wie schon bei den Vorvernehmungen, das Wesentliche des Tatbestandes verborgen. So konnte die Anklage nur darauf fussen, dass ich in Gesellschaft von Kameraden mit einem gefangenen ‚Terrorflieger‘ bei Wein und Kognak zusammengesessen hätte. Was geschehen wäre, wenn der Sinn dieses ‚Zusammensitzens‘ an den Tag gekommen wäre – unseren jungen Fliegern aus dem Munde eines ihrer Gegner ein Bild der wirklichen Lage zu geben und ihnen die Aussichtslosigkeit ihres Kampfes, frei von propagandistischen Tricks, zu zeigen –, weisst du so gut wie ich. Auch das übrige Drum und Dran kam nicht aufs Tapet: dass der englische Leutnant im Krankenrevier untergebracht war, dass ihn keiner bewachte, dass ähnliche Fälle schon mehrmals vorausgegangen waren, usw. usw. Das Kriegsgericht zeigte sich bemerkenswert unsicher. Der Chefrichter von Luftflotte z, bis zu dem die Sache durchgegeben worden war, wollte einen Präzedenzfall schaffen und verlangte rücksichtslose Bestrafung. Wahrscheinlich aus Angst vor der Gestapo, von der die Meldung des Vorfalls stammt. Ausgerechnet ein Gefreiter meiner Heimatstadt hatte mich verpiffen. Ob Leutnant J.D. Blad, der jetzt in Oberursel im Kriegsgefangenenlager sitzt, wohl ahnt, was er mir für Unannehmlichkeiten verursacht hat?»

«Und das schreibt der Mensch im offenen Feldpostbrief?» frage ich entsetzt, als Andrik das Blatt zusammenfaltet. – «Um Gottes willen!» wehrt Frank erschrocken ab. «Durch Boten überbracht. Sein Bursche hat ihn mir zugesteckt.» – «Welcher Bursche?» – «Na, die Ordonnanz! Die Ordonnanz von Jo Thäler!» – «Jo Thäler?» Ich reisse die Augen auf. «Es handelt sich um Jo Thäler?» Frank nickt. Wir kennen Jo Thäler seit Langem. Kennen ihn und kennen ihn auch wieder nicht. Bis heute ist er uns nicht vorgestellt worden. Aber Frank hat uns von ihm erzählt. Uns vorgeschwärmt von dem Stabsarzt, der gemeinsam mit ihm den Nazismus in der Charité zer-

setzte und sich beinahe das Leben nehmen wollte, als man ihn zur Wehrmacht einzog. Also dieser Jo Thäler ...

«Du hast recht», sagt Andrik. «Es gibt noch andere Schicksale. Wenn Doktor Thäler nach Berlin kommt, wäre es schön, ihn kennenzulernen.»

Berlin. Mittwoch, 24. November 1943

Wieder ein Grossangriff. Diesmal hat er die Innenstadt heimgesucht. Am Lützowufer machen wir Eimerkette. Vom Landwehrkanal bis hinauf in den fünften Stock. So steif sind die Hände vom Schleppen und Zureichen, dass uns die Erholungszigarette aus den Fingern fällt. Schade drum! Der Artikel ist rar geworden in Berlin. Bei Anbruch der Dämmerung hasten wir nach Hause. Zu Fuss, denn sämtliche Verkehrsmittel stehen still.

Als wir das Haustor aufsperrten, löst sich neben uns eine Gestalt aus dem Dunkel. Klein, schwächling, ein Schatten unter Schatten. «Mensch, wo kommst du denn her?» schreit Andrik entzückt. Zwei hohle Augen, ein unrasiertes Kinn. Unter dem abgeblendeten Notlicht der Laterne steht Konrad. Wir ziehen ihn ins Haus. Badewasser, Rasierzeug, ein frisches Hemd, ein richtiges Abendbrot. Allmählich kommt er zu sich. «Wo warst du bloss?» fragt Andrik. – «In der Hamburger Strasse, der Kopfstation für den Jenseitstransport.» Heiss hungrig schiebt er einen Löffel Suppe in den Mund. «Wenn mein Freund Ludwig nicht gewesen wäre ...», sagt er zwischen zwei Bissen. Wir sehen ihn an. «Ludwig Wald. Unser Kalfaktor im Polizeibunker. Monatelang hat er es vorbereitet. Sich nützlich gemacht, wo immer er sich nützlich machen konnte. Hat die Keller aufgeräumt, Kohlen geschichtet, Kartoffeln sortiert. Bis man ihm die Verfügung über das Schlüsselbrett anvertraute. Dort hängt auch der Hausschlüssel. Vielmehr: er hing dort!» verbessert er sich schadenfroh. «Bis zum 23. November nachmittags halb sechs. Dann – es war schon Vorwarnung – hat Wald die Lichtleitung unterbrochen. Panik im Haus. Vom Schlüsselbrett stehlen wir die Torschlüssel. ‚Komm, es ist Zeit‘, sagt Wald.

Nichts weiter. Zu zweien marschieren wir los. Kellertür auf, Haustür auf, Hoftor auf. Hinter uns schreit man nach Licht, kreischt und rennt durcheinander. Wald ist die Ruhe selbst. ‚Ab heute in zwei Wochen um die gleiche Zeit vor der Staatsoper‘, verabredet er, als wir uns an der Siegessäule trennen. Um halb acht kommt Alarm. Ich krieche unter einen Baum im Tiergarten. Zu Fuss habe ich mich dann auf den Weg gemacht, und» – er zögert – «... so bin ich hier.» – «Wir müssen Doktor Tegel benachrichtigen», sagt Andrik.

Berlin. Samstag, 27. November 1943

Dr. Tegel weiss Rat, wie immer. Konrad erhält einen Posten als Nachtwächter. In einer Grossbank des Zentrums. Ab morgen wird er wieder Unterricht nehmen.

In vierzehn Tagen sollen wir Ludwig Wald kennenlernen. Den Freund aus der «Grossen Hamburger», ohne den wir Konrad Bauer nie wiedergesehen hätten.

Berlin. Freitag, 17. Dezember 1943

Schon wieder ein Unglück! Der Greifswalder Pfarrer Wachsmann, Kämpfer und mutiger Christ, ist von Freisler zum Tode verurteilt worden. Hinrichs kennt ihn seit Jahren. Schätzt ihn, wie kaum einen zweiten. «Ich geh' zu Freisler», erklärt er entschlossen. «Wenn wir ihn schon nicht freikriegen, soll er doch wenigstens am Leben bleiben.»

Berlin. Sonntag, 19. Dezember 1943

«Dieser Hund! Dieser Elende!» tobt Hinrichs. «Abserviert hat er mich, wie einen unreifen Knaben. ‚Ordentlicher Mensch, dieser Wachsmann‘, fängt er ganz vernünftig an. ‚Kluger Mensch – ohne Zweifel. Aber‘ – plötzlich erstarrt sein Gesicht zur Maske – ‚ein gebildeter Mensch, der defaitistische Äusserungen tut, ist, nach ständiger Rechtsprechung des Volksgerichts, der Hinrichtung würdig. Für Begnadigungssachen bin ich nicht zuständige setzt er kalt hinzu. ‚Darüber entscheidet das Justizministerium.‘ – ‚Und was hat

dieser Wachsmann verbrochen?' – ‚Guardini nach Greifswald gerufen und dabei das Pech gehabt, dass man dessen Versammlung in stärkerer Zahl besuchte als die gleichzeitig angesetzte Versammlung der NSDAP. Mehr als hundert Zeugen sind in dem Prozess vernommen worden. Mehr als hundert Zeugen konnten nichts Ärgeres über ihn aussagen, als dass er vermutlich den englischen Sender gehört und beim Vorgehen der Deutschen in Afrika zu irgendjemand geäußert hätte: Auch im Jahre 1914 sind wir erst vorgegangen.' – ‚Ich frage Sie, schlägt man deswegen einem Menschen den Kopf ab? Darf man für solche Verbrechen einen unbescholtenen Mann monatelang in Eisen legen? Gefesselt an Händen und Füßen?' Jeder Versuch, ihn aus den Ketten zu befreien, ist erfolglos geblieben. Grossmut genug, wenn man sie ihm zur Hinrichtung abnimmt.»

Berlin. Dienstag, 21. Dezember 1943

Sterben, Sterben, Sterben-wohin man auch blickt. Heute steht in der Zeitung eine Anzeige, dass bei einem «Terrorangriff» zehn Mitglieder der Familie X ums Leben gekommen seien. Zehnfacher Tod in einer einzigen Familie. Wahrhaftig, wir haben mit dem Sensenmann Brüderschaft geschlossen.

Berlin. Montag, 3. Januar 1944

In Schrecken endete das alte Jahr. In Schrecken beginnt das neue. Schwerer Nachtangriff am 29. Dezember. Schwerer Nachtangriff am 1. Januar. Der schwerste Nachtangriff dieses Krieges am 2. Januar. Wir kehren Schutt. Wir nageln Pappen. Wir sitzen ohne Wasser, ohne Verkehrsmittel, ohne Strom. Auch das Telephon ist tot, und nur auf Umwegen erfährt man, ob die fernerwohnenden Freunde am Leben sind. Ein verheissungsvoller Jahresbeginn. Bis man das Notwendigste repariert hat, vergehen mindestens zehn Tage. Und warum repariert man? Weshalb machen sich Millionen Menschen immer von Neuem daran, aufzubauen, was in der nächsten Stunde schon wieder in Scherben liegen kann? Ich betrachte die Gesichter im Spiegel. Schmutzverkrustet, das

Kopftuch schief in die Stirn gerutscht. Und ich glaube, die Antwort gefunden zu haben. Wir reparieren, weil wir reparieren müssen. Weil wir nicht einen Tag länger leben könnten, wenn man uns das Reparieren verböte. Zerstört man uns den Wohnraum, so ziehen wir in die Küche. Schlägt man uns die Küche entzwei, siedeln wir auf den Korridor über. Sinkt der Korridor in Trümmer, richten wir uns im Keller ein. Wenn wir nur zu Hause bleiben dürfen. Das dürftigste Eckchen Zuhause ist besser als jeder Palast in der Fremde. Darum kehren sie alle, die von den Bomben aus der Stadt vertrieben worden sind, eines Tages zurück. Sie wühlen zwischen den Steinbrocken ihrer zerstörten Häuser. Sie wirtschaften mit Schippe und Besen, mit Hammer, Zange und Spitzhacke. Bis eines Tages über den ausgebrannten Grundmauern ein neues Zuhause entstanden ist. Ein Robinson-Crusoe-Logis vielleicht. Aber immerhin ein Zuhause. Man kann nicht leben, wenn man nirgendwo hingehört. Deswegen retten die meisten Menschen aus ihren brennenden Häusern als erstes ihr Kopfkissen. Weil es ein letztes Stückchen «Zuhause» ist.

Im englischen Sender wundern sie sich darüber, dass wir uns so aufbauwillig zeigen. Deuten die fieberhafte Geschäftigkeit nach jedem Bombenangriff als Ausdruck nationalsozialistischer Gesinnung. Weder Schuttkehren noch Kopfkissenretten haben mit Nazi-gesinnung und Willen zum Durchhalten etwas zu tun. Keiner denkt an Hitler, wenn er sein Küchenfenster vernagelt. Wohl aber denkt jeder daran, dass man im Kalten nicht leben kann. Dass man, noch ehe der Abend sinkt und die Fliegersirenen heulen, einen Schlupfwinkel haben muss, in dem man sein Haupt hinlegen und seine Glieder ausstrecken kann. So, wie man es selber mag und will, und nicht so, wie andere möchten, dass man es wollen sollte.

Berlin. Mittwoch, 26. Januar 1944

Göring hat sich ein Meisterstück geleistet. Wäre sein Ausgang nicht so tragisch, könnte man es als Witz belachen. Am Montagmorgen dröhnt die Vollalarmsirene. Erschreckt marschieren dreiein-

halb Millionen Berliner in die Keller. Stille. Kein Schuss, keine Bombe, kein Fliegersurren. Um ein Uhr: Entwarnung. Dreieinhalb Millionen wandern zurück in ihre Wohnungen und Arbeitsstätten. Wo blieb der Angriff? Was war geschehen? «Der Angriff war eine Privaterfindung unseres Obersten Luftwaffenchefs», klärt uns Hinrichs auf. «Der Herr Reichsmarschall mischte sich wieder mal in Dinge, die ihn nichts angehen.» Entrüstet erzählt er uns die Einzelheiten dieses blutigen Schildbürgerstreichs: «Einflug feindlicher Maschinen im holländischen Raum.» Ein diensteifriger Adjutant stürzt zu Göring, der sich eben in Karinhall einen Sonderurlaub genehmigt. Göring liebt keine Fliegerangriffe. Vor allem nicht dann, wenn sie die Neigung zeigen, sich in seiner unmittelbaren Nähe abzuspielen. So eilt er zum Telephon, lässt sich mit einem Jagdfliegerhorst verbinden und brüllt in die Leitung: «Was, ihr seid noch nicht hoch? Feindflieger im Anflug, und ihr hockt noch herum? 'rauf, sage ich euch! 'rauf! Aber schleunigst!» Hängt an und alarmiert den nächsten Fliegerhorst. Wie aufgeschreckte Tauben schwirren die Jäger empor. Es ist ein diesiger Tag. Schlechte Sicht, undeutlicher Abhörempfang. Die Luftwaffenleitung lauscht in den Äther. Motorengeräusch? Ein Aufstiegsbefehl ist nicht durchgesagt. Also handelt es sich um Feindmaschinen. Also muss man Alarm geben. Alarm über ganz West-, Süd- und Mitteldeutschland. Aber schleunigst!

Mehr als achthundert Jäger brausen in die Luft. Die höchste Jagdfliegerzahl, die bisher für Feindflug eingesetzt wurde. Flak schießt in Stuttgart. Flak schießt in Frankfurt. Flak schießt in Pilsen, in Köln, Hannover und Braunschweig. Vom Rhein bis zur Elbe donnern die Abwehrgeschütze. Feuern tausend und aber tausend Schuss zwischen die Wolken. Motorengeräusch! Zehn Maschinen stürzen. Zerschmettert liegt die Besatzungsmannschaft. Galland muss notlanden. Der Aufwand an Benzin und Munition ist ungeheuerlich. Und als man den Schaden besieht, da sind die heruntergeholten Maschinen deutsche Maschinen, die toten Piloten deut-

sche Piloten. Kein englisches Flugzeug hat an diesem Morgen den Rhein überflogen.

Gratuliere, Herr Reichsmarschall! Der Führungsstab zerbricht sich den Kopf, wie er dem hohen Herrn die peinliche Wahrheit beibringen soll.

Berlin. Freitag, 4. Februar 1944

Alarm, Alarm und nochmals Alarm. Man hört nichts anderes, sieht nichts anderes, denkt nichts anderes. In der S-Bahn, auf den Strassen, in Geschäften und Autobussen – überall schwirren die gleichen Gesprächsfetzen: Total ausgebombt... Dach abgedeckt, Wand eingestürzt... Fenster raus... Türen raus ... Fliegerschadenschein ... alles verloren. Es ist, als ob für die übrigen Nöte kein Raum mehr sei. Am letzten Sonntag ist Frau Meyerowitz ausgebombt worden. Gestern verliess sie Berlin. Ihre Tochter Dagmar haben wir in der Mädchenkammer unseres Junggesellenhaushalts einquartiert. Schwer genug hielt es, sie unterzubringen. Nach jedem Angriff wird die Wohnungsnot grösser. Wer darf es wagen, bei solcher Beschränkung des Wohnraumes ausgerechnet einen Mischling bei sich aufzunehmen? Unser Hauswirt ahnt nichts von seinem Glück. Auf der Anmeldung haben wir die Frage nach der rassischen Abstammung der Untermieterin Dagmar Meyerowitz taktvoll umgangen. Warum ohne Not die Pferde scheu machen? Schon munkelt man von neuen Judentransporten. Im überfüllten Auschwitz und in Theresienstadt sollen sie gründlich ausgeräumt haben. «Zweitausend Abgänge die Woche», brüstete sich unlängst ein Mann vom Sicherheitsdienst, der mit uns im Vorortzug fuhr.

Zweitausend Abgänge die Woche. Das sind über hunderttausend Menschen, die jährlich in einem einzigen Lager von Staats wegen ermordet werden. In der ersten Zeit der Abholungen nahm man sich noch die Mühe, dem Massenmord ein humanes Mäntelchen umzuhängen. Vor allem dann, wenn der Ermordete arische oder ausländische Angehörige hinterliess. «Ihr Vater, Herr Paul Israel Braun, ist am 23. Oktober an einer Lungenentzündung verschieden», hiess

es lakonisch auf einem halben Briefbogen oder einer offenen Postkarte. Wer die Nachricht erhielt, ahnte, wie es um diese «Lungenentzündung» bestellt war, die nicht im Krankenbett, sondern in den Giftkammern der Gettos, in gasdurchströmten Eisenbahnzügen, unter den Kugeln der Exekutivkommandos oder den Todeswalzen der Panzer ausgelitten wurde. «Man lässt sie ihre eigenen Gräber schaufeln», raunen die Leute. «Man nimmt ihnen die Kleider weg, die Schuhe, das Hemd. Nackt schickt man sie in den Tod. Nackt jagt man sie in die Ewigkeit.» So unvorstellbar ist das Grauen, dass die Phantasie sich sträubt, es als Wirklichkeit zu begreifen. Irgendein Kontakt setzt hier aus. Irgendeine Folgerung wird einfach nicht gezogen. Zwischen dem theoretischen Wissen und der Anwendung auf den Einzelfall – gerade jenen Einzelfall, um den wir sorgen, bangen, uns vor Angst verzehren –, klappt eine unüberbrückbare Kluft. Es ist nicht Heinrich Mühsam, den sie in die Gaskammern schicken. Es kann nicht Anna Lehmann sein, nicht Margot Rosenthal oder Peter Tarnowsky, die irgendwo in weltferner Einöde unter den Peitschenhieben der SS ihr Grab schaufeln müssen. Und ganz gewiss ist es nicht die kleine Evelyne, die so stolz war, in ihrem vierjährigen Leben schon einmal eine Birne gegessen zu haben. Auf sie lassen sich die entsetzlichen Gerüchte bestimmt nicht anwenden. Sie dürfen sich auf diese Menschen nicht anwenden lassen. Wir erlauben unserer Einbildungskraft nicht, sie auch nur im Geringsten damit in Zusammenhang zu bringen. Könnten wir denn weiterleben, wenn wir wirklich begriffen, dass unsere Mutter, unser Bruder, unsere Freundin, unser Geliebter – fern von uns unter unfassbaren Leiden zu Tode gefoltert wurden? Sie, deren Augen wir mit unseren Lippen geküsst, deren Hände wir mit unseren Händen gestreichelt haben? Noch klingt uns der Ton ihrer Stimme im Ohr. Noch wissen wir um jede Nuance ihrer Gebärden, ihres Lächelns, ihrer Gewohnheiten. Nein, Evelyne Jakob starb anders als jene Gepeinigten. Starb menschlicher, verständlicher, vorstellbarer.

Ist es Feigheit, die uns so denken lässt? Vogel-Strauss-Politik, ein Siebdrücken vor der Verantwortung? Vielleicht! Dann aber gehört solche Feigheit und solche Vogel-Strauss-Politik zu den Urinstinkten der Menschheit. Zu dem unausrottbaren Grundbestand kreatürlichen Selbsterhaltungstrieb. «Die Unfähigkeit der Menschen, selbst der phantasievollsten, sich etwas ‚vorzustellen’», schreibt Arthur Schnitzler, «ihre Phantasielosigkeit, ist eine ausserordentliche, immer wieder von Neuem überraschende. Zu erklären ist sie nur als eine im Laufe der Zeiten allmählich entstandene innerliche Abwehr gegenüber der von menschlichen Sinnen nicht zu ertragenden Grauenhaftigkeit der Welt. Könnte man sich den Tod vorstellen, so wäre das Leben gewissermassen unmöglich. Und ebenso wenig wie den Tod stellt sich jemals der Mensch Ende, Trennung, Leid wirklich vor ... Nur durch solche Gleichgültigkeit ist das Weiterleben überhaupt möglich.»

Bitter sind Erkenntnisse dieser Art. Bitter und beschämend. Sie räumen ein, dass auch wir nicht zu den Stolzen und Starken gehören, zu den Rittern des Geistes, die aufstehen, Haus, Hof, Beruf und Alltag verlassen, um auszuziehen zum grossen Kreuzzug gegen die Ungerechtigkeit der Welt. Nein, auch wir sind nur Menschen, unfähig, den eigenen Schatten zu überspringen. Wer in der Welt hat sich erhoben, um die Qual von Hunderttausenden ermordeter Armenier zu rächen? Wer hat sich gegen die Foltern der Inquisition empört? Wer gegen die Leiden der Inkas, die Martyrien der Neger? Die Kunde von der Massakrierung der Juden ging über die ganze Erde. Ist einem einzigen deswegen sein Frühstück schlechter bekommen? Hat ein einziger nicht mehr weiterleben können, weil ihm die Not der Gemarterten den Atem abschnürte und das Gewissen zerriss?

Als wir Margot Rosenthals schwedischem Neffen, der fernab von Kriegsgraus und Nazijammer in Stockholm ein behagliches Leben lebt, die Not seiner Tante in brennenden Farben malten, ihn anflehten, alle Hebel in Bewegung zu setzen, sie hinüberzuholen, da antwortete er: «Die Verpflichtung, die ihr von mir verlangt, würde be-

deuten, meine Tante bis zum Ende des Krieges zu ernähren. In Zahlen eine Summe von etwa dreihundert Kronen monatlich. Die Steuern sind hier um hundertfünfzig Prozent gestiegen, die Lebenskosten um hundert Prozent. Nach Abzug aller festen Ausgaben verbleibt mir von meinen 1'200 Kronen Monatsgehalt ein verschwindender Bruchteil. Ich stehe vor der Aufgabe, mit etwa hundertfünfzig Kronen monatlich unser Leben (fünf Menschen) zu bestreiten. Also wäre es eine Verantwortungslosigkeit, eine Verpflichtung auf mich zu nehmen, die ich einfach nicht einhalten könnte. Denn wenn das Garantiegeld von 2'500 Kronen, das mir Heinz für seine Mutter zur Verfügung stellte, aufgebraucht wäre, müsste ich Margot einfach auf die Strasse setzen.»

Er musste sie nicht auf die Strasse setzen. Die SS hat ihm diese Arbeit abgenommen. Er darf sein Gewissen weiter mit dem Rechenexempel beruhigen, dass dreihundert zu eins gegen hundertfünfzig zu fünf nie und nimmer aufgehen können. Ist er ein Bösewicht? Hat er ein Herz aus Stein? Im Gegenteil. Er ist der zärtlichste Ehemann, der liebevollste Vater. Und vielleicht empört er sich jeden Abend am Radio darüber, dass die Deutschen es nicht fertigbringen, Adolf Hitler abzusetzen. Dass sie die Greuel immer länger dulden, den Wahnsinn immer weiter mitmachen.

Sei versichert, lieber Freund, auch du hättest ihn mitgemacht, wenn du an unserer Stelle gewesen wärest. Alle hätten ihn mitgemacht, die es zuliessen, dass man mit dem Nazideutschland Verträge schloss. Die tatenlos beiseitestanden, während Hitler ein Judengesetz nach dem anderen erliess. Die nicht dafür sorgten, dass auch unbemittelte Juden in grosser Zahl emigrieren durften, dass die Einwanderungsquoten erhöht wurden, dass man den Gehetzten und Verfolgten Gastrecht gewährte, ehe es zu spät war und der Henker sie geholt hatte. Wir, die wir im elften Jahr unter Adolf Hitlers Herrschaft stehen, haben wenig Grund, uns zu rühmen. Aber wenn Menschen ihr Leben eingesetzt haben für ihre jüdischen Brüder, dann sind es deutsche Nichtjuden gewesen. Hunderte, Tausende,

Zehntausende, die täglich und stündlich ihren Kopf riskierten für ein paar armselige Brotmarken, ein vorübergehendes Notquartier. Ein bisschen, wieder ein bisschen und nochmals ein bisschen. Abgerungen der eigenen Notdurft, erkämpft zwischen Bomben, Zwangsarbeit, Verkehrsbehinderung und persönlicher Einschränkung. Ertrötzt gegen alle Verbote, Gesetze und Propagandabefehle. Niemand, der es nicht selbst erlebte, vermag sich vorzustellen, wie schwierig unter solchen Umständen auch die einfachste Hilfeleistung werden kann. Was tut man, wenn ein Mensch, den man in seiner Wohnung verbirgt, eines Tages unvermutet am Herzschlag stirbt? Soll man ihn im Ofen verbrennen? In Rauch auflösen? Durch den Schornstein hinausblasen? Was macht man mit einer Leiche, die nicht gemeldet ist? «Wir haben sie in unseren Waschkorb gelegt, mit Leintüchern bedeckt und nachts aus dem Hause getragen», vertrauen uns Bekannte an, die in solche Verlegenheit gerieten. «Im Tiergarten haben wir sie rausgeholt und auf eine Bank gesetzt.» Sie lächeln verstört. Sie sind nicht froh über diese Lösung. Sie haben keine Übung darin, zwischen drei und vier Uhr morgens Leichen aus dem Hause zu schmuggeln und Tote auf einsame Parkbänke zu setzen. Vierzig Jahre lang sind sie solide Bürger gewesen.

Vor vierzehn Tagen kommt Flamm zu uns gelaufen. «Schöne Bescherung das!» klagt er und fingert sich nervös übers Gesicht. «Da hat man mir einen Flüchtling zugeschickt. Jüdisches Mädchen aus Breslau. Für ein Nachtquartier auf dem Wege von Schlesien nach Frankfurt. Ich bin an der Bahn. Die Kleine kommt an. Halsschmerzen, Fieber, Schüttelfrost. Am nächsten Morgen liegt sie mit Scharlach. Mit Scharlach in meinem Ehebett!» – «Scharlach dauert sechs Wochen», sagt Andrik. – «Und dann muss man desinfizieren», ergänzt Heike sachkundig. – «Schöne Bescherung – schöne Bescherung», seufzen wir alle. Jetzt geht die Patientin in die dritte Woche. Und Flamm, der Landgerichtsrat ausser Dienst, spielt schlecht und recht die Rolle der Krankenschwester. Für ein untergetauchtes

Mädchen, das er einmal im Leben gesehen hat. Wenn man nur einen Kammerjäger findet, der vertrauenswürdig ist!

Berlin, Dienstag, 7. März 1944

Der schlesische Flüchtling ist gesund! Und glücklich nach Frankfurt abgereist! Ein Kammerjäger, ehemals Angehöriger der KPD, hat Flamms Wohnung unter Gas gesetzt und von den letzten Bakterien befreit. Aber Konrads Bankhaus, in dem er als Nachtwächter tätig war, hat beim letzten Grossangriff auf Stadtmitte einen Volltreffer erhalten. Konrad ist wieder mal arbeits- und obdachlos. Er «schläft sich herum» in der Bekanntschaft, speist mal hier und mal dort; doch für die Dauer ist das ein unhaltbarer Zustand. Andrik bespricht sich mit seinem Kollegen Wilfried von Zweidorf. Der hat Beziehungen zur Musikkammer. Auch die Musikkammer ist ausgebombt. Beitragskonten, Mitgliedslisten, alles liegt in unentwirrbarem Haufen durcheinander. Zweidorf tritt auf, als wäre ihm das Befehlen in der Wiege gesungen worden. Fordernd, bestimmt und verblüffend selbstverständlich. Er und sein Freund Bauer seien ausgebombt. Jawohl, ausgebombt! Totalgeschädigt gewissermaßen. Alles verloren. Sogar die Kammerausweise. Der Ordnung halber ... Wilfried von Zweidorf lächelt gewinnend. «Unsere Daten dürften bekannt sein. Wilfried von Zweidorf, Mitgliedsnummer 2045. Konrad Bauer – Sie wissen, der Korrepetitor» – wieder lächelt er betörend –, «Mitgliedsnummer 3627. Unsere Bilder habe ich gleich mitgebracht. Wenn Sie so freundlich sein würden?»

Die ausstellende Dame ist so freundlich. Welches weibliche Wesen kann dem Lächeln eines prominenten Komponisten widerstehen! Insbesondere, wenn dieser Komponist jung, hübsch und bezaubernd ist. Beflissen malt sie auf ein sauberes Mitgliedsformular: Konrad Bauer, Pianist und Kapellmeister, Mitgliedsnummer 3627. Loch ein verschwommenes Profilbild hinein, unterzeichnet, stem-pelt und reicht es über den Tisch. «Wir werden später mit den Lis-

ten vergleichen», murmelt sie. Wilfried von Zweidorf nickt und schiebt die kostbaren Karten in seine Brusttasche. «Später! Gewiss!» Fordernd, bestimmt und verblüffend selbstverständlich verlässt er das Lokal. Später ... im Vierten Reich, denkt er vergnügt, schwenkt den weichkrepfigen Künstlerhut und verschwindet. Konrad hat wieder Boden unter den Füßen. Und grübelt nicht mehr immerzu darüber nach, dass seine Eltern in Theresienstadt sind und dass es eigentlich Unrecht sei, von ihnen getrennt zu leben.

Berlin. Mittwoch, 22. März 1944

Von Tag zu Tag wird Konrad waghalsiger. Mit der Mitgliedskarte der Musikkammer ist er bis in die Staatsoper vorgedrungen. Rührende Geschichten erzählt er: ausgebombte Wohnung, verlorene Habe, verstorbene Eltern, zerrüttete Gesundheit. Alles stimmt irgendwie. Aber es stimmt auf andere Weise. Nur symbolisch sozusagen. Doch allmählich hat er sich auf das Märchen seines ausweislosen Nichteingezogeneins so eingefuchst, dass er es beinahe glaubt. Zweidorf deckt ihn in der Öffentlichkeit. Fordernd, bestimmt und verblüffend selbstverständlich. Niemand im Hause kommt auf den abwegigen Gedanken, dass mit dem Korrepetitor Bauer, der hinter den Kulissen der Staatsoper die Bühnenmusik leitet, etwas nicht ganz in Ordnung sein könnte. Etwas sehr Grundsätzliches sogar. «Es ist ein eigentümlicher Reiz, den Nazis gerade dort ein Schnippchen zu schlagen, wo sie sich am sichersten fühlen», schmunzelt Konrad. «Görings Tempel der Kunst, sein privilegiertes Geburtstagsfesthaus, durch meine Gegenwart entweiht! Wenn das der Dicke wüsste!» – «Gottlob weiss er es nicht!» erwidert Andrik warnend. «Mach keinen Quatsch, Konrad, der Krieg ist noch lange nicht zu Ende.»

Nein! Dem Himmel sei's geklagt! Sein Ausgang lässt wieder mal erheblich auf sich warten. Schon seit Tagen ging ein Geraune im Volk, dass die Ungarn Abfallneigungen zeigten. Dass dort eine Gruppe ans Ruder dränge, die sich das Zwangsbündnis mit Deutschland nicht länger gefallen lassen wolle.

Tausende von Ungarn verbluten auf den Schlachtfeldern des Ostens. Für was? Für wen? Warum? Es gibt keinen Nationalhass zwischen Ungarn und Russen. Und allmählich hat es selbst der letzte ungarische Soldat begriffen, dass er hier die Kastanien für fremde Rechnung aus dem Feuer holt. Schon atmeten wir auf. Schon schöpften wir Hoffnung. Wenn erst eine Nation beginnt, das verhasste Joch abzuschütteln, wird die Lawine – muss die Lawine ins Rollen kommen. Doch Hitler hat den Braten wieder mal rechtzeitig gerochen. Ein Wink! Ein Befehl! Truppenverschiebung, Truppenverstärkung. Horthy wird nach Berchtesgaden zitiert. Als Staatsmann trifft er ein. Als Häftling bleibt er dort. Was kümmert sich ein Diktator um internationale Rechtsgrundsätze. Horthy kehrt nicht zurück. Die Presse schweigt über seinen Verbleib. Ganz Ungarn wird von deutschen Truppen besetzt. «Schlagartig», wie es die Nazis nennen. Und «jubilend begrüsst von der dankbaren Bevölkerung», die es den deutschen Waffenbrüdern nicht hoch genug anrechnen kann, dass sie sie vor den katastrophalen Folgen eines antinazistischen Staatsstreichs bewahrt haben. Ungarische Soldaten dürfen sich weiter auf den Schlachtfeldern Russlands verbluten. Welcher Gewinn für die nationale Ehre! Man möchte weinen, vor Zorn!

Im deutschen Volk ist der Applaus mager. Die Wut gegen die angeblichen Verräter hält sich in bescheidenen Grenzen. Zu oft schon wurde die Walze von der unverbrüchlichen Waffenbrüderschaft der Verbündeten aufgelegt, zu oft schon ihr Gegenbeweis mit den gleichen, unglaubwürdigen Ausreden getarnt. Noch hat man den Abfall Italiens nicht vergessen. Und die Hampelmannrolle, die Herr Hitler seit jenen Tagen seinen Freund, den Duce, spielen lässt. Wer selbst den Krieg satt hat, lässt sich schwer davon überzeugen, dass andere nach ihm hungrig sein könnten. Der Propagandaschlag ging ins Leere. Ins Leere, wie unsere Hoffnungen, die wir auf die Karte des ungarischen Abfalls gesetzt hatten!

Berlin. Donnerstag, 30. März 1944

«Ich muss Sie dringend sprechen», sagt Hinrichs am Telefon. «Es handelt sich um unseren Freund M.» Sollte das Moltke sein? Wenn man heute dringend über jemanden sprechen muss, handelt es sich meist um nichts Gutes. Wir verabreden uns auf den Nachmittag. Es ist Moltke. Ende Januar hat man ihn verhaftet. Angeblich des Versuches wegen, den Generalkonsul Kiep über eine ihm drohende Gefahr vorzeitig zu verständigen. «Ich kenne die Sache nur vom Hörensagen», berichtet Hinrichs. «Denunziationen pflegt man nicht amtlich bekanntzugeben.» Also wieder mal eine Denunziation! Dass doch die Petzer und Anschwärzer in Deutschland nicht alle werden! «Welcher Schuft hat sich denn an diesem Heldenstück einen Orden verdienen wollen?» – «Wenn man die Kausalreihe zurückverfolgt, der Assistenzarzt in der Psychiatrischen Klinik der Charité, Doktor Reckzeh.» – «Reckzeh? Ist mir völlig unbekannt.» – «War er mir auch. Bis gestern. Ich wünschte, er wäre mir unbekannt geblieben.» Hinrichs seufzt. «Die Sache liegt ziemlich weit zurück. Sie hatten da einen Tee irgendwo», beginnt er stockend. «Einen jener Zirkel, wie sie sich heute in kleinem und kleinstem Kreis zu Dutzenden zusammenfinden. Keimzellen des Widerstands. Nur schade, dass kaum eine von der anderen etwas weiss! Hier handelte es sich um den Kreis um Fräulein von Thadden, ehemals Internatsleiterin bei München. Eine Anzahl bewährter Gesinnungsgenossen hatte sich bei ihr versammelt. Staatssekretär Zarden unter anderen. Generalkonsul Kiep, Frau Solf, Legationsrat van Scherpenberg, der Schwiegersohn von Hjalmar Schacht. Reckzeh befand sich zum erstenmal in diesem Kreis. Vor Kurzem erst aus der Schweiz zurückgekehrt, brachte er Grüsse von einer dortigen Freundin der Thadden. Die Freundin war einwandfrei. Also zog man den Fehlschluss, dass auch er ... Er sollte Botschaft zurückbringen nach der Schweiz. Man sprach sich wohl ziemlich offen aus – die üblichen Gesprächsthemen, wenn ein halb Dutzend Nazi-gegner in den eigenen vier Wänden zusammensitzen. Am nächsten

Tag geht Reckzeh hin und meldet die Sache der Geheimen Staatspolizei. Man beobachtet, kombiniert, verhaftet. Erst den einen, dann den nächsten, dann den dritten. Moltke erfährt von der beabsichtigten Festnehmung Kieps und versucht, ihn zu warnen. Die Warnung ist umsonst. Kiep hat sein Leben verwirkt. Zarden stürzt sich – wie man erzählt – auf dem Wege zur Verhandlung aus dem Fenster. Tot! Auf Fräulein von Thadden wartet das Schafott. Scherpenberg, dem Tode ebenso nahe, kommt mit einem blauen Auge davon. Nur zwei Jahre Gefängnis. Reckzeh ist so gütig, ihm vor Gericht zu attestieren, dass er bei dem staatsfeindlichen Teegespräch auch den Nazis eine winzige Chance offenliess. Frau van Scherpenberg weint vor Freude.» Hinrichs verstummt. «Und Moltke?» wage ich kaum zu fragen. – «Er ist seitdem nicht mehr zurückgekehrt. Was man ihm tatsächlich vorwirft, lässt sich im Einzelnen nicht feststellen.» Er sieht mich bekümmert an. «Das ist ja das Schreckliche: Menschen verschwinden, und man weiss nicht, warum. Ein Freund sitzt im Gefängnis. Doch ehe man es erfährt, liegt er vielleicht schon, den Kopf zwischen den Füßen, drei Meter unter der Erde. Man ist auf Gerüchte angewiesen. Aber Gerüchte können lügen. Sie lügen meist! Seit elf Jahren leben wir zwischen den Wahrheiten. Und erst dann lüften die Herren den Schleier über ihren blutigen Geheimnissen, wenn sie» – er stockt – «uns für ihre Schandtat die Rechnung präsentieren.» – «Die Rechnung?» – «Ja, die Rechnung! Den Kontoauszug über die Staatsausgaben. Aufgestellt mit aller Sorgfalt buchhalterischer Pedanterie. Oder meinen Sie etwa, das Hinrichten geschähe umsonst? Die Zuchthaussuppe würde uns gratis verabfolgt? Stirb, aber zahle! heisst die Parole. Am 21. Februar ist Pfarrer Wachsmann im Zuchthaus Brandenburg guillotiniert worden. ‚Sind Sie die Erbin des verstorbenen Wachsmann?’ erkundigt sich kurz darauf ein Beamter bei seiner Schwester. Zögernd bejaht sie. ‚Sind Sie bereit, die Kosten des Verfahrens zu tragen?’ – ‚Was würde geschehen, wenn ich nicht dazu bereit wäre?’ – ‚Wir müssten die Erbschaft pfänden.’ Die Schwester erschrickt. Pfändung der Erbschaft bedeutet Abschied von tausend

geliebten Andenken. ‚Ich zahle‘, sagt sie rasch. ‚Darf ich fragen, wie hoch ...?‘ – ‚Ein paar hundert Mark. Die Rechnung wird Ihnen zugestellt.‘ Nach wenigen Tagen trägt ihr der Postbote einen Einschreibebrief ins Haus.

Rechnung für das Strafverfahren Alfons Maria Wachsmann.

Spezifizierung:

Verpflegungskosten täglich	RM	1,50
Überführung ins Zuchthaus Brandenburg ..	RM	12,90
Vollstreckung des Urteils	RM	158,18
Gebühr für Todesstrafe	RM	300,00
Postgebühren	RM	1,84
Porto für Übersendung der Kostenrechnung..	RM	0,42

158,18 Reichsmark kostet eine deutsche Hinrichtung. Reell bleibt reell. Nicht um den Bruchteil eines Pfennigs wird der Verstorbene betrogen. Berechnet man bei der Urteilsvollstreckung den Stromverbrauch? Die Kilowattstunden für die Arbeit der Hinrichtungsmaschine? Sind die achtzehn Pfennig der Minutenlohn des Scharfrichters?

Schicksal steht hinter den Zahlen. Blut, Grauen und Todesangst. 158,18 Reichsmark. Was soll man darauf antworten? Die Rechnung stimmt. Unsere Gegenforderung verbuchen wir über das Konto des Vierten Reiches.»

Berlin. Montag, 24. April 1944

An den Fronten gibt es wenig Sensationen. Die ganze Welt wartet auf die Invasion. Wird man sie starten? Wird sie erfolgreich sein? Überzeugte Nationalsozialisten sprechen mit tiefer Verachtung von ihr. Als handle es sich dabei bestenfalls um einen Karnevalsscherz. Wenn sie nur erst anfinde! Der eine tippt auf Mai, der zweite auf Juni, der dritte auf Juli. Pessimisten meinen, sie werde überhaupt nicht stattfinden. Das Risiko sei zu gross, die Abwehr zu sorgfältig vorbereitet. Im ausländischen Sender beschwört man die französischen, holländischen und belgischen Patrioten, keinesfalls loszuschlagen, ehe nicht von England der Befehl dazu komme. Und wun-

dert sich im selben Atemzug, warum die Deutschen noch immer keine Revolution machen. Wüssten doch alle, die im Brustton moralischer Überlegenheit solche Forderung an uns stellen, wie falsch sie uns und unsere Möglichkeiten beurteilen. Wer nicht selbst im Lande lebt und unter dem Regime leidet, hat keine Ahnung, was es heisst, in den Ketten einer Diktatur zu liegen. Die, die erst nach 1933 von hier emigrierten, wissen es am wenigsten, vergassen es am schnellsten. Darum sind wir den meisten unserer Emigranten so gram, weil sie das von uns fordern, was sie selbst nicht fertigbrachten.

Berlin. Mittwoch, 17. Mai 1944

Heute morgen begegnet mir im Treppenhaus des Verlages unser Graphiker Oscar Fischer. «Mann Gottes!» rufe ich. «Sie leben!» Er lächelt melancholisch. «Nicht mehr so ganz, aber ein bisschen. Was so nach etlichen Zuchthausmonaten übrigbleibt, wenn man sein Logis vis-à-vis dem Hinrichtungsschuppen aufschlägt.» Er beugt sich vertraulich zu mir herüber. «Glauben Sie mir, es geht an die Nerven», flüstert er grämlich. «Nicht das Kopfabschlagen. Daran gewöhnt man sich. Aber das ganze Drum und Dran. Die scheussliche Zeremonie.» Ich ziehe ihn in eine Ecke. «Erzählen Sie, erzählen Sie», dränge ich. «Wieso hat man Sie herausgelassen? Wo sind die anderen? Grosscurth, Havemann? Richter? Rentsch?» Er sieht mir ins Gesicht und verzieht keine Miene. «Verurteilt. Zum Tode verurteilt – alle vier. Vor neun Tagen sind Grosscurth, Richter und Rentsch hingerichtet worden. Havemanns Tod ist auf unbestimmte Zeit verschoben. Der Führer hatte eine Grossmutsanwandlung. Begnadigte den für die chemische Kriegswirtschaft unersetzbaren Physiker und Pharmakologen Havemann zum Sterben erst nach dem Endsieg. Bewundernswürdige Gnade, die gerade so weit reicht, wie der Staatsnutzen geht.» Noch immer verzieht er keine Miene. In seinem zerfurchten Gesicht, das gelb ist wie Pergament, bewegen sich nur die Augen. «Und Sie?» – «Ich habe geleugnet. Tag und Nacht und Nacht und Tag. Nein, ich kenne

keinen mehr. Nein, ich weiss nichts weiter ... nein ... nein und wieder nein. Bis sie es aufgaben. Mich entliessen, aus der Zuschauerloge ihres Exekutionstheaters.»

Teilnahmsvoll streichle ich seine Hand. «Mein Gott, was müssen Sie durchgemacht haben!» Er nickt. Sein Blick wendet sich nach innen. Seine Stimme klingt eintönig, abgehackt, als läse er einen hundertmal wiederholten, längst auswendig gekannten Orientierungsbericht. «Quer über den Hof – die Autogarage. In der Autogarage die Todesmaschine. Links eine Toreinfahrt. Wenn man genug Material für den Henker hat, verhängt man ihr vorderes Gitter mit einem schwarzen Tuch. Heute wird hier gestorben, heisst das. Wartezimmer zum Jenseits, heisst das. Sie kommen aus den Todeszellen. Durch einen verborgenen Gang. Einer nach dem anderen. Mit abgelegten Kleidern. Nackt, bis auf ein kurzes Unterhöschen. Wenn es kalt ist, zittern sie. Nicht, weil sie Angst haben – fast keiner hat Angst –, sondern weil sie frieren. Wenn es kalt ist...» Er verstummt und schüttelt den Kopf. «Man wartet immer, bis es mehrere sind», fährt er dann einförmig fort. «Für einen allein ist es wohl zu teuer. Sie stehen herum und werden aufgerufen. Während der erste den Todesschuppen betritt, muss der zweite sein Höschen ablegen. Zusammengefaltet auf einen Stapel. Wegen der Spinnstoffe. Und weil man es dann später nicht zu waschen braucht. So geht es immer umschichtig. Aufruf – Höschen ablegen. Aufruf – Höschen ablegen. Bis der letzte in der Garage verschwunden ist. Zwei Minuten dauert jeder Fall. Das einzig Menschliche: Sie fangen nie vor zwölf Uhr mittags an. Und geben den Delinquenten die Tatsache der bevorstehenden Exekution erst eine Stunde vorher bekannt. So erspart man ihnen wenigstens die Schrecken der letzten Nacht. Ob man es aber aus diesem Grunde tut...»

Bis auf ein kurzes Unterhöschen, denke ich, und vor Grauen erstarrt mir das Blut in den Adern. Warum empfindet man gerade diesen Umstand als so unerträglich scheusslich? Als so über alle Massen menschenunwürdig? Selbst das rohe Mittelalter liess dem Verbrecher sein Armsünderhemd. Auch die Schächer am Kreuz

trugen ein Lendentuch. Dem, der im nächsten Augenblick vor der Ewigkeit steht, mag es gleichgültig sein, in welchem Kostüm er die Erde verlässt. Den Überlebenden jedoch dünkt die Spinnstoffsammlung in diesem Zusammenhang schrecklicher als das Sterben. Die Diskrepanz zwischen bekleideten Häschern und unbekleideten Delinquenten peinvoller noch als die Hinrichtung.

«Man sagt, die Leichen werden freigegeben», unterbricht Oscar Fischer meine trübseligen Meditationen. «Ein Grab für alle. Ich meine, für Grosscurth, Richter und Rentsch. Die Frauen hätten das durchgesetzt. Es ist eine unerhörte Bevorzugung!» Arme Frauen! Mit wieviel Tränen mögt ihr diesen Vorzug erkaufte haben!

Irgend jemand poltert geräuschvoll die Treppe herunter. «Also, Herr Fischer, was die Zeichnungen angeht», sage ich laut... Er begreift. «Ich weiss, ich weiss», nickt er. – «Also dann bis bald.» Ich steige die Treppe hinauf. Er steigt die Treppe hinunter. Als ich mich umblicke, verschwindet sein zerfurchtes Holzschnittgesicht hinter der Drehtür.

Berlin. Freitag, 26. Mai 1944

Andrik erzählt, dass sich Konrad in eine Wehrmachtstournee hineinschwindeln will. Mit seiner kümmerlichen Musikammerkarte. Wenn das nur gutgeht!

Berlin. Samstag, 3. Juni 1944

Die ganze Presse ist heute im Luftfahrtministerium versammelt, um einen «wichtigen Entschluss der Obersten Heeresleitung» entgegenzunehmen. Ein General der Luftwaffe, goldbestickt und ordenbestern, hält eine kurze Ansprache. «Mit Genehmigung des Führers hat der Herr Reichsmarschall ab sofort die Formierung weiblicher Flakhelferinnenkorps befohlen.» Er räuspert sich. Ein unterdrücktes Raunen. Sollte man es wagen ...? Der General wird unsicher. Vielleicht fallen ihm die vielgeschmähten «Flintenweiber» ein. «Ich meine», sagt er nervös ... «Ich möchte ausdrücklich beto-

nen, hier soll nicht geschossen werden. Der Führer wünscht keine Frau an der Kanone. Es entspricht ...», wieder räuspert er sich, «nicht seiner Vorstellung von der Würde der deutschen Frau, wenn ... wenn ... na ja, wenn es so knallt», vollendet er gereizt. Also knallen soll es nicht um die deutsche Frau. Sie darf nur dabei sein, wenn andere knallen. Mit Mühe verbeissen die meisten von uns ein Lächeln. «Darf ich mir die Frage erlauben, Herr General», sagt einer der Teilnehmer respektvoll, «wie sich die Flakhelferinnen bei Feindangriff zu verhalten haben, wenn keine mit einer Waffe umzugehen versteht?»– Der General flüstert mit seinem Adjutanten. «Die Frage wird geprüft werden», erklärt er dann hastig. «Ich bitte die Presse, bis zur Vorlage dieses Entscheids den Werbefeldzug für das Flakhelferinnenkorps zurückzustellen.» Wir sind entlassen. Flintenweiber gibt es in Zukunft nicht mehr. Weder in Russland noch sonstwo. Auf keinen Fall aber bei uns. Sie scheinen reichlich knapp zu werden mit ihrem Soldatenmaterial, die Herren von der Obersten Heeresleitung. «Vorläufig noch freiwillig», hat der General betont. Verbindlichsten Dank, wenn dieses «vorläufig» nicht die gewünschten Ergebnisse zeitigen sollte!

Mittwoch, 7. Juni 1944

«Hallo! Hallo! Ist dort 727035! Einen Moment, ich verbinde mit Major Hinrichs», meldet sich eine aufgeregte Stimme am Telefon. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen. Halb sieben Uhr früh. Ein ungewöhnlicher Zeitpunkt für Gespräche mit dem Luftwaffenführungsstab. Es surrt in der Leitung: Umschalten – Querbindung – Anschluss unterbrochen – Anschluss wieder hergestellt. Die üblichen Begleiterscheinungen jedes Verständigungsversuchs mit dem Schlüsselwort «Kurfürst». Dann ist Hinrichs am Apparat. «Sind Sie schon auf?» fragt er fröhlich. «Haben Sie gut geschlafen? Übrigens, was ich noch sagen wollte: die Sendung ist eingetroffen! Jawohl! Mit dem ersten Morgenzug. Ziemlich gute Sache, wie mir scheint.» Mein Gehirn dechiffriert im Zeitraffertempo.

Stichwort Sendung bedeutet Invasion. Das ist der Sprung auf den Kontinent. Die langersehnte Landung alliierter Truppen. «Freut mich, freut mich», rufe ich zurück. Drüben schaltet man ab. Andrik ist in Holland. Ich bin allein mit meiner Weisheit und mit meiner Ungeduld. Heute früh in den ersten Morgenstunden! Jetzt ist es halb sieben. «Mögen sie nur kommen», hat Hitler gesagt. «Innerhalb von neun Stunden werden wir sie ins Meer zurückgeworfen haben.»

Nun sind sie gekommen. Die Hälfte der ihnen zugebilligten Galgenfrist dürfte in dieser Minute abgelaufen sein. Ob sie es schaffen? Ich stürze zum nächsten Kiosk nach der Morgenzeitung. Der Verkäufer schüttelt den Kopf. «Noch keine Zeitung eingetroffen.» Auch der Rundfunk schweigt. Es wird acht, es wird neun, es wird zehn. Wir sitzen wie auf glühenden Kohlen. Versteckt wagt man die ersten Andeutungen. «Um zwei Uhr früh ... erbitterte Kämpfe ... die Küstenverteidigung allmählich durchbrochen.» Von Stunde zu Stunde mehren sich die Gerüchte, nehmen aberwitzige Formen an. Noch immer schweigen Presse und Funk. In der Wilhelmstrasse ist man sich offenbar nicht einig darüber, in welcher Ausschmückung man dem deutschen Volk die peinliche Nachricht servieren soll. Steht etwa Dr. Goebbels mit der Stoppuhr in der Hand und wartet auf den Rückwurf ins Meer? Um elf Uhr hält ein Lieferwagen an der Ecke. Ballen gebündelter Zeitungen werden ausgeladen. Zwei Minuten später erscheinen drei Polizisten. Flüstern mit den Zeitungshändlern, gestikulieren hin und her, gebärden sich entsetzlich geschäftig. Die Zeitungen sind beschlagnahmt, noch ehe sie ihrer Verschnürung entnommen wurden. Ballen um Ballen, Bündel um Bündel verschwinden sie wieder im Dunkel des Lieferwagens. Invasionsmakulatur! Endlich, um zwölf Uhr mittags, hat die deutsche Regierung ihre Fassung zurückgewonnen. «Invasion auf Befehl Moskaus! Kampfberichte über die Schlagkraft der deutschen Abwehr», posaunen die Blätter und markieren Jubel wie Kinder am Christtag. «Der lang erwartete Tag der Invasion ist da. Das Schwert hat das Wort. Mit grösstem Vertrauen sieht das deutsche Volk auf

seine Truppen und ihre Führung, die nun im Entscheidungskampf dieses Krieges stehen», heisst es in den Leitartikeln. Wir haben wieder mal alles im voraus gewusst. Und wenn man die Rundfunkkommentare hört, scheint es fast so, als könnten uns Amerikaner und Engländer keinen grösseren Gefallen erweisen, als dass sie im Küstenabschnitt zwischen Cherbourg und Le Havre ihre Landungsboote ans Ufer setzen.

Den ganzen Nachmittag streife ich durch die Stadt. Lausche hier, beobachte dort, kombiniere und versuche, meine Schlüsse zu ziehen. Nein, dieses Volk wartet nicht mehr auf den Sieg. Die Nazi-gegner verbergen nur mühsam ihre Freude am Geschehen. Die Leute mit dem Hakenkreuz im Knopfloch blicken beklommen drein trotz ständig wiederholter Jubelpropaganda. Das Mass der neun Stunden ist längst überschritten. Und noch immer gibt es keine Anzeichen dafür, dass der «Erzfeind» im Ärmelkanal ertrinkt, dass die Festung Europa ihm ihre Tore hermetisch verschlossen hat.

Berlin. Donnerstag, 8. Juni 1944

Siebzig Stunden sind seit Beginn der Invasion vergangen. Und nach wie vor kämpfen englische und amerikanische Truppen auf dem nordfranzösischen Festland. Gehen vorwärts, gehen zurück, bahnen sich Millimeter um Millimeter den Weg zum Herzen Europas. Kein Zweifel, die Invasion ist gelungen. Alle kleben am Radio. Jeder ein bewusster «Rundfunkverbrecher». Denn niemandem kann es zugemutet werden, sich in diesen Stunden der Entscheidung nicht am ausländischen Sender zu informieren. Man frevelt und flüstert. Und wer seiner Mitteilungssucht allzu unvorsichtig Vorschub leistet, landet, ehe er sich's versieht, im Konzentrationslager Dachau. Oder in Oranienburg. Oder in Buchenwald.

Aber die Invasion ist gelungen. Und mit jedem Erfolg werden die Gesichter der Parteigenossen länger, verschwindet ein Hakenkreuz nach dem anderen aus den Knopflöchern der Führergefolschaft. Merkwürdig, dieses rhythmische Auf und Ab im Gewoge der

Knopflochverzierungen. Mit mathematischer Sicherheit kann man an diesem Symptom den Gradmesser der Parteizuversicht ablesen. Seit den Nazibonzen die ersten Zweifel über den Fortbestand des Tausendjährigen Reiches aufstiegen, machten sie durch Parteibe-fehl jedem Parteigenossen das Tragen des Abzeichens zur Ehren-pflicht. Von dieser Zeit an flaggen alle Nationalsozialisten im Knopfloch. Sieg und Zuversicht mit Ja, Furcht und Niederlage mit Nein. Nie sah man so wenig Parteiabzeichen wie zwischen dem 6. und 7. Juni dieses Jahres.

Berlin. Freitag, 9. Juni 1944

Die Invasion schreitet fort. Die Parteiabzeichen in den Knopflö-chern sind zu zählen. Wer jetzt noch eine «Wollhandkrabbe» auf seinem Rockaufschlag trägt, kann immerhin den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine unabhängige Persönlichkeit zu sein. In den Schriftleitungen wird man nervös. Das Triumphgeschrei des «Wir haben es längst gewusst» beginnt an Zugkraft einzubüßen. Höchste Zeit, dass ein neues Schlagwort in Tätigkeit tritt!

Berlin. Samstag, 10. Juni 1944

Es ist in Tätigkeit getreten. Und es heisst: «Hereinlocken». Als nach neun Stunden Adolf Hitlers Prophezeiung des Rückwurfs ins Meer sich nicht erfüllte, sprang Sepp Dietrich, Chef der Leibstand-arte, in die Propagandabresche. «Ja, wusstet ihr denn nicht», trom-petet er, «dass es von Anfang an unsere Absicht war, sie hereinzulocken? Je mehr, desto besser. Ganze Divisionen. Ganze Armeen. Anzusaugen den Hauptbestand der amerikanischen und englischen Streitkräfte auf den Vernichtungsboden des kontinentalen Wider-stands? Erst wenn wir sie haben, können wir sie kleinkriegeln. Das ist das Geheimnis unserer genialen Kriegsführung.»

Seit dieser Stunde «saugen wir an», «locken herein», und das stra-tegische Renommee unserer Schlachtenlenker ist wieder mal ge-rettet. Über Nacht kehren die «Wollhandkrabben» in die Knopf-

löcher zurück. Die Andersdenkenden schweigen, warten ab, hoffen auf den schnellen Vormarsch der Alliierten, lauschen dem englischen Sender und wissen immer fünf Minuten vor Herausgabe der deutschen Meldungen, was auf dem Erdball passiert...

Berlin. Sonntag, 18. Juni 1944

... auch den Einsatz der viel verheissenen ersten deutschen Geheimwaffe. Dass sie kommen würde, unterlag nach der vorausgegangenen monatelangen Flüsterpropaganda kaum einem Zweifel. Nur wie sie kommen würde, blieb selbst den Klügsten ein Rätsel. Jeder wusste, aus sicherer Quelle, eine andere Version über ihre Wirkung. «Ein Druck auf den Knopf. Das Ding braust los. Die obere Hälfte der englischen Insel fliegt in die Luft, die untere versinkt im Meer, und das Geschoss kehrt mit fünfzigtausend Gefangenen zurück», spotteten die Ungläubigen. – «Unsere Geheimwaffe ist fürchterlich», geheimnissten die Gläubigen. «Vierundzwanzig Stunden Beschuss, und England winselt um Gnade. Um Waffenstillstand und Frieden. Sie wissen ... Atomzertrümmerung. Umgruppierung von Elektronen ... Eine deutsche Erfindung. Weltumwälzend in ihren Weiterungen ...»

Nun, die Geheimwaffe hat nichts umgewälzt. Sie hat noch nicht einmal den Tanzprogrammablauf des Londoner Savoy-Hotels ins Wanken gebracht. Zehn Tage nach Beginn der Invasion ist Hitler zum Gegenstoss angetreten. «Auf London und Südengland neuartige Sprengkörper schwersten Kalibers», berichten die gestrigen Tageszeitungen. «Vi» hat man die fernlenkbare Wunderwaffe getauft. Vergeltungswaffe Numero eins. Also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dass man sich nicht schämt, als patientierter Judenhasser mit alttestamentarischen Sittenbegriffen aufzutrompfen! Vergeltung gegen Vergeltung. Dieses Fortsetzungsspiel lässt sich bis ins Unendliche weiterführen. Bis im grossen Machtstreit der Staatenlenker sämtliche Bewohner von der Erdoberfläche verschwunden sein werden.

Es geht gewaltig vorwärts mit dem «Hereinlocken». Sepp Dietrich darf einen Propagandaorden erster Klasse für sich in Anspruch nehmen. Und die Wollhandkrabbenträger sind wieder mal ganz auf Draht. V 1 regiert die Stunde. Zwar nicht in London, wo sie alle fünfzehn Minuten einschlagen soll, wohl aber in Berlin, wo Dr. Goebbels sie in propagandageübten Händen schwingt. Vielleicht hat man sie überhaupt nur erfunden, um das deutsche Volk bei Kriegslaune zu halten. Denn wie es im Augenblick aussieht, übertrifft ihre Propagandawirkung in Deutschland die Sprengwirkung in England um ein beträchtliches.

Berlin. Dienstag, 20. Juni 1944

Die Leitartikler der gesamten bürgerlichen Presse winden sich wie gefangene Fische im Netz. Zu handgreiflich schlägt die befohlene Sieghpropaganda der Wahrheit ins Gesicht. Sie möchten zwischen den Zeilen reden, aber sie können es nicht mehr. Elf Jahre Parteidiktatur, elf Jahre täglicher Befehlsempfang über Artikelausrichtung, «Sprachregelung» und Themenverbote machen den Menschen mürbe. Selbst wenn er im Grunde noch so guten Willens ist. Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, wird vom Teufel aufgefressen. Und warum haben sie ihm den kleinen Finger gereicht? Damals im Jahre 1933? Weil sie Angst hatten um ihre Existenz. Um Leben und Wohlergehen ihrer Frauen und Kinder. Weil sie sich fürchteten vor Hunger und Stellungsverlust, vor Denunziation, Gestapo und Schafott. Wir haben einen Herrn Hitler, weil wir einen vierjährigen Weltkrieg verloren, Jahre der Inflation, Jahre der Wirtschaftskrise, der Arbeitslosigkeit, Erschöpfung und Unsicherheit durchwanderten. Weil wir noch nie in der Geschichte eine geeinte Nation waren und darum der immerwährenden Bestätigung bedürfen, auch wirklich eine Nation zu sein. Nur so erklärt sich der grosse Unsinn des «deutschen Grusses». Kaum fünfundzwanzig Jahre währte unsere Chance, Demokratie zu lernen, den schweren Schritt vom Untertanen zum Weltbürger zu üben. Was bedeutet ein

Vierteljahrhundert für die Erziehung eines Volkes? Fast weniger als nichts. Es ist billig, Steine zu werfen, wenn man als Erbe einer vielhundertjährigen Völkererziehung geboren wurde. Es ist leicht, zu verurteilen, wenn man in der Fülle sitzt.

Es gibt weder schlechte Völker noch gute Völker, weder minderwertige Rassen noch auserwählte. Über alle Länder der Erde hat das Schicksal die Laster und Tugenden gleichmässig verteilt. Es gibt nur besser erzogene Nationen und schlechter erzogene. Solche, die von der Geschichte früher, und solche, die erst sehr verspätet zu Einheit und volklicher Entwicklung berufen wurden. Nicht in Böse und Gute scheiden sich die Geister, sondern in Geführte und Führende. In Schwache und Starke. Immer und überall wird die Masse an Zahl die gleiche bleiben. Neunzig Prozent gegen zehn. Herde gegen Persönlichkeit. Wer ist integer genug, auf unmündige Kinder den ersten Stein zu werfen? Unsere Leitartikler zappeln im Netz. Sie haben den Aufstieg von der Masse zur Persönlichkeit nicht geschafft. Muss man sie deshalb kreuzigen? Dann könnte man mit gleichem Recht neunzig Prozent der Menschheit an den Galgen hängen. «Es wär' viel schöner, wenn es schöner wäre», sagt Erich Kästner. Wenn die Starken die Schwachen besser verstünden und die Schwachen die Starken. Wenn die Erzogenen wie grosse Geschwister die Unerzogenen bei der Hand nähmen und zu ihnen sprächen: Kommt her, wir helfen euch, zu lernen, was ihr heute noch nicht wisst. Wir gehen euch mit gutem Beispiel voran! In die Verantwortung, in die Selbstbestimmung ..., in die Freiheit!!! – Aber ich fürchte, das sind Träume, auf deren Verwirklichung wir noch lange verzichten müssen.

In den Abendstunden kommt ein junges Mädchen zu mir. Dunkeläugig, mit klarem, aufmerksamem Kindergesicht. Konrad Bauer hat sie geschickt. Mit seinen Abschiedsgrüssen, ehe er morgen zur ersten Wehrmachtstournee abreist. Wenn Konrad uns ein Mädchen zuschickt, so muss etwas Besonderes an ihr sein. Man braucht nicht lange Zeit, um festzustellen, dass Ursula Reuber etwas Besonderes ist. Sechs Monate sass sie im Polizeibunker der Grossen Hambur-

ger Strasse. Von der Gestapo festgehalten, weil sie das Verbrechen beging, ihren Freund Konrad und dessen Eltern mit Lebensmitteln zu versorgen. «Wer ist denn die? Die kann gleich hierbleiben», schnauzte der Oberaufseher, als sie ihr Töpfchen mit Essen an der Pforte des «Judenlagers» absetzte. Und sie blieb dort. Wie sie ging und stand, ohne zu Hause Bescheid sagen zu können, verschwand sie für ein halbes Jahr im Kellergeschoss der «Grossen Hamburger». Der Zufall, der sie hineinschwemmte, schwemmte sie auch wieder heraus. Eines Tages entliess man sie. Weil niemand mehr wusste, warum sie dort drinnen sass. Man verhörte sie nicht, man verhandelte nicht. Für grössere Rechtsumstände erschien der Fall zu unwichtig. Es genügte die Amtsnotiz auf dem Entlassungsschein, dass der «Mischling ersten Grades Ursula Reuber, wohnhaft in Berlin-Dahlem, Ihnestrasse 40, sich 6 (in Buchstaben: sechs) Monate in Polizeihaft befunden» habe. Ein ehrenvolles Dokument. Ursel Reuber zeigt es mit gerührtem Lächeln. «Aufrichtig gesagt, sie sind mir gut bekommen, diese sechszwanzig Wochen. Ich hatte ein Bändchen Rilke bei mir. Und unglaublich viel Zeit, über mich nachzudenken.» Sie schaut mir mit ihrem ernsten Kinderblick unverwandt in die Augen. «Man sollte dankbar sein, über sich nachdenken zu dürfen. Meinen Sie nicht auch? Wenn mir Doktor Tegel behilflich ist, möchte ich jetzt versuchen, Orgel spielen zu lernen. Bach und Händel. Am liebsten Bach. Alle Menschen sollten Bach kennenlernen. Man kann nichts Schlechtes tun, wenn man Bach hört.» – «Kommen Sie sehr bald wieder», bitte ich. «Kommen Sie, sooft Sie können. Auch Andrik wird sich freuen. Und Heike und Frank. Nette Leute müssen zusammenhalten.»

Berlin. Mittwoch, 21. Juni 1944

Es hat wieder mal mächtig bei uns eingeschlagen. Mir zittern noch jetzt die Knie, wenn ich daran denke. Um acht Uhr sitze ich mit Heike beim Morgenkaffee. Es ist ein wolkenloser Sommertag. «Schlechtes Fliegerwetter», sagt Heike und blinzelt sachkundig in

den lichtblauen Himmel. «Ich denke, man wird uns heute in Ruhe lassen.» Sie hat kaum ausgesprochen, da klingelt neben mir das Telefon. Eine Männerstimme meldet sich: «Schwere Kampfverbände im Anflug. Alarmstufe dreissig. Stellen Sie den Drahtfunk ein!» Grosser Gott! Unser Vertrauensmann von der Luftwaffe. Also doch Alarm! «Du, sie kommen! In dreissig Minuten sind sie hier!» Wie immer, wenn ich die Vornachricht erhalte, ist es mir etwas flau um den Magen. Der Polizeifunk hat noch nicht umgeschaltet. «Erika ... Erika», singt er in Flötentönen. Nun bricht die Musik ab. «Tick-tack, tick-tack», setzt das Pausenzeichen des Drahtfunks ein. Die erste Nachricht wird durchgegeben. Anflüge aus dem Westen. Werden sie nach Berlin kommen? Werden sie vorher abdrehen? «Fass mal unseren ‚Segen‘ an», sagt Heike. «Vielleicht nützt es etwas.» Ich taste nach dem altrussischen Christusbildchen, das seit Beginn der Bombenangriffe als guter Schutzgeist auf Andriks Schreibtisch liegt. Tick-tack, tick-tack ... Nun spricht wieder der Ansager. «Stark aufgelockert ... Westkurs genommen ... Nur noch einzelne Jagdmaschinen», höre ich undeutlich. Dem Himmel sei Dank! Sie drehen ab. Aufatmend zünden wir uns eine Zigarette an.

Da heult die Sirene in langgezogenem Auf und Ab. Das ist keine Vorwarnung. Das ist Vollalarm. Vor Schreck fällt uns das Feuerzeug aus den Händen. Draussen rennen die Leute. Mit Koffern und Kinderwagen. Rennen Hals über Kopf dem nächsten Bunker zu. Quietschend bremsen die Strassenbahnen. Die Autos stocken. In weniger als drei Minuten steht jedes Fahrzeug verlassen. «Leg die Fussmatte zwischen die Tür, dass sie nicht zuschlägt, wenn ...» Wir sind schon auf dem Weg nach unten. Von fern ertönt dumpfgrollendes Brummen. Beängstigend fremd, unheilverkündend und geheimnisvoll. Eilig werfen wir Taschen und Koffer in einen Winkel. Gasmasken, Stahlhelme, nasse Tücher. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Da, jetzt kommt's. Sie sind über uns. Wir sagen nichts. Wir schreien nicht. Krampfhaft pressen wir die nassen Tücher gegen die Lippen. Während draussen die Bomben pfeifen, ist es drinnen still wie

in einer Kirche. Es kollert und kracht, es wankt, birst und zittert. Meterhoch – für unser Gefühl – bäumt sich der Fussboden. Jetzt hat es eingeschlagen. Jetzt wieder. Jetzt abermals. Am liebsten würden wir in die Erde hineinkriechen. Beissender Rauch frisst sich in unsere Augen. Traf es die Nachbarn? Traf es uns selbst? Wir ahnen es nicht. Wir wissen nur, dass wir arm sind, nackt und entsetzlich hilfsbedürftig.

«Feuer im dritten Stock!» brüllt die Stimme des Luftschutzwarts. «Alle antreten zum Löschen!» Benommen springen wir in die Höhe. Draussen krachen die Bomben, fahren mit heulendem Getöse durch die rauchverhängte Luft. Keiner spricht ein Wort. Mechanisch greifen wir zu Sandeimer und Spitzhacke. Hinauf in den dritten Stock. Wie schwarze Vögel flattern die Verdunkelungspapiere im Feuersturm. Aber das Wasser! Barmherziger Himmel, sie haben das Wasser abgestellt! Immer versagt die Wasserzufuhr, wenn ein Grossangriff kommt. Ein Segen, dass wenigstens unsere Badewannen ...

Während draussen die Flak bellt und ein Bombergeschwader nach dem anderen über uns seine tödlichen Lasten abwirft, löscht unser Löschtrupp, was sich löschen lässt. Eimerkette von Hand zu Hand. Aus Spülbecken, Krügen und Badewannen. Die Behälter sind leereschöpft. Jetzt müssen die Sandtüten herhalten. Das Wohnzimmer brennt. Grünlich fliesst der Phosphor unter Schränken und Polsterstühlen. Sand darüber! Die Bomben pfeifen. Nun ferner, nun näher, nun ganz nahe. «Aufpassen!» schreit der Luftschutzwart. Wieder stürzen wir in den Keller. Doch der Brand ist gelöscht. Und über uns fliegt das letzte Geschwader stadteinwärts. Wir hocken nebeneinander und pressen die nassen Tücher gegen die Lippen. Wenn wir sie nicht hätten, würde der Rauch uns ersticken. Von Weitem gellt eine Sirene. Vorentwarnung. Noch summt es über uns. Noch knattert, in kurzen Abständen, der Trommelton der leichten Flak. Lärmt, schweigt, lärmt von Neuem und verstummt dann endlich. Vollentwarnung!

Wo das Nachbarhaus stand, wölbt sich ein Trümmerhaufen. Schreiend läuft eine Frau an uns vorüber. Sie ist in eine Pferde-

decke gewickelt. Entsetzen hat ihr Gesicht verzerrt. Drei leere Kleiderbügel presst sie gegen die Brust. Wohin sie läuft? Sie weiss es selbst kaum. Der Schrecken lässt sie laufen. Der Schrecken treibt sie vorwärts.

Allmählich wird es auf der Strasse lebendig. Immer neue Gestalten tauchen auf. Aus dem Qualm, aus den Trümmern, aus der fürchterlichen Zerstörung. Achtundvierzig Bomben, sagt man, trafen unser Häuserviertel. Noch lassen sich die Toten nicht zählen. Sie liegen unter Schutt und Steinen, zerquetscht, vernichtet, unerreichbar für unsere Hilfe. Nach zwei Stunden erscheint ein Räumtrupp der SS. Sie sollen graben helfen, Fenster vernageln und Trümmer wegschaffen. Man empfängt sie mit betonter Kühle. Wäret ihr nicht da, so gäbe es keine Trümmer, sagen die Gesichter der Umstehenden. Die SS-Männer greifen zu Spaten und Spitzhacke. Aber ihre Mienen sind finster. Sie fühlen, dass sie nicht willkommen sind.

Berlin. Montag, 26. Juni 1944

Hinrichs orakelt, dass es mit den Nazis ein schnelles und plötzliches Ende nehmen könne. Irgend etwas liegt wieder mal in der Luft. Doch man wagt es nicht auszusprechen. Dass es zahlreiche Gruppen und Grüppchen gibt, die sich zu aktivem Handeln gegen das Regime zusammengetan haben, ist uns kein Geheimnis. Wir wissen, dass die Kommunisten arbeiten, dass die Sozialdemokraten eine Kampfgruppe bildeten, dass auch die Katholiken nicht untätig sind und dass man sich in Abwehr und Heeresleitung seit Langem mit Umsturzgedanken trägt. Schon vor Monaten flüsterten die Eingeweihten: «Goerdeler und Popitz reisen im Lande umher und verteilen Posten fürs Vierte Reich.»

Bedenklich genug, wenn solche Gerüchte den Weg in die Öffentlichkeit finden! Haben die Herren aus elfjähriger Gestapo-Erfahrung nicht gelernt, wie man schweigen muss? Gewiss, durch Schweigen entsteht kein Umsturz. Das ist ja die Tragik unserer Situation. Wenn wir reden, planen, Bundesgenossen werben, werden wir gehängt. Denn unter zehn findet sich mindestens einer, der ver-

räterisch oder schwatzhaft ist. Schweigen wir jedoch und empören uns nur in der Stille unserer vier Wände, so behalten wir die Nazis. Die Zwickmühle bleibt die gleiche. Kann denn ein Grüppchen von zehn oder zwanzig Entschlossenen das Dritte Reich ins Wanken bringen? Und wir sind nur Grüppchen. Grüppchen in Berlin, Grüppchen in München, in Breslau, in Dresden oder Hamburg. Eine Handvoll hier, eine Handvoll dort, die, wie die Königskinder im Märchen, niemals zusammenfinden. Vielleicht, dass die Generale grössere Einflussmöglichkeiten besitzen! Rundstedt soll dagegen sein, auch Kluge und Halder. Manche sprechen von Brauchitsch, andere von Guderian und Beck. Mit ehrfurchtsvollem Flüstern wird der Name Canaris genannt. «Wenn die Militärs den Umsturz machen, kann innerhalb einer Stunde eine vernünftige Regierung auf die Beine gebracht werden, die sich aktionsfähig an die Spitze des Volkes stellt», heisst es im Lager der Gemässigten. – «Unser Programm steht fest», erklärt ein Mitglied aus den Reihen der Linken. «Erster Schritt: Befreiung von Sachsenhausen. Der Marsch zur Bastille gewissermassen. Zweiter Schritt: Ausmerzung sämtlicher Nazibonzen.» So weiss die rechte Hand mal wieder nicht, was die linke tut.

«Halten Sie es nicht für ratsam», erkundigt sich Andrik bei Hinrichs, «wenigstens einen Versuch zu machen, die Pläne von rechts und links aufeinander abzustimmen?» Hinrichs bejaht. Heute ist der Versuch gemacht worden. In Andriks Zimmer treffen sich als Exponenten und Unterhändler zweier Widerstandsgruppen Doktor Hans Hinrichs und Doktor Wolfgang Kühn. Man verfährt nach altbewährter Verschwöreremethode: Möglichst wenig Namensnennung. Keine überflüssige Belastung des anderen mit Daten, Adressen, Tatsachen, die bei hochnotpeinlichem Verhör gegebenenfalls an den Tag kommen könnten. Man spricht von «meiner Gruppe» und «Ihrer Gruppe», bereit, die empfangenen Auskünfte nur dem Gewährsmann mitzuteilen, der als Mittler zur nächsten Vertrauensstelle die Stafette weiterträgt. Die Unterredung dauert lange. Man

tastet sich ab, entschliesst sich nur vorsichtig zu ersten Bekenntnissen. Das Telephon haben wir aus dem Zimmer getragen, falls doch etwas Wahres an dem Gerücht sein sollte, dass die Gestapo bestimmte Leitungen überwacht. Im Hausflur steht Heike auf Posten. Sie komplimentiert jeden unerwünschten Besucher mit liebenswürdiger Ausrede zur Tür hinaus.

«Was halten Sie von Goerdeler?» fragt Doktor Kühn. – «Nicht viel. Auch meine Leute halten nicht viel von ihm. Er ist zu unvorsichtig. Ohnehin kommt er höchstens als Weichensteller in Betracht.» – Doktor Kühn nickt. «Weichensteller Nummer zwei. Die erste Weiche bedient die Wehrmacht. Ohne Wehrmacht kommen wir nicht aus. Wir brauchen ihren Apparat, ihre Waffen, ihre Schlagkraft. Ich sage Ihnen, wir müssen die Wehrmacht zersetzen. Erst aus dem Chaos eines Militärputsches entwickelt sich alles Weitere!» – «Und wie sieht dieses ‚Weitere‘ für Sie aus?» – «Besetzung sämtlicher hoher Regierungsstellen durch politisch Geschulte. Vorwiegend aus den KZ-Lagern. Wer durch das politische Training der Lager gegangen ist, hat den ersten Anspruch auf verantwortlichen Einsatz.» Zweifelnd wiegt Hinrichs den Kopf. «Wir denken etwas anders darüber. Uns geht es in erster Linie um den Frieden. Den Frieden um jeden Preis. Nur wenn dem grossen Sterben Einhalt getan ist, kann man mit politischer Aufbauarbeit beginnen. Mit einer Aufbauarbeit im Geiste der Demokratie, unter vollem und gleichberechtigtem Mitwirken aller Stände.» Nachdenklich spielt er mit seinem Bleistift. «Übrigens, was halten Sie von der Kirche?» fährt er dann unvermittelt fort. – «Wir sind bereit, sie gelten zu lassen, uns gegebenenfalls sogar mit ihr zu verständigen, wenn ... nun ... wenn ihr an solcher Verständigung gelegen sein sollte.» – «Darf ich das meiner Gruppe weitergeben?» – Wieder nickt Kühn. «Jedoch ohne Obligo. Was wir heute besprechen, bleibt allgemeine Fühlungnahme.» – «Aber immerhin eine Fühlungnahme», lächelt Hinrichs. Und sie verabreden, im nächsten Monat erneut zusammenzutreffen.

«Glaubst du, dass diese Aussprache einen Sinn gehabt hat?» frage ich Andrik, als die beiden gegangen sind. – «Ob Sinn oder nicht, auf alle Fälle ist die Bekanntschaft vermittelt. Und vielleicht um ein winziges die Chance verringert, dass sich im entscheidenden Augenblick die Kräfte verzetteln. Was weiter daraus wird, müssen wir der Zukunft überlassen.»

Berlin. Montag, 3. Juli 1944

Konrad ist wieder da. Zurück von der ersten Wehrmachtstournee. «Kinder, war das ein Eiertanz!» sagt er, während er mit uns bei den mittäglichen Bratkartoffeln sitzt. «Bei jeder Veranstaltung ich mit ‚Heil Hitler vor den Vorhang. Begrüßungsansprache im Namen des Propagandaministeriums. Ausgerechnet ich! Wo ist Herr Bauer? heisst es den ganzen Tag. Herr Bauer muss reden ... Herr Bauer muss verhandeln, Herr Bauer spielt Klavier, Herr Bauer dirigiert. Herr Bauer ist Hansdampf in allen Gassen. Stütze des Unternehmens! Mit gefälschtem Musikkammerausweis, gefälschtem Namen und einem Steckbrief der Gestapo im Hintergrund. Blut und Wasser hab’ ich manchmal geschwitzt.» Er stochert aufgeregt in seinem Kartoffelberg. «Abend für Abend zu Gast bei irgendeinem Regimentsstab. Kunstgespräche, Saufgelage, Krieg und Kriegsgetön. Einmal hat einer einen Witz machen wollen. ‚Herr Bauer’, schrie er, und schlug sich mit schallendem Gelächter auf die Knie, ‚Herr Bauer, es ist zu komisch! Sie sehen aus wie ein Jude!’ Ich grinste zurück – urkomisch in der Tat –, und der Angstschweiss stand mir in den Schuhen. Schliesslich hat mich eine Kollegin in der Direktion verdächtigt. Jetzt, Konrad, stirb oder sei ein Mann! dachte ich bei mir. Markierte den beleidigten Germanen, brüllte nach Ehrengericht, Untersuchung, Rechtfertigung und donnerte vor versammeltem Ensemble: ‚Mein Fräulein, nehmen Sie die Beleidigung zurück, oder ich übergebe die Sache der Gestapo! Als deutscher Volksgenosse und Nationalsozialist kann ich es ihr überlassen, über den Nachweis meiner arischen Abstammung zu befindens Mensch, das sass! Demütig kroch die Schlange zu Kreuze.

Und ich zog ab: jeder Zoll ein Held. Jeder Zoll ein Espenlaub, im Innersten meines Busens. Noch zwei solcher Tourneen, und ich bin reif für die Klapskiste.»

Andrik wiegt bedenklich den Kopf. «Dass du dich auch so weit hast vorwagen müssen! Geht es in Zukunft nicht etwas anonym?» – «Mitgefangen, mitgehangen!» seufzt Konrad. «Anfang September spielen wir im Führerhauptquartier.» – «Das ist ausgeschlossen», fahre ich auf ihn los. «Bist du irrsinnig geworden? Konrad Bauer im Führerhauptquartier! Wenn das rauskommt, bleibt kein Jude in Deutschland am Leben!» – Konrad sitzt da wie ein begossener Pudel. «Ja, aber was soll ich denn machen?» – «Verduften, untertauchen, dich vorher verkrümeln. Es sei denn, du hättest die Absicht, Herrn Hitler mit einer Höllenmaschine in die Luft zu sprengen! Hast du nicht? Dann bleibe weg und gefährde auch nicht die anderen!» Zerknirscht verspricht er, sich bis Ende August nach einem harmloseren Betätigungsfeld umzusehen. Dann arbeitet er mit Andrik vier Stunden lang das Dritte Brandenburgische Konzert von Bach durch. Und keiner der beiden merkt in seiner Entrücktheit, dass die Sirene tutet und wir wieder mal in den Keller müssen.

Berlin, Dienstag, 11. Juli 1944

Heute Nachmittag ist Konrad abgefahren. Diesmal nach Helgoland, wohin man Zivilpersonen nur unter schärfster Kontrolle einreisen lässt. Immer noch besitzt er kein anderes Ausweispapier als die erschlichene Musikkammerkarte. Und eine Bescheinigung vom Bezirksamt Schöneberg, dass der technische Angestellte Konrad Bauer nach eigener Aussage am xten in der Ypsilon-Strasse Nummer 19, Gartenhaus links, eine Treppe, ausgebombt sei und dabei sämtliche Personalpapiere eingebüsst habe. «Gilt als vorläufiger Ausweis», steht auf dem Wisch.

Viele machen es jetzt so, dass sie der mangelnden Legalität ihrer Existenz durch fingierte Ausbombung nachhelfen. Wenn man Glück hat, fällt ein einmonatiger Lebensmittelkartensatz dabei ab.

Und wenn man sehr viel Glück hat, gelingt es sogar, sich wieder in den amtlichen Kreislauf der An- und Abmeldungen einzuschmuggeln und damit zu vollgültiger Bürgerschaft zurückzukehren. So viel Glück war Konrad nicht beschieden. Also muss man schauen, ihn auf andere Weise zu legalisieren. Flamm kennt einen erstklassigen Stempelfälscher. Doch er ist launenhaft und arbeitet entsetzlich langsam. Doktor Tegel hat von seinen Schützlingen Firmenbriefbogen herstellen lassen. Mit Briefköpfen von Rüstungsbetrieben, die es gar nicht gibt. Hat UK-Stellungen darauf getippt und sie mit unleserlicher Direktorenhandschrift unterzeichnet. Immerhin etwas! Doch nicht genug für ernsthafte Kontrollen. So reist das ausgebombte Mitglied der Musikkammer, Konrad Bauer, vorübergehend beurlaubt aus unabhkömmlichem Kriegseinsatz, als technischer Angestellter im teilausgebombten Rüstungsbetrieb Xy & Co., mit Wehrmachtstournee nach Helgoland. Wahrhaftig, die Nazis machen einem das Schwindeln kompliziert! Es ist schon fast zuviel, was man heute bei der Ausweisfürsorge bedenken muss. Nur gut, dass es nicht mehr lange dauert!

Gestern besuchte Andrik seinen Freund Adam von Trott, Legationsrat im Auswärtigen Amt. Ein guter Kopf, ein kühnes Herz und unter den Nazigegegnern einer der aktivsten. Als er zurückkommt, wandert er lange im Zimmer auf und ab, räuspert sich, setzt zum Sprechen an, schweigt und räuspert sich von Neuem. «Kannst du den Mund halten?» fragt er endlich. – Ich schaue ihn überrascht an. «Kennen wir uns deshalb dreizehn Jahre, dass du mich das heute fragen musst?» – «Es ist nicht deswegen ... ich weiss ja ... aber um was es sich eben handelt ...» – «Schiess schon los», dränge ich ungeduldig. – «Ja, siehst du, sie haben tatsächlich etwas vor. Putsch, Umsturz oder so was. Wer alles mitmacht, ahne ich nicht. Geht uns auch schliesslich nichts an. Wichtig ist nur: sie wollen mich einschalten.» – «Dich? Wo denn? Für was denn?» – «Als Verbindungsmann sozusagen. Ich soll nach Schweden reisen. Verstehst du? Dort mit bestimmten Kreisen Fühlung nehmen. Man schiebt ein Gastspiel vor, arrangiert das Ganze über die zuständigen Dienststellen.»

– «Und wenn sie dahinterkommen?» – «Sie werden nicht dahinterkommen. Alles geschieht legal. Und über die Illegalität meiner Mission gedenke ich Herrn Hitler nicht aufzuklären.» Andriks schöner Kopf sieht aus, als hätte ihn der Bildhauer Rodin soeben aus Stein geschlagen. – «Wann glaubst du denn?» erkundige ich mich atemlos. – «Ziemlich bald. Vielleicht noch diesen Monat. Man wird mir Nachricht geben. Im Notfall telegraphieren. Ich habe mit Trott ein Kennwort ausgemacht.» Herrgott, ist das aufregend! Endlich geht es los! Ernsthaft los! «Was planen sie denn? Ein Attentat? Eine Militärrevolte? Will man Hitler umbringen? Will man ihn bloss kaltstellen? ...» Wie ein Sturzbach schiessen meine Fragen. Aber Andrik hüllt sich in Schweigen. «Keinen Schimmer», sagt er einsilbig. «Im Übrigen – ich will auch gar nichts wissen. Und dir möchte ich empfehlen, gleichfalls nichts zu wissen, bis ... Nun, bis es eben soweit ist...»

Berlin. Freitag, 21. Juli 1944

Es ist soweit! Und kam viel schneller, als wir alle dachten. Noch weiss kein Mensch Genaueres. Hitler verletzt... Hitler tot! Ein Mordanschlag auf den Führer... Umsturz, Gewalt... Revolution ... Revolution! Wir stehen mitten darin. Trunken von Jubel die einen, fahl vor Entsetzen die anderen. Schon gestern zitterte eine sonderbare Unruhe durch die Stadt. Als ich mit Andrik spätabends von einer Fahrt nach ausserhalb zurückkehre, stürzt Heike ins Zimmer, schwenkt irgendeinen Zettel und gebärdet sich wie irrsinnig. «Hitler ist tot! Hitler ist tot!» schreit sie, fällt uns in die Arme und heult wie ein Schlosshund. – «Mensch! Nicht möglich!» Wir reissen ihr den Zettel aus der Hand. «Mordanschlag gegen den Führer ... DNB ... 20. Juli. Erste amtliche Meldung.» Das ist ein Fahnenabzug aus der Redaktion. «Wie kommt denn der?...» – «Hollner war hier», sprudelt Heike hervor. «Mittags um eins ist es passiert. Eine Höllenmaschine. Sie sagen, er lebt. Ich wette, dass sie lügen.» Wieder sinkt sie uns in die Arme. Lacht, weint, stammelt und stottert, dass man sein eigenes Wort nicht versteht. Endlich kommen wir dazu,

den Zettel zu lesen. «Auf den Führer wurde heute ein Sprengstoffanschlag verübt», steht es da schwarz auf weiss. «Ausser leichten Verbrennungen und Prellungen hat er keine Verletzungen erlitten.» Entgeistert starrt Andrik auf den Zettel. «Kinder, wenn das wahr ist... Ich meine, dass er lebt!» – «Er lebt nicht! Alle sagen, dass er tot sein soll!» Wie auf Verabredung tasten wir zum Radioschalter. Musik. Der Badenweilermarsch. Hitlers Lieblingsstück. Das klingt nicht nach Tod. Das klingt verflucht nach Lebendigkeit. «Hör schon auf, verdammtes Getute!» tobt Andrik. Der Marsch verklingt. «Es sprach der Führer», sagt der Ansager. Verdattert schauen wir uns an. «Sein Double», tröstet Heike. Doch Andrik schüttelt den Kopf. «Ich fürchte ...» Er verstummt. Wir wissen, was er fürchtet. Wir warten, wir bangen, wir hoffen.

Extrablätter in der ganzen Stadt! «Der misslungene Mordanschlag. Kleine Verräterclique sollte den Führer im Auftrage des Weltjudentums beseitigen.» Natürlich die Juden! Wieder mal der übliche Sündenbock! «Komplott völlig zusammengebrochen. Ansprache des Führers. Glückwunsch von Gauleiter Murr. Glückwunsch von Dönitz. Glückwunsch von Göring.» Vor lauter Glückwünschen kann es einem übel werden. Tatsächlich hat Hitler um ein Uhr nachts über den Rundfunk gesprochen. Dolchstoss im Rücken ... Usurpatoren, Bestätigung des Auftrags der Vorsehung. Die Presse jubelt auf Kommando, überbietet sich in kriecherischen Ovationen. Schon beginnt man, da der Jude nicht wirkt, dem Secret Service die Schuld in die Schuhe zu schieben. Im Eifer, die Grösse der Vorsehung zu der Unbedeutendheit des Anschlags ins Verhältnis zu setzen, schlagen die Leitartikler wahre Salto mortales akrobatischer Wortverrehung. Himmler ist zum Befehlshaber des Heimatheeres ernannt und feiert seinen Amtsantritt durch eine grossangelegte Verhaftungsaktion. Wenn man nur wüsste, wen sie verhaftet haben! Moltke – gottlob – sitzt sicher im Konzentrationslager. Zum erstenmal darf man sich dieser Tatsache freuen. Aber Hinrichs und sein ganzer Kreis... Adam von Trott, Canaris, Goerdeler, Popitz,

Doktor Kühn und alle, von denen wir wissen, dass sie dagegen sind. Hunderte von Namen schwirren durch die Luft. Werden als zugehörig genannt, abgestritten, wieder genannt. Moltke ist nicht darunter. Nein, Moltke ist nirgends darunter. Wir werden uns hüten, seinen Namen auch nur zu denken.

Berlin. Samstag, 22. Juli 1944

In der Stadt bleibt es unruhig. Panzer lärmern durch die Strassen. Die Gesichter der Daraufsitzenden sind kalt wie Eis. Am Abend können wir uns der Tatsache nicht länger verschliessen: Der Anschlag ist misslungen! Langsam beginnen sich aus dem Wust der Gerüchte die Einzelheiten des Geschehens herauszuschälen. Wenn wir nur erst Nachricht von Hinrichs hätten! Seit Tagen befindet er sich auf einer Dienstreise. Unerreichbar für unsere Angst. Unerreichbar, so Gott will, auch für die Schergen Heinrich Himmlers.

Berlin. Dienstag, 25. Juli 1944

Göring hat die Gelegenheit benutzt, als «rangältester Offizier der Wehrmacht» sämtlichen Verbänden des Heeres den Hitlergruss aufzunötigen. Das ist der Schlusstrich unter die Selbständigkeit des deutschen Heeres. Die NSDAP regiert. Der jahrelange Kampf zwischen Staatssoldaten und Parteisoldaten ist ausgekämpft. Röhm begann ihn und verlor. Himmler setzte ihn fort. Erst gegen Blomberg, dann gegen Fritsch. Zuletzt gegen Canaris und Witzleben. Himmler hat gesiegt. «Heil Hitler» sagt seit gestern der deutsche Soldat. Schwenkt den Arm und greift nicht mehr mit der Hand an die Mütze. An die Mütze zu fassen ist Landesverrat. Wer Jahrzehnte hindurch daran gewöhnt war, hat sich die unliebsame Gewohnheit vor dem Spiegel abzutrainieren. «Heil Hitler!» – Symbol und Ausdruck einer bestimmten Gesinnung, kommentiert die Presse. Gewiss! Nur dass die Gesinnung nicht denen eigen ist, denen man sie «zwangsfreiwillig» aufnötigt. Dennoch schweigt das Militär. Der «Deutsche Gruss» lockt keine Revolten hervor. Im

Höchstfall ein geheimes Murren. Zu schrecklich arbeitet Himmlers Verhaftungsmaschinerie. Lohnt es, dafür den Kopf aufs Spiel zu setzen? Anonym und für keinen nutzbringend von der Schaubühne des Daseins abzutreten?

Und immer noch werden keine Namen laut. Nur was der englische Sender berichtet, gibt spärlichen Aufschluss. Dabei haben die Russen Lublin genommen, stehen im Anmarsch auf Ostpreussen. Die sechs zur Konsolidierung der Landung in Frankreich von Hinrichs prophezeiten Wochen sind abgelaufen, und es sieht aus, als werde der Durchbruch nicht mehr lange auf sich warten lassen. In der Stadt ist man ruhiger geworden. Selbst an missglückte Revolutionen scheint sich das Volk rasch zu gewöhnen.

Berlin. Donnerstag, 27. Juli 1944

Endlich hat Goebbels den Mund aufgetan. Zu einem «umfassenden Rechenschaftsbericht an das deutsche Volk». Nur seltsam, dass auch sein «nüchterner und ungeschminkter Tatsachenbericht» die Namen der Täter schamhaft verschweigt. Im Übrigen ergeht sich der Reichspropagandaminister in fleissiger Kleinmalerei aller Einzelheiten des geplanten Handstreichs. Warum hören wir nichts von Trott? Nichts von Doktor Kühn, von Canaris, Popitz und manchen anderen? Andrik redet kein Wort mehr. Frank geht umher, als brenne ihn ein glühender Pfahl im Fleische. Heike weint. Verstört meldet sich Ursel Reuber. Wir lassen den ganzen Tag das Radio laufen. Keine Namen! Die Engländer informieren sich über Schweden, über die Schweiz oder ein anderes neutrales Ausland. Haben die Schweden recht? Sind die Schweizer zutreffend informiert? Hitler proklamiert den totalen Krieg. Ernennt Goebbels zum Reichsbevollmächtigten für totalen Kriegseinsatz. Man verwendet das Attentat, um unpopuläre Staatsmassnahmen geeignet zu servieren. Weiss Gott, diese Herren schlagen viele Fliegen mit einer Klappe! Sogar die neuen V-Waffen kommen wieder aufs Tapet. Wir kümmern uns nicht darum. Wir warten auf die Namen. Auf die Namen der Beteiligten. Und von Stunde zu Stunde wird es uns klarer: Hit-

ler benutzt auch diesmal wieder den gleichen Trick wie in den Tagen der Röhm-Affäre. Unliebsame Zwischenfälle, die man vor der Öffentlichkeit nicht verbergen kann, werden zum Anlass genommen, sich sämtlicher Gegenströmungen zu versichern, die irgendwann, irgendwo vielleicht einmal gefährlich werden könnten. Darum starb Schleicher, darum starb Klausner im Jahre 1934. Darum zittern wir heute um Hunderte, die vielleicht den eigentlichen Tätern nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Der Terror geht um. Duckt die Köpfe und schweigt! Wenn Mäher mähen, kann sich das Gras nicht empören. Wir wagen kein Telefongespräch. Wir wagen keine Nachfrage. Wir zittern und sorgen um die Leben der Besten unseres Volkes.

Berlin. Montag, 31. Juli 1944

Man hat mich bei der Gestapo angezeigt. Weil ich im Kaffeehaus, während des Radioberichtes über den totalen Kriegseinsatz, eine den «Führer herabsetzende» Bemerkung gemacht haben soll. Ein Parteigenosse, der mit dem Rücken zu mir fünf Meter entfernt von meinem Tisch sass, will mein zersetzendes Verhalten beobachtet haben. Einen Tag später hat er der Gestapo davon Mitteilung gemacht. Heute bin ich zum Verhör nach der Prinz-Albrecht-Strasse bestellt. Eine peinliche Angelegenheit, denn seit dem 20. Juli sind alle Organe der Nazis geneigt, in jedem deutschen Bürger einen Putschisten zu wittern. Nur mit Mühe ziehe ich mich aus der Affäre. Nach dem Grundsatz: «Angriff ist die beste Verteidigung» entlarve ich den beflissenen Parteigenossen als jämmerlichen Denunzianten, flechte Namen hoher und höchster Dienststellen in meine Rede, jongliere mit Promi, Schrifttumskammer, Beschwerde bei der Pressestelle der Reichsregierung, wie Rastelli mit seinen Kugeln, und gebe so fürchterlich an, dass der verhörende Beamte immer kleinlauter wird. Zu guter Letzt entschuldigt er sich beinahe. O klägliche Subalternität, die sich vom Bluthund sofort in einen Hasen verwandelt, wenn am Horizont der Name eines Vorgesetzten auftaucht! Dennoch atme ich erleichtert auf, als die Tür von die-

sem Palast des Jammers hinter mir ins Schloss fällt. An der nächsten Strassenecke wartet Andrik. «In Frankreich sind sie durchgebrochen», empfängt er mich. «Pass auf, jetzt geht es rasch! In weniger als drei Wochen stehen sie vor Paris.» – «Gott geb's», seufze ich. «Hätten sie nur am 20. Juli schon dort gestanden!»

Berlin. Dienstag, 1. August 1944

Nachricht von Hinrichs! Es ist ihm nichts passiert! In einem Feldpostbrief schreibt er: «Nachdem ich etliche Tage an starker Hals- und Mageninfektion gelitten hatte, befinde ich mich jetzt auf dem Wege der Besserung.» – «Hals» – das bedeutet Lebensgefahr. «Magen» heisst: Angst, Sorge, Unruhe. Also hat auch er mit seiner Verhaftung gerechnet. Doch die Gefahr ist vorüber. Gottlob, dass sie vorüber ist!

Während ich noch um die «Übersetzung» des Briefes bemüht bin, tritt Andrik ins Zimmer. «Kühn ist verhaftet», sagt er tonlos. «Schon am 19. Juli.» – «Woher weisst du?» Ich starre ihm bestürzt ins Gesicht, und meine eben erst geborene Freude erlischt wie ein Flämmchen, das der Wind ausblies. – «Seine Freundin hat mich verständigt. Kassiber aus dem Untersuchungsgefängnis. Es geht ihm schlecht, dem armen Teufel. Man beschuldigt ihn der Vorbereitung zum Hochverrat.» Also wieder ein Todeskandidat. Immer rascher geht in Deutschland das Sterben. Immer tiefer dringt der Tod auch in unsere Reihen ein. Mir ist bange ums Herz. Armer Wolfgang Kühn! Jetzt brauchst du dir nicht mehr den Kopf über das Vierte Reich zu zerbrechen. Jetzt steht nur noch dein eigener Kopf zur Debatte. Und ich fürchte, er wackelt bedenklich auf deinem Hals! Aber Hinrichs ist frei. Und man muss für jeden dankbar sein, der heute ungestraft unter Palmen wandelt.

Immer noch arbeiten die Beauftragten Heinrich Himmlers wie unterirdische Wühlmäuse, todbringend und beängstigend geheim. Kein Name wird laut. Doch von Stunde zu Stunde – wir spüren es – weitet sich der Kreis der Verhafteten. Katholiken und Sozialdemokraten, Gewerkschaftler, Wehrmatsangehörige, Kommunis-

ten und ehemalige Deutschnationale. Hitler tut, als wäre nichts geschehen. Verhandelt mit Mussolini, verleiht Ritterkreuze und Eichenlaub, reist hierhin, reist dorthin und unterstreicht durch tägliche Bildberichte die Tatsache seiner strotzenden Gesundheit. Das «Wunder der Vorsehung» wird als Paradepony geritten. Und der Himmel zum Zeugen missbraucht, um Herrn Adolf Hitler – alias Schicklgruber – seine Mission in der Weltgeschichte zu bestätigen.

Berlin. Samstag, 5. August 1944
«36'000 Bruttoregistertonnen versenkt und weitere 56'000 BRT torpediert. Bisher schwerste Schläge gegen die Invasionsflotte», triumphiert der Wehrmachtsbericht. Wenn sie uns nur mit ihren Bruttoregistertonnen verschonen würden! Kein Mensch in Deutschland glaubt mehr daran. Schon lange behaupten Skeptiker, es seien im Laufe des Krieges von uns bereits mehr Bruttoregistertonnen versenkt worden, als der gesamten alliierten Marine zur Verfügung stünden. Die Bruttoregistertonnen sind das Siegesfüllsel für flauere Kampftage. Wie die Juden in der Politik, so spielen sie im Wehrmachtsbericht die Rolle des Zwischenakträgers. Zehntausend pro Tag. Hunderttausend pro Tag. Was gilt eine Null mehr oder minder, wenn es darum geht, sechzig Millionen Deutsche von der Entdeckung abzulenken, dass in Warschau bereits gekämpft wird, dass die Russen westlich Reichshof und westlich Baranow stehen und dass der Durchbruch in Frankreich bestürzende Fortschritte macht! Lohnt es überhaupt, die Zeitung zu kaufen, nur wegen der langweiligen Registertonnen? Wir kaufen sie dennoch. Und als wir sie auseinanderfalten, finden wir, was uns seit siebzehn Tagen brennend am Herzen liegt: zum erstenmal die Namen der Kämpfer vom 20. Juli. Aus der «winzigen Clique» dreier Offiziere sind dreiundzwanzig Hauptträdelsführer geworden. Dreiundzwanzig Köpfe der deutschen Heeresleitung. Was mit ihnen fiel, fällt oder noch fallen wird, muss man zwischen den Zeilen erraten. Vorerst scheint sich die Anklage auf Wehrmachtsangehörige zu be-

schränken. Die zivile Ergänzung wird offenbar für spätere Zwecke aufgespart. Wohl denen, die bereits gestorben sind! Alle Anzeigen sprechen dafür, dass Hitler diesmal ein Exempel statuieren will. Ein Exempel der Abschreckung. Durch Geheimanweisung ist der Presse mitgeteilt worden, dass sie dem «Film über die Prozessverhandlung, der in der kommenden Wochenschau breitesten Raum einnehmen wird», nachdrückliche Beachtung zu schenken habe. Also filmen will man ihn sogar, diesen entsetzlichen Schauspielprozess! Ich glaube, es gibt wenig Berufsgenossen, die in diesen Tagen nicht verzweifelt darüber nachgrübeln, wie sie den giftigen Propagandabrocken ihren Mitmenschen servieren sollen.

Berlin. Mittwoch, 9. August 1944

Die Filmoperateure sind eifrig am Werk. Schon ist der Vorhang hinter dem blutigen Schauspiel gefallen. Verhandlungen, Urteile, Vollstreckung. In achtundvierzig Stunden war alles erledigt. Was heute in den Zeitungen steht, ist nur noch Rückschau. Geistertanz des Grauens, der bereits der Vergangenheit angehört. Und während die Volksgenossen beim Frühstück sitzen, Margarinesemmeln kauen und Malzkaffee trinken, lesen sie, was sich am 20. Juli ereignet hat. Die einen mit Tränen, die anderen mit Entrüstung. Die meisten mit jenem lüsternen Behagen, wie ihn die Lektüre eines aufregenden Kriminalromans hervorruft, dessen Sensationen eben dazu ausreichen, die Frühstücksviertelstunde auch für Gehirn und Nerven angenehm zu überwürzen. Pfui Teufel!

Zur gleichen Stunde, in der die Welt die Nachricht liest, der Rundfunk sie bis in die fernsten Winkel der Erde verbreitet, hängen acht Männer am Galgen. Witzleben, Hoepfner, Stieff, Hagen, Hase, Bernardis, Klausing und Yorck. Freisler leistet in der Verhandlung ein Meisterstück an Gemeinheit. Die Filmoperateure kurbeln. Jupiterlampe auf den Hauptangeklagten: Erwin von Witzleben. Man hat ihm die Generalsuniform ausgezogen, ihm aus den Spinnstoffüberbleibseln vergaster Juden einen Zivilanzug zur Verfügung ge-

stellt. Der Zivilanzug passt nicht. Er schlottert ihm um die Schultern. Er schlottert ihm um die Hüften; denn der, der ihn trug, wog wesentlich mehr als er. Hosenträger und Gürtel sind für Hochverräter verboten. Es ist peinlich, wenn einem ehemaligen Generalfeldmarschall die Hosen auf die Schuhe fallen. So bleibt dem General Witzleben nichts anderes übrig, als seine Hosen mit der Hand festzuhalten. «Zerren Sie doch nicht dauernd an Ihren Hosen, Witzleben», unterbricht Freisler verärgert die Verhandlung. «Das ist ja widerlich. Können Sie sie nicht festmachen?»

Er weiss, dass Witzleben sie nicht festmachen kann. «Nein», sagt der Angeklagte, und das Publikum bricht in schallendes Gelächter aus. Jupiterlampe auf Generalmajor Hellmuth Stieff. Er trägt eine wollene Unterziehjacke und sieht aus, als ob er sich kaum auf den Beinen halten könne. «Sein Rücken ist eine einzige Wunde», tuschelt man im Publikum. «So haben sie ihn zerschlagen.» – «Ja», sagt Stieff. «Jawohl.» Und nochmals: «Jawohl.» Er habe von dem Anschlag gewusst. Und sich erdreistet, ihn nicht dem Führer zu melden. Aufblenden ... abblenden. Blitzlicht und Kurbel. Die Kamera wandert. Leuchtet noch einmal über Generalfeldmarschall von Witzleben. Freisler hält ihn in der Zange. Jede Frage ein Fallstrick. Jede Frage ein Publikumserfolg. «Angeklagter, wie hatten Sie sich nun eigentlich die Verwirklichung Ihrer Pläne gedacht, den Führer dahin zu bringen, zurückzutreten und sich selbst und Beck Oberbefehlshaber und Reichskanzler spielen zu lassen?» – «Von der ganzen Politik und von den innerpolitischen Dingen verstehe ich nichts», antwortet Witzleben schlicht. «In erster Linie wollten wir uns natürlich des Führers bemächtigen, aber nicht in der Form des Attentats ... Wir waren der Meinung, dass uns ein überlebender Führer nützlicher sein würde als ein nichtlebender.» Bohrend blickt Freisler ihm ins Gesicht. «Mir scheint, Sie haben schon bei der Vorbereitung Ihres Attentats reichlich viel Benzin verfahren, Angeklagter», sagt er tadelnd. – «Das spielt bei einer solchen Sache keine Rolle», murmelt Witzleben. Das Publikum lacht. Und den verbotenen Mehrverbrauch an Benzin kann sich der Herr Präsident

als Sonderapplaus ins Notizbuch schreiben. Die Kamera wandert. Steht still und verweilt auf Generaloberst Erich Hoepfner. «Als Stauffenberg mit der Nachricht von Hitlers Tod auf dem Flugplatz in Rangsdorf eintraf, kam Beck zu Olbricht und machte sich zum Regierungschef», berichtet Hoepfner. «Ich verlangte meine schriftliche Bestätigung als Oberbefehlshaber des Heimatheeres. Ich erhielt sie, versammelte die Gruppenleiter des OKH und bat sie, ebenso treu wie bisher weiterzuarbeiten.» Schweigen am Richtertisch. Diese Eröffnung klingt peinlich und könnte zu verkehrter Beurteilung Anlass bieten. Das Beste, man schenkt ihr keine Beachtung. So fasst der amtliche Bericht die Situation mit folgenden Worten zusammen: «Diese Bemerkung des Angeklagten erregte die Zuhörer so, dass sich der Präsident jede weitere Bemerkung zu diesen schamlosen Worten ersparen konnte.»

Abblenden, aufblenden. Erich Hoepfner tritt in den Hintergrund. Aus dem Schattenreich des Todes erscheint Generaloberst Beck. Seine ehemalige Wirtschafterin beschwört ihn herauf. Gedungen zur Zeugenschaft. Aber gewiss nicht zur Entlastung. Triumphierend registriert der Ankläger Freisler in seinem Belastungsmaterial, dass der «Kraftmensch Beck schon vierzehn Tage vor dem Attentat jede Nacht in Angstschweiss ausbrach, so dass sein klatschnasses Bett jeden Morgen neu überzogen werden musste». Fürwahr, eine zugkräftige Nuance in diesem zugkräftigen Prozess. Ein General mit Angstschweiss. Ein General, der mit seinem Gewissen ringt! Dem sie Nacht für Nacht schwer auf der Seele lastet, die gewaltige Verantwortung, die er auf sich laden will. Mit seinen Plänen, mit seinem Wagnis, mit der ganzen Liebe für sein betrogenes, in die Irre geleitetes Volk. Doch diese Seite der Dinge kommt nicht zur Sprache. Für das militärische Ehrgefühl der Anwesenden genügt es, dass ein preussischer Generaloberst vierzehn Tage lang in Nachtschweiss geraten ist. Genügt, um ihn zu verdammen. Reicht aus, um ihn verächtlich zu machen. Befriedigt kehrt die soldatisch empfindende Wirtschafterin auf ihren Platz zurück.

Hoepfner hat wieder das Wort. «Ich liess mich verhaften», erklärt er, «weil ich mich nicht als Schweinehund fühlte.» – «Welches zoologische Charakteristikum halten Sie denn dann für Ihre Person für angebracht», erkundigt sich Freisler grinsend. – «Den Esel», erwidert Hoepfner. «Den Esel», denkt er, «der annehmen konnte, dass mehr als zehn Prozent des Volkes sich über die Katastrophe, die ihnen durch Hitler drohte, im Klaren sein würden. Der Esel, der die Menschen nach den Wissenden beurteilte, und nicht nach den Unwissenden. Der vergessen konnte, dass man sie führen muss, wie man unmündige Kinder führt. «

Das alles und noch tausendmal mehr denkt Erich Hoepfner und sagt: «Ich bin ein Esel gewesen.» Freisler versteht es anders. «Nein, mein Herr», protestiert er, «Sie sind und bleiben ein Schweinehund.» Räuspert sich bedeutsam und wendet sich dann dem Rest der Angeklagten zu. Die Bildberichter kurbeln. Leutnant Graf Yorck von Wartenburg. Als «überheblicher Reaktionär» wird er in wenigen Worten abgetan. Zu peinlich wäre es, wollte man seine kühnen Antworten während der Voruntersuchung, seine unbeirrbar Hitlerfeindschaft ausführlich kommentieren. Graf Yorck ist der Freund von Moltke. Selbst dem Volksgerichtspräsidenten Freisler fällt es nicht leicht, diesem aufrechten Mann die Ehre abzuschneiden. Hauptmann Klausing, «willenloses Werkzeug des Hauptverbrechers», Oberstleutnant Bernardis, Generalleutnant und Wehrmachtskommandant von Berlin Paul von Hase. – Damit ist die «moralische Hinrichtung» beendet. Noch einmal wird «Gottes Segen» zitiert, der den geplanten Anschlag auf «unseren geliebten Führer» gnädig misslingen liess. Ein kurzes Schlusswort der Pflichtverteidiger. Sie wagen nur zu stammeln. Sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie allzu nachdrücklich für ihre Mandanten eintreten. «Durch den Spruch des Schicksals und die Stimme des deutschen Volkes ist das Urteil über den 20. Juli bereits gesprochen», erklären sie.

Zwei Stunden nach seiner Verkündung wird es im Hof von Plötzensee an sämtlichen acht Angeklagten durch Erhängen vollstreckt.

Der Militärputsch ist abgetan. Jetzt kommt der Zivilputsch an die Reihe. Am 8. August 1944 geht durch alle Zeitungen ein Steckbrief gegen «den flüchtigen Oberbürgermeister a.D. Dr. Karl Goerdeler, verdächtigt der Teilhaberschaft am Attentat vom 20. Juli». Eine Million Reichsmark sind auf seine Ergreifung ausgesetzt. Wie viele unter sechzig Millionen sind charakterfest genug, einer so hohen Summe zu widerstehen?

Berlin. Samstag, 12. August 1944

Die Kameralente haben umsonst gekurbelt. Der Kulturschandefilm vom 20. Juli ist aus der Wochenschau gestrichen. Goebbels fand ihn nicht überzeugend genug. Zu objektiv registrierte das Objektiv Herrn Freislers boshafes Lächeln, Erwin von Witzlebens gequältes Leidensgesicht. Solche Propagandamissgriffe vermag selbst die Schere des Cutters nicht aus der Welt zu schaffen. Und also verschwindet die Geheimanweisung auf «nachdrücklichste Beachtung in der Presse» undementiert in der Versenkung. Wir atmen auf. Wenigstens dieser Giftkelch ist an uns vorübergegangen.

Berlin. Montag, 14. August 1944

Die Gefängnisse füllen sich. Mit Männern, mit Frauen, mit Kindern. Ganze Familien wandern hinter Schloss und Riegel. Für die Tat des Einzelnen muss die Sippe büßen. Adam von Trott ist festgenommen. Botschafter von Hassell, Rechtsanwalt Lukaschek und der ehemalige hessische Innenminister Leuschner. Vor zwei Tagen haben sie auch Goerdeler gefunden. Mehr als ein Dutzend Goerdeler waren bis zum 11. August der Kriminalpolizei gemeldet. Mehr als ein Dutzend Anwärter spitzten sich auf Auszahlung des Millionenchecks. Sie spitzten sich vergebens. Sie hatten den Falschen denunziert.

Am 12. August, frühmorgens um sieben, wird der richtige Goerdeler gestellt und verhaftet. Eine Stabshelferin aus Leipzig hat ihn erkannt, hat ihre Kollegen verständigt und – wie die Presse aner-

kennend betont – «durch ihre Aufmerksamkeit die Verhaftung ermöglicht». Zu Nutz und Frommen des ganzen Volkes wird die dramatische Szene rekonstruiert. Der SS-Berichter Adendorf hält sie im Bilde fest. Unter dem Titel «Eine Million für Aufmerksamkeit» erscheint sie in der neuesten Ausgabe der Illustrierten. Goerdeler verschwindet in den Folterkammern der Gestapo. Armer Oberbürgermeister von Leipzig! Wirst du ihren Schrecknissen standhalten, bis die Alliierten heranrücken, dich zu befreien? Wie eine Sturmflut branden die Wellen der Invasion über Frankreich. Nur noch elf Kilometer trennen die amerikanischen Truppen von Paris.

Berlin. Dienstag, 29. August 1944

Jetzt hat auch für Frank Matthis das letzte Stündlein legaler Existenz geschlagen. Kochend vor Wut läuft er im Zimmer auf und ab. «Das kann ich euch sagen: Einsperren lasse ich mich nicht! Ich nicht! Da müssen sie früher aufstehen, diese Herren, diese ... diese ...» Der Zorn verschlägt ihm die Stimme. Drohend schüttelt er die Fäuste in der Luft. «Ostwalleinsatz. Leute gesundschreiben, die an Stöcken humpeln. Sterbende auf die Schanzen jagen. Kanonenfutter präparieren. Ja, bin ich denn ein Menschenschinder? Dienstverpflichtet zum K.-v.-Stempeln? Kann man mich zwingen, gegen mein Gewissen zu handeln?» Wieder jagt er wie ein gefangener Tiger im engen Raum zwischen Couch, Tisch und Sesseln hin und her. Vorsichtig räumt Andrik beiseite, was zerbrechlich ist. «Wer zwingt dich denn?» erkundigt er sich sanft. – «Wer mich zwingt? Der Chef der Gesundheitsbehörde zwingt mich. Einberufungsorder, mein Lieber. Zum 1. September 1944. Frank Matthis als Handlanger für totalen Kriegseinsatz. Und dafür hab' ich mein Staatsexamen gemacht!» Minutenlang brütet er trübselig vor sich hin. Dann hebt er entschlossen den Kopf. «Nein, dafür nicht! Und wenn sie hundert Steckbriefe gegen mich loslassen. Ich mach' das nicht mit. Ich ziehe meine Konsequenzen.» Er zieht sie noch am selben Abend. Nach einer geräuschvollen Auseinandersetzung mit seiner

höchsten Dienststelle verschwindet er auf Nimmerwiedersehen aus dem bisherigen Wirkungskreis. Die Einberufungsorder zum militärischen Gesundheitschreiben hat ihren Zweck verfehlt. Frank Matthis wird weder kranke Ostarbeiter gesund, noch Invalide kriegsdienstverwendungsfähig schreiben. Ab heute Nacht ist er für die Behörden verschollen.

Berlin. Mittwoch, 6. September 1944

Fahndungsbefehl gegen Frank. Schon dreimal hat die Kriminalpolizei bei uns nachgefragt. Wir wissen von nichts. Seit Wochen sei er uns ganz aus dem Gesichtskreis entschwunden. Andrik behauptet es mit der Miene eines Unschuldengels. Ob man ihm Glauben schenkt? Inzwischen haust der «Entschwundene» mehr oder minder vergnügt als schein gemeldeter Untermieter in der Wohnung einer evakuierten Standartenführerwitwe. Schöneberg, Kufsteiner Strasse. Schlägt sich mit den Anfangsdepressionen des Flüchtlingsdaseins herum, frohlockt zwischendurch, dass er nicht beim Osteinsatz ist, und schleicht jeden Abend, wenn es dunkel wird, zur Wasserturmsiedlung, um von uns das «Neueste aus aller Welt» zu erfahren.

«Der ist besorgt und aufgehoben», seufzt Andrik erleichtert und ein bisschen neiderfüllt. Trotts Schicksal lastet ihm auf der Seele. Wir wissen nur, dass er verhaftet ist. Was weiter mit ihm geschah, lässt sich trotz aller Nachfragen nicht einwandfrei feststellen. Von neuen Schauprozessen scheint man in Zukunft absehen zu wollen. Und was sich hinter den Kulissen vollzieht, dringt nicht in die Öffentlichkeit. Nur hin und wieder erfahren wir durch verstohlene Flüsterpost, dass der Terror weitergeht. Immer neue Opfer fordert. Immer grössere Kreise zieht. Hinrichs hat man der Ehre, dem Luftwaffenführungsstab anzugehören, für unwürdig erklärt. Er sei untragbar in einer zentralen Behörde, gibt der SD vertraulich seiner Dienststelle bekannt. Dankbar lässt er sich nach Hamburg versetzen. Versetzung ist besser als Verhaftung. Dass er mit einem blauen Auge davongekommen ist, grenzt beinahe an Wunder.

Berlin. Montag, 11. September 1944

Tot! Sie alle sind tot! Hassell und Leuschner, Wirmer, Lejeune-Jung, Dr. Goerdeler und Adam Trott. «Ausgelöscht aus der Volksgemeinschaft!» Wie gemeine Verbrecher am Galgen aufgeknüpft. Nur von der vollzogenen Tatsache setzt man das Volk in Kenntnis. Wo das Gericht tagte, wer es zusammenrief, wann und an welchem Schandort die Märtyrer ihr Leben aushauchten, das alles und noch viel Wichtigeres verschweigt der amtliche Bericht. Er beschränkt sich darauf, die «an den Ereignissen des 20. Juli beteiligten Politiker» als «politische Ignoranten, skrupellose Ehrgeizlinge, abgewirtschaftete Parteipolitiker und ehrvergessene Reaktionäre» verächtlich zu machen. Wer von ihnen der einen, wer der anderen Kategorie zugerechnet wird, bleibt unbekannt. Die Beschimpfung erfolgt pauschal in achtzehn Zeitungszeilen. Dann folgen, auf knappstem Raum zusammengedrängt: Anklage, Verhandlung, Geständnis und Urteil. Zehn Zeitungszeilen für jede Menschentragedie.

Andrik hat sich in sein Zimmer eingeschlossen und ist für niemanden zu sprechen. Wenn ich an seiner Tür lausche, höre ich, wie er drinnen auf und nieder wandert. Ruhelos ... stundenlang.

Wird es nicht bald genug sein des Grauens? Ist das Mass nicht schon übertoll, unfähig, auch nur einen Tropfen noch aufzunehmen?

Berlin. Mittwoch, 13. September 1944

Es ist nicht genug. Wenn wir bis heute nicht wussten, was Grauen, Gemeinheit und teuflische Verderbnis heisst, so haben wir es in dieser Stunde erfahren. Erfahren, bis uns die Haare zu Berge stehen und die Kehlen uns trocken werden vor grenzenlosem Ekel. Doch ich will versuchen, ruhig zu bleiben und der Reihe nach zu berichten.

Als Andrik, Frank, Heike, Dagmar, Ursel und ich wie fast jeden Abend beisammensitzen, öffnet sich die Tür, und Konrad Bauer schwankt herein. Er sieht aus, als hätte er eine schwere Krankheit

durchgemacht oder soeben eine entsetzliche Nachricht erfahren. «Konrad!» rufen wir wie aus einem Munde. Er starrt vor sich hin, als sähe er uns nicht. «Mensch, Konrad!» Mit zwei Sätzen springt Frank auf ihn zu und rüttelt ihn an der Schulter. «Was hast du! Sprich! Wer hat dir was getan?» Ursel zieht ihn auf einen Stuhl, schiebt ihm ein Glas Tee zwischen die Lippen und streicht ihm sanft die Haare aus der Stirn. «Lasst ihn. Er wird schon reden. Erst muss er mal zu sich kommen.» Wir warten, bis er zu sich kommt. Wir warten lange. Im Zimmer ist es still wie in einer Grabkammer. Dann öffnet Konrad den Mund. Erzählt uns, was grauenvoll ist, zu denken, und noch grauenvoller, niederzuschreiben. «Hitler befahl, die Hinrichtung der acht Männer vom 20. Juli zu verfilmen. Der Film vom Tod Witzlebens, Hoepfners, Stieffs und der übrigen fünf wird den Spitzen der Partei und Wehrmacht in geschlossener Vorstellung vorgeführt. Ein Offizier aus Karlsbad hat es mir erzählt», sagt Konrad. «Er hat ihn gesehen. Hat miterlebt, wie den Zuschauern der Atem stockte. Vor Entsetzen, vor Scham und vor heimlicher Lüsterheit. Hat mit eigenen Ohren vernommen, wie sich goldbetresste Braunhemden auf die Schenkel klatschten und beifällig murmelten: ‚Recht so. Mag es dem Goerdeler ebenso ergehen!‘»

Verstört wischt sich Konrad den Schweiß vom Gesicht. Wir sitzen geduckt, wie unter einer drückenden Bleilast.

«Am Morgen vorher», fährt er leise fort, «erschieden in Plötzensee die Beleuchter und Monteure. Sie legten die Kabel für die Jupiterlampen, verwandelten den Todesschuppen in ein brauchbares Filmatelier. Sechs Operateure waren zur Aufnahme befohlen. Zwei unter ihnen sollen sich freiwillig gemeldet haben. In Holzpantoffeln und Zuchthauskitteln lässt man die acht Angeklagten aufmarschieren. Dann rollt der Film, rollt bis zum fürchterlichen Finale. Ein Gerüst steht im Glanze der Jupiterlampen. Langgestreckt und gespenstisch. Mit schwarzwallendem Tuch verdeckt bis etwa zur Höhe der Knie. Vor ihm heisst man die Verurteilten aufstellung nehmen. Der erste tritt hinter das Tuch. Die anderen warten. Hinter

dem Tuch lauert der Tod. Hinter dem Tuch» – Konrad bricht ab – «gar-rot-tiert ... man lebendige Menschen. Wisst ihr, was das heisst: gar-rot-tieren?» schreit er laut. «Würgen heisst es! Zappeln lassen, dass immer noch ein bisschen Luft in die Kehlen dringt. Dass sie um Gottes willen nicht zu hurtig sterben, die unglückseligen Opfer. So schaukelt man sie in der Schlinge. Sieben Minuten – acht Minuten – zwölf Minuten.» Die Stimme versagt ihm. Er ringt nach Luft, und seine Hände zittern. «Darum haben sie das Tuch nicht bis zur Erde herabfallen lassen. Darum haben sich Himmler oder Goebbels oder Hitler diese Extragemeinheit ausgeklügelt. Damit die anderen sehen und doch nicht sehen, was hinter dem Vorhang geschieht. Damit das Zappeln der Beine ihnen Angst macht und den Todesschweiss auf die Stirnen treibt. Grossaufnahme! Todesqualen als Sexualreiz. Sechzig Kilometer Filmband sollen sie auf das Machwerk verschwendet haben. Sechzig Kilometer. Das ist eine Strecke wie von Berlin bis Brandenburg. Wenn man die Rollen abwickelt und aneinanderlegt, kann man auf ihnen bis nach Löwenberg laufen. Zwölf Stunden Fussmarsch auf Freislers Schandurteil. Auf Erwin von Witzlebens Todesnot. Schon dreimal ist Hitler der Film vorgeführt worden. Und ich schwöre euch: wenn man ihn zehntausend Nazimännern und Nazifrauen im Kino zeigte – neuntausend von ihnen würden nach Hause gehen und nicht Scham, sondern Wollust empfinden. Wollust, wie die Zirkusbesucher bei den Christenmartyrien, wie die strickenden Weiber um die Guillotinen der Revolution, die gaffende Menge vor den Scheiterhaufen des Inquisitionsgerichts. «

Sieben Minuten, acht Minuten, zwölf Minuten! «Garrottieren nennt man das Vollstrecken der Todesstrafe durch Erdrosselung», murmelt Frank mechanisch. Es klingt, als lese er es aus einem Konversationslexikon vor.

Schweigen! Unsere Gedanken rennen im Kreis. «Nein!» brüllt Andriek plötzlich. «Nein!» Er schreit es so laut, dass wir zusammenfahren. «Nein, nein, nein! Man kann das nicht mehr. Und man darf es nicht mehr. Wenn wir da noch mitmachen, werden wir alle

schuldig. Schuldig vor der Welt. Schuldig vor unserem Gewissen. Ich höre auf, ein Deutscher zu sein. In dieser Stunde, in diesem Augenblick löse ich mich feierlich aus der Gemeinschaft meines Volkes und emigriere ins Überall-Land des Weltbürgertums.» Er ist aufgesprungen und steht vor uns, zornglühend wie Moses, als er die Tafeln des Gesetzes zerbrach. Wir alle haben uns erhoben. Man kann nicht sitzen, wenn man mit seinem Gewissen Abrechnung hält. Man kann nur stehen oder knien. So stehen wir im Kreis, und wie von selbst finden sich unsere Hände. Rütlichschwur, denke ich flüchtig. «Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.» Erstaunlich, wie sehr das Wahre zu allen Zeiten in gleicher Weise passt. Jetzt begreife ich, warum Hitler den «Wilhelm Teil» seit Jahren verboten hat. Das gilt nicht nur dem Gessler-Hut. Das gilt der ganzen Richtung. Dem Aufstand für Freiheit und Menschenwürde. «Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben», sagt Andrik leise. Und wieder mal freue ich mich, wie sehr wir im gleichen Augenblick das gleiche fühlen.

Berlin. Dienstag, 3. Oktober 1944

Konrad verschwindet aus Berlin. Hier beginnt ihm der Boden zu heiss zu werden. Vor drei Tagen blickt er, als er lesend in der U-Bahn sitzt, aufschauend in die Augen seines Aufsehers aus der Hamburger Strasse. «Kommen Sie mit!» winkt der an der nächsten Haltestelle. Beide steigen aus. Adieu, geliebte Freiheit! denkt Konrad. Und vor seiner verdüsterten Seele steigen Visionen von Kerkergittern, elektrisch geladenen Stacheldrähten, Hundepeitschen und Gaskammern auf. Aber es kommt anders. Der Mann zieht ihn in eine Ecke, packt ihn am Mantelknopf und droht ihm mit dem Finger. «Mensch», flüstert er, «verduften Sie! Was für ein Teufel reitet Sie, sich ausgerechnet in der Stadt zu tummeln, in der man Sie wie eine Stecknadel sucht! Danken Sie Gott, dass nur ich Sie erwisch habe! Und nun trollen Sie sich! Am besten auf Nimmerwiedersehen!» Spricht's, dreht sich um und verschwindet in der

Menge. Wie ein begossener Pudel schleicht Konrad nach Hause. Also auch unter jüdischen Gestapo-Angestellten gibt es hin und wieder eine fühlende Brust. Wir merken uns den Mann vor. Ursel unternimmt es, mit ihm in Verbindung zu treten. «Ich kenn' ihn», erklärt sie. «Er war der einzige Anständige unter den jüdischen Ordnern in der Hamburger Strasse. Die anderen ...» Sie blickt uns kummervoll an. «Was kann man von Menschen erwarten, für die Spitzeldienst der einzige Ausweg aus Getto und Gastod ist!»

Am nächsten Tag prallt Konrad vor dem Brandenburger Tor um ein Haar mit seinem Untersuchungsrichter zusammen! Eine Triplizität der Ereignisse wollen wir nicht abwarten. In Homburg sitzt ein Mädchen, das ihn liebt. Kollegin von der Wehrmachtstournee. Sie ist bereit, ihn aufzunehmen. Nun brauchen wir nur noch die Reisepapiere. Dafür sorgt Doktor Tegel. Zweidorf schickt einen Boten zur Musikkammer, einen zweiten ins Büro der Staatsoper. Fahrkarte zweiter Klasse, Schlafwagen. Ein prominenter Name – prominente Forderungen, und die Verdachtsmomente verringern sich beträchtlich. Wieder mal siegt die Frechheit. Und als wir die mit Reisemarken und gestempelten Bescheinigungen wohlausgerüstete Konzertprominenz in den Schlafwagen nach Frankfurt entlassen, vermutet keiner der Mitreisenden, dass sich hinter ihr unser Freund Konrad verbirgt. Gemessen winkt er zum Zugfenster heraus. «Lass dich bald erobern», flüstere ich ihm ins Ohr, als ich ihn zum Abschied umarme. Er lacht. «Ich tue mein möglichstes. Aber vergesst auch ihr nicht, euch anzustrengen.»

Berlin. Freitag, 20. Oktober 1944

Wir strengen uns an. Mit Gedanken und Wünschen. Mit Hoffnungen, Sehnsüchten und Erwartungen. Kaum ein Tag vergeht, an dem wir nicht über den Endsieg sprechen. Den «Endsieg» mit umgekehrten Vorzeichen. Kommt er noch in diesem Jahr? Kommt er erst im nächsten? Hinrichs tippt auf November. Aber Churchill hat verkündet, dass sich die drei Staatsoberhäupter in Kürze treffen werden, um gemeinsam über den letzten Schlag gegen Deutschland zu

beraten. Also rechnet er vor diesem letzten Schlag mit keinem Zusammenbruch. An der Westfront scheint man eine Atempause zu machen. Dafür benutzt Himmler die Atempause, um sich, so gut es geht, auf den nächsten Coup vorzubereiten. Vor zwei Tagen sprach er über die deutschen Sender und rief alle waffenfähigen Männer von sechzehn bis sechzig Jahren im Namen des Führers zum Volkssturm auf. Wieder einmal fand eine «geschichtliche» Szene statt. Befehl an die Presse: «Es ist mit sofortiger Wirkung jede Misskreditierung von Zivilkämpfern im feindlichen Ausland verboten. Ausdrücke wie ‚Heckenschützen‘, ‚Partisanen‘, ‚Banditen‘ u.s.f. haben aus den Darstellungen zu verschwinden!» Nun wissen wir Bescheid. Und können uns ausrechnen, wann wir selbst an die Reihe kommen.

Noch ein weiteres Unheil geht um. Nachdem, bis auf einen geringen Rest, sämtliche Sternträger in Gettos, Konzentrationslagern oder in den Auschwitzer Gasöfen verschwunden sind, beginnt man, daran zu denken, auch die Privilegierten abzutransportieren. Das heisst Zwangstrennung der Mischehen, heisst eine Sturzflut neuen Jammers über Tausende von Menschen. Lange beraten wir mit Ursel Reuber. Man muss einen Warndienst organisieren, ehe es zu spät ist. Wer rechtzeitig von der Abholung erfuhr, hat sich bisher fast immer retten können. Ursel bespricht sich mit ihrem Gestapobekanntem. Und verabredet mit ihm, dass wir Nachricht erhalten, sobald die Frage entschieden ist. Noch mehr verspricht ihr der Wackere. Er wird sie in Zukunft telephonisch verständigen, wenn er Befehl erhält, einen Juden abzuholen. Er wird sich viel Zeit lassen mit der Abholung. Wird auf dem Wege trödeln, Schaufenster betrachten und in die Wolken gucken. Ursel besitzt ein Fahrrad. Fahrräder sind heute die schnellsten Verkehrsmittel. Wenn der Gestapobeauftragte Lewisohn bei Cohns, bei Arons oder Abrahams zur Abholung erscheint – wie wird er fluchen, brüllen, toben, wenn dort der Vogel ausgeflogen ist! Der Himmel lohne dir diese Wutanfälle, Gestapobeauftragter Lewisohn. Wir wissen, es geht dabei auch um deinen Kopf!

«Man muss sofort Doktor Tegel ins Bild setzen», sagt Frank. Bei seiner umfangreichen «Kundschaft» bedarf er des Warndienstes am dringendsten. Am Nachmittag fahren wir zu ihm. Er hat Nachricht von Moltke. Dass es ihm gut geht, dass man ihn verhältnismässig schonend behandelt. Ein Kassiber kam aus dem Konzentrationslager. Viele Seiten lang. Ein ganzes Buch. Mit Planck sitzt er zusammen, mit Schacht und Popitz. «Die einzigen neben mir, die hier nicht geschlagen werden», berichtet er. Und die Ausnahme macht die Regel um so schrecklicher.

Doktor Tegel sieht ernst und angegriffen aus. Fast jeden Tag einen Menschen, den man schätzt oder liebt, zum Schafott begleiten zu müssen, ist mehr, als ein Einzelner ertragen kann. Dass er es trägt, dass er darüber nicht den Verstand verliert, sondern jede freie Minute benutzt, um die Frauen der Verurteilten zu betreuen, den Verbindungsdienst zwischen ihnen und ihren gefangenen Männern herzustellen, Untergetauchten zu helfen, Verfolgte unter seinen Schutz zu nehmen, das ist das, was uns zu diesem Mann fast wie zu einem Heiligen aufblicken lässt. Und wir schämen uns beinahe, ihm noch einen weiteren Fall aufzubürden. Aber die Sache ist wichtig. Und für wichtige Dinge sind Doktor Tegels Ohren niemals verschlossen. Wolfgang Kühn sitzt im Untersuchungsgefängnis Moabit ... Er hungert, es geht ihm schlecht. Vor etlichen Wochen hat man ihm den Prozess beim Volksgericht gemacht. Ihm und etlichen seiner Freunde. Einem geschickten Anwalt gelang es, die beantragten sechs Zuchthausjahre in vier Jahre Gefängnis umzuwandeln. Aber auch die wollen abgesehen sein, ohne dass der Delinquent vor der Zeit verhungert. Hin und wieder ein Päckchen, ab und zu ein paar Zigaretten bedeuten in solcher Situation mehr Trost, als der Aussenstehende es sich vorstellen kann. Wie oft haben wir das aus den Gettos gehört. Doktor Tegel verspricht, sein möglichstes zu tun. Und was er verspricht, pflegt er zu halten. Wolfgang Kühn wird ab heute in seine wöchentlichen Moabiter Betreuungsbesuche einbezogen. Ein schwerer Sorgenstein fällt uns vom Herzen.

Berlin. Donnerstag, 9. November 1944

Endlich regt es sich wieder im Westen. An der lothringischen Front scheint der Krieg in Bewegung zu kommen. Deutschland antwortet durch Einsatz der viel ummunkelten Vergeltungswaffe Nummer zwei. Aber die englische Insel fliegt noch immer nicht in die Luft. Auch diesmal werden die Alliierten kaum um Gnade winseln, wie es die Propaganda seit Monaten verheissen hat.

«Es dürfte Zeit sein, dich langsam auf den Volkssturm vorzubereiten», sagt Frank zu Andrik. «Besser, man hat die Sachen rechtzeitig bei der Hand, als dass sie im nötigen Augenblick ‚frischgebacken‘ aussehen.» Andrik wandert zum Arzt und lässt sich mit rückläufigem Datum ein schwaches Herz und einen beachtlich hohen Blutdruck attestieren. «So», meint Frank befriedigt. «Das leg dir auf Eis. Es kommt der Tag, an dem du es bitter brauchen wirst.»

Berlin. Sonntag, 12. November 1944

Aus Theresienstadt kommt geheime Nachricht. Heinrich Mühsam ist nicht mehr. Als ihn nach monatelangem tapferem Durchhalten eine seltsame Krankheit ergriff – spinale Kinderlähmung diagnostizierten die Ärzte –, packte man ihn auf und schaffte ihn nach Auschwitz. Theresienstadt ist ein Musterlager. Körperbehinderte, unnütze Esser kann man dort nicht gebrauchen. In Auschwitz schob man ihn in den Gasofen. Heinrich Mühsam. Treuester der Freunde. Warum habe ich dich nicht öfter geküsst? Er starb! Als Gelähmter in einer Gaskammer. Starb «als Soldat und brav».

Berlin. Freitag, 17. November 1944

Die Offensive rollt. Seit heute hat sie sich über die ganze Westfront ausgebreitet. Vielleicht wird Hinrichs mit dem November doch recht behalten.

Berlin. Freitag, 24. November 1944

Etwas Furchtbares ist geschehen. Sie haben Graf Moltke in die Goerdeler-Affäre hineingezogen. Gestern erfuhren wir es durch einen Zufall. Bekannte von Andrik suchten uns auf und fragten, ob wir etwas für ihren verhafteten Freund Haubach tun könnten. Haubach war Pressereferent in der Preussischen Landesregierung unter Severing. Ein kluger, anständiger Mensch. Und ein Feind der Nazisten. Wir wussten, dass man ihn verhaftet hatte. Wer ist schliesslich nicht verhaftet unter der kleinen Auslese unserer Besten! «Wir haben einen Mann vom Volksgerichtshof bestochen», vertrauen uns seine Freunde an. «Er wand sich vor Angst. Aber schliesslich hat er uns doch einen Blick in die Akten werfen lassen. In die Anklageschrift gegen Moltke, Haubach und Genossen.» – «Gegen Moltke?» stottere ich entsetzt. «Gegen welchen Moltke?» – «Nun, gegen den Grafen. Den Mann aus der Kiep-Affäre.» Mir wird es kalt vor Schrecken. Ein Irrtum kann hier kaum möglich sein. – «Wir wollen tun, was wir können», verspricht Andrik. «Wir sind selbst daran interessiert.»

In der Nacht rufen wir Hinrichs an. Er bestätigt die Nachricht. Graf Moltke kommt vor das Volksgericht. Und wer vor das Volksgericht kommt ... Vorbereitung zum Hochverrat, zum Regierungsumsturz und zur Abschaffung des Naziregimes. Konspiration mit Goerdeler. Schlimmer kann es gar nicht aussehen. Müssig, sich vorzustellen, was darauf für Strafen stehen. Wenn sie ihn aufhängen ... Wenn sie ihn garrott... Der Film fällt mir ein. Das «Kinostück» von der Witzleben-Hinrichtung. Grosser Gott! Es darf nicht sein. Was auch geschehen mag, das müssen wir verhindern. «Am besten, wir fahren zu Doktor Tegel», rät Andrik.

Eine halbe Stunde später sitzen wir in der Untergrundbahn. Doktor Tegel ist zu Hause. «Im Augenblick lässt sich wenig tun», sagt er bekümmert. «Man muss Leute interessieren. Versuchen, an Freisler heranzukommen. Je höher die Dienststelle, desto aussichtsreicher der Erfolg. Aber vergessen Sie nicht: Es ist eine 20.-Juli-Af-

färe. Niemand verbrennt sich gern die Finger an ihr. Und Hitler? Hitler sieht rot, wenn er daran erinnert wird. «

Moltke und Genossen. Haubach und Genossen. Der tödliche Rhythmus will mir nicht aus dem Kopf. Freisler ist kalt wie Eis. Ihn menschlich zu rühren, erscheint fast ausgeschlossen. «Ich bin der Mann, der alle zum Tode verurteilt», stellte er sich kürzlich einer Dame der Gesellschaft vor. Und grinste dabei, als hätte er einen kapitalen Scherz gemacht. Dennoch muss man versuchen, an Freisler heranzukommen. Oder an Himmler. Oder an irgendeinen anderen Bonzen. Dumm, dass wir gerade dorthin so wenig Beziehungen haben. Die Clique wird verständigt. Die Clique ist bereit. Also vorwärts – versuchen wir es!

Berlin. Donnerstag, 30. November 1944

Heike hat es auf sich genommen, einer Volksgerichtssitzung beizuwohnen. «Wir müssen klar sehen, was dort gespielt wird», meint sie. «Wenn es auch noch so scheusslich ist.» Am Nachmittag kehrt sie zurück. Fahl im Gesicht, mit verstörten Augen. «Erzähle!» Wir hängen an ihren Lippen. Sie schüttelt den Kopf. Tränen rinnen ihr über die Wangen. «Man kann das nicht erzählen. Eine Farce ist das. Eine abgekartete Angelegenheit. Sieben Angeklagte. Sieben Todesurteile. Das Publikum sitzt dabei, als handle es sich um eine Zirkusvorstellung. Lacht, grault sich, verspürt im Magen ein wollüstiges Kitzeln. Und während der Pause kauen sie Äpfel und Butterbrote. Pfui!» Heike schnaubt sich geräuschvoll die Nase.

«Niemand war schuldig», fährt sie erregt fort. «Kein einziger unter den sieben. Weder der alte Grünkramhändler, der gar nicht verstand, um was es hier ging, und der nur stammelte: ‚Ich bitte um Gnade!‘, noch die junge Musikstudentin, der man vorwarf, Kommunisten beherbergt zu haben. ‚Na, Fräulein, Sie werden ja nicht bloss mit einem geschlafen habem, witzelte der Präsident. Und die Zuschauer kicherten belustigt. Fünf Minuten später war sie verurteilt. Zum Tode verurteilt. Sie weinte. Auch der alte Grünkramhändler hat geweint.» Heike verstummt, Andrik sitzt mit gerunzel-

ter Stirn. Frank und Ursel stützen das Gesicht in die Hände. «Weiter», sagt Andrik, und seine Stimme klingt fremd.

«Spricht einer die Wahrheit, überhört man ihn. Will einer sich verteidigen, fährt man ihm über den Mund. Ich schwöre euch, jedes Urteil liegt fertig vor, ehe die Sitzung beginnt. Was dort geschieht, ist nur noch Klamauk für die Masse.» Sie schüttelt sich. «Panem et circenses. Doch man darf da nicht zuschauen. Es ist peinlich, als freier Mensch vor einem Löwenkäfig zu stehen. Aber tausendmal peinlicher ist es, nein – unanständig, unsagbar unanständig, tatenlos dabeizusitzen, wenn mit Menschenschicksal und Menschensterben vor aller Öffentlichkeit Schindluder getrieben wird. Ich schäme mich, dabeigewesen zu sein. Ich schäme mich ... Ach, Kinder, ihr ahnt ja gar nicht, wie sehr ich mich schäme ...»

«Du hast es doch nicht zum Vergnügen getan», beschwichtigt Andrik. Aber Heike lässt sich nicht beruhigen. «Wenn man bedenkt, dass es Leute gibt, die zu jeder Sitzung gehen. Wie ins Theater oder in einen Kriminalfilm. Und dass sie es freiwillig tun. Freiwillig, aus purem Spass an der Sache ...»

Haubach und Genossen ... Moltke und Genossen, denke ich. Und kann nicht einschlafen an diesem Abend.

Berlin. Samstag, 9. Dezember 1944

Fast jede Nacht zwischen zwei und drei ruft Hinrichs aus Hamburg an. Ob es etwas Neues gäbe, ob wir Fortschritte gemacht, Verbindungen angeknüpft hätten. Wir verständigen uns durch tausend Umschreibungen. Durch Andeutungen und selbsterfundene Chiffrierungen. Wenn einer die Gespräche abhört und ihren Sinn versteht, sind wir morgen verhaftet. Die Presse schweigt über den Moltke-Fall. Zu schlecht war der Eindruck des Witzleben-Prozesses. Jetzt hängt man die Dinge nicht mehr an die grosse Glocke. Wer sterben muss, stirbt anonym. Und nur von Zeit zu Zeit, wenn es pädagogisch angebracht erscheint, erfährt die breite Masse etwas über Urteil und Hinrichtung. Selbst Zuchthaus und Galgen sind Propagandamittel geworden. «Fünf Rundfunkverbrecher we-

gen Abhörens ausländischer Sender zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde bereits vollstreckt!» – das bedeutet: die B.B.C. hat wieder mal gefährliche Wahrheiten ausgekratzt, und es empfiehlt sich, in den Zeitungen schleunigst einen Schreckschuss abzugeben. Was gelten dagegen fünf Menschenleben? Noch weniger als nichts!

Die Zeit rückt voran. Immer schlechter stehen die Chancen. Wir rennen von einem zum anderen. Werden abgewiesen, in Vorzimmern herumgestossen, bestenfalls mit lauen Redensarten abgepeist. Doktor Tegel hat recht. Niemand will sich die Finger verbrennen. Was mit dem 20. Juli zusammenhängt, ist glühendes Eisen. Pest, Aussatz und höchste Lebensgefahr. Dabei geht die Arbeit weiter. Häuft sich von Woche zu Woche und duldet keinen Aufschub. In der Redaktion bereiten wir insgeheim die erste Friedenszeitschrift vor. Täglich mehren sich die Einberufungen zum Volkssturm. Täglich warten neue Männer darauf, durch Atteste, Medikamente und kurpfuscherische Manipulationen aus Wehrdiensttauglichen zu Invaliden gemacht zu werden. Frank schreibt sich die Finger wund. «Es besteht bei Herrn X eine deutliche Kreislaufinsuffizienz (Arbeitsdyspnoe, langdauernde Frequenzsteigerung bei Kniebeugenversuch). Dementsprechend sind im EKG eindeutige Zeichen von Herzmuskelschaden festzustellen.» Ein befreundeter Oberarzt fälscht die Elektrokardiogramme, deutet sie um, biegt sie zurecht. Alles sieht ungeheuer fachmännisch aus. Wir klappern die Apotheken nach entsprechenden Medikamenten ab. Ausverkauft in der ganzen Stadt. Bis zur neuen Lieferung müssen sich die Männer mit Grippe ins Bett legen. Frank, der Untergetauchte, und unsere fünf ärztlichen Bundesgenossen haben eine Praxis wie in besten Friedenszeiten.

Auch die sogenannten «Privilegierten» machen Sorge. Schon wieder gehen Gerüchte über Trennung der Mischehen. Man sagt, man wolle die jüdischen Eheteile nach Theresienstadt transportieren. Flamm ist heute bei uns gewesen. In nagender Sorge um seine zahlreichen Schützlinge. Sollen sie jetzt schon untertauchen? Der Markt der «U-Boote» ist bereits überzogen.

Niemand darf «tauchen», der nicht in akuter Lebensgefahr schwebt, heisst das drakonische Gebot der Stunde. Wir haben alle Hände voll zu tun. Beratungen, Dispositionen, Rezepte, Lebensmittelbeschaffungen. Und Zuspruch! Immer wieder tröstenden Zuspruch. Denn der Krieg zieht sich in die Länge. Die Fronten sind stehengeblieben. Gar keine Aussicht, dass es in diesem Jahr noch zu Ende geht.

Berlin. Dienstag, 19. Dezember 1944

Heute Abend um elf Uhr wird die Gräfin Moltke uns aufsuchen. Es ist armselig genug, was wir ihr als Resultat unserer dreiwöchigen Bemühungen zu bieten haben.

Der Tag vergeht mit Arbeit und Plage. Zwei Leute brauchen Rezepte. Konrad ruft aus Homburg an und fleht verzweifelt um Beschaffung weiterer Personalpapiere. Flamm soll eingezogen werden. In die neugegründeten Mischlingsbataillone – sprich Strafbataillone – der Organisation Todt. Greuliche Gerüchte gehen über sie. Von Stacheldraht, Hungerrationen und schlechter Behandlung. Ob sie auf Wahrheit beruhen?

Es wird Abend und Nacht. Um elf Uhr klingelt das Telephon. «Hier ist Freya. Ich stehe am Bahnhof Südende. Ich bin in zehn Minuten bei Ihnen.» Die Gräfin Moltke. Andrik läuft hinunter, ihr die Tür zu öffnen. Wir begrüßen uns, als kennten wir uns seit Jahren. Wo das Leben auf dem Spiel steht, versinken gesellschaftliche Zeremonien. Ich blicke in das Gesicht dieser Frau. Selten sah ich in menschlichen Zügen eine Seele sich reiner spiegeln. Wir reden nicht viel über Gefühle. Wir reden nicht von unserer Angst und nicht von unserer Sorge. Wir sprechen darüber, was getan worden ist, was getan werden kann und getan werden muss. In den ersten Januartagen soll Verhandlung sein. Wenn man bis dahin nicht Freisler erreicht hat ... Hinrichs kennt ihn ja von früher. Aber er ist schon Wachsmanns wegen bei ihm gewesen. Geht er jetzt wieder zu ihm, könnte der Schaden grösser sein als der Nutzen. Nein, bis wir nicht jede andere Möglichkeit erschöpften, darf Hinrichs nicht in Betracht gezogen werden. Es muss noch andere Möglichkeiten

geben. Wir beraten hin und her. Und als wir uns nachts um zwei Uhr trennen, wissen wir, dass wir Weiterarbeiten können.

Berlin. Sonntag, 24. Dezember 1944

Immer noch kein Weg zu Freisler. Immer noch kein Erbarmen an den Stellen, bei denen wir appellierten. Ein sorgenvoller Heiligabend. Heute predigte Doktor Tegel in der Dahierner Annenkirche. Heike nahm das Abendmahl. «Für die Märtyrer des Zwanzigsten», sagte sie, als sie nach Hause kam. Ob Doktor Tegel es verstanden hat?

Berlin. Sonntag, 31. Dezember 1944

Auf den 8. und 9. Januar ist der Prozess gegen «Moltke und Genossen» vor dem Volksgericht festgesetzt. Freisler muss erst seine Weihnachtsferien absolvieren. Und mit Genuss seinen Neujahrsrausch ausschlafen. Wenn doch ein Wunder geschähe! Aber es geschehen keine Wunder in unserer wundergläubigen Zeit. Wir müssen hoffen, arbeiten und beten. Vielleicht beten wir zu wenig. Vielleicht hoffen wir zu wenig. Irgendeine Glaubensgemeinschaft behauptet, dass alle Dinge gelängen, wenn man sie nur mit der rechten Zuversicht anpackte. Fehlt es uns an Zuversicht? Wahrscheinlich ist die Angst zu gross. Die brennende Sorge um dieses kostbare Leben. Heute haben sie um Mitternacht zum erstenmal nicht das Lied an die Freude im Radio gespielt. Als das neue Jahr beginnt, treten Andrik und ich auf den Balkon und schauen hinaus in die Nacht. Es sind viele Sterne über uns. Die Stadt liegt dunkel mit tausend verhängten Fenstern. «Dass er leben darf – dass wir leben dürfen», sagt Andrik leise. Und küsst mich und sieht unendlich traurig aus.

Berlin. Dienstag, 2. Januar 1945

Wir sind tief ins Nazilager vorgedrungen. Andrik hat einem prominenten SS-Spion den Moltkefall erzählt. «Verstehen Sie», sagt er, «es muss sich hier um einen Irrtum handeln.

Moltke ist kein Politiker. Er ist ein Träumer. Ein echter Deutscher. Goerdeler war sein Gegner und niemals sein Freund. Nur unselige Missverständnisse können ihn in die Sache verwickelt haben.» Der «Prominente» erweist sich als wohlwollend. Und Andrik muss viel Whisky mit ihm trinken. Eigentlich wäre es schöner, wenn man in solchen Augenblicken keinen Whisky trinken müsste.

Berlin. Donnerstag, 4. Januar 1945

Den ganzen Tag bin ich unterwegs gewesen. Es gäbe da einen Doktor Lenz, hat Hinrichs behauptet, der einmal Assistent von Freisler und dessen persönlicher Vertrauter gewesen sei. Der Mann sei kein Nazi. Ich solle versuchen, ihn aufzuspüren. Schwer ist das Aufspüren, wenn die Häuser zerbombt, die Dienststellen verlegt und die Telephonanschlüsse unterbrochen sind. Von Zehlendorf schickt man mich nach Stadtmitte. Von Stadtmitte zum Fehrbelliner Platz. Am Fehrbelliner Platz zuckt man die Achseln und nennt mir eine Adresse in Babelsberg. Die Babelsberger senden mich nach Potsdam. Die Potsdamer zurück ins Zentrum. «Doktor Lenz?» empfängt man mich dort. «Doktor Lenz arbeitet schon lange nicht mehr bei uns.» – «Ja, aber wo arbeitet er denn?» Der Dienststellenleiter schlägt die Augen nieder. «Er ist verreist», murmelt er. «Auf unbestimmte Zeit.» Nun weiss ich Bescheid. Also auch verhaftet. Unbestimmte Reisen haben im Naziregime fast immer das Untersuchungsgefängnis zum Ziel. Jetzt bleibt uns nur noch Hans Hinrichs. Wohl oder übel. Er muss das Risiko auf sich nehmen.

Geknickt kehre ich nach Hause zurück. Dort erwartet mich Ursel Reuber. Sie bringt Nachricht von ihrem Gestapoverbindungsmann. Dass die Mischehenaktion vorläufig zurückgestellt sei und man von dieser Seite im Augenblick nichts Böses zu erwarten habe. Wenigstens ein Trost!

«Nur mit mir sieht es trübe aus», seufzt Ursel und legt ihr gutes Gesicht in kummervolle Falten. «Sie haben mich gehascht. Ab Montag muss ich Strassen kehren.» – «Wie?» – «Ja, oder Steine

klopfen. Oder Autobusse scheuern. Ich glaube, man darf auch Soldatenhosen flicken.» – «Aber du hast doch eine Stellung.» – «Geht. Bis vorgestern. Da hat man mich rausgeschmissen. Weil Mischlinge für die gehobenen Leistungen eines Tippmädchens nicht mehr tragbar sind. Man liess mir die Wahl. Da entschied ich mich für den Besen.» – «Und was meint Doktor Tegel?» – «Er kann auch nicht helfen. Die Verordnung geht übers ganze Reich. Ausserdem ...» Sie blickt nachdenklich vor sich hin. «Vielleicht ist es nicht das Schlimmste, Strassen zu kehren. Sein Schicksal nicht zu erfüllen, ist schlimm. Nicht hinter sich selbst zu stehen, ist schlimm. Siehst du, ich möchte mein Schicksal erfüllen. Auch wenn es Besen und Strassenstaub heisst.» Gerührt schliesse ich sie in die Arme. «Du bist doch unsere Beste. Und wenn du trotzdem ein Attest brauchst... nur mal so zwischendurch ... für ein paar Tage Ferien ...» Ursel lächelt. «Ferien sind gut. Aber man darf nicht gleich mit Ferien beginnen. «

Berlin. Freitag, 5. Januar 1945

Dreimal haben wir heute mit Hinrichs telephoniert. Haben ihn angefleht, zu kommen und Freisler zu bearbeiten. Ausgerechnet gestern wurde für eine Woche Dienstreisesperre verhängt. Es ist, als hätte sich alles gegen uns verschworen. Hinrichs wird tun, was möglich ist. Doch vor dem Achten kann er kaum hier sein. Und am Achten, morgens um acht...

Berlin. Samstag, 6. Januar 1945

Am Neunten, morgens um acht! Der Prozess ist um einen Tag verschoben. Vierundzwanzig Stunden Frist. Wenn nicht Alarme dazwischenkommen und die Züge sich endlos verspäten, müsste Hinrichs es schaffen.

Noch in der Nacht kommt Freya Moltke. Lange sitzen wir beieinander. Sprechen über Fernes und Nahes. Über Vergängliches und Unvergängliches. Die Sirene heult. Gemeinsam ziehen wir in den Keller. Gemeinsam steigen wir wieder empor. Unsere Gedanken sind weit entfernt von Krieg und Alarm.

«Man muss den Funken über die Zeit tragen», sagt Freya Moltke. «Wenn man den Funken trägt, bekommt alles einen Sinn. Das Leben und das Sterben. Ja, auch das Sterben. Ich habe oft darüber nachgedacht. Vielleicht liegt darin das Wunder der Sintfluterzählung und das Geheimnis der Weisen aus dem Morgenland.» – Andrik nickt. «Dass sie die Arche über die Flut retten und das Gold durch die Wüste tragen. Die Weisen der Alten Kultur zu dem Kinde Neue Kultur. Gold, Weihrauch und Myrrhen. Die köstlichsten Schätze Ihres Volkes.» – Ernst blickt Freya ihm ins Gesicht. «Ja, die köstlichsten. Den Zauber der Gotik und den Reichtum Hölderlins. Bach und Mozart, Dürer und Goethe. Es ist eine Gnade, den Funken tragen zu dürfen. Es ist eine heilige Pflicht. Wir wollen uns verpflichtet fühlen. Einmal – am Ende der Wüste – wartet auch auf uns – das Kind!» Sie schweigt. Ihre klaren Augen stehen wie Sterne in ihrem Gesicht.

Berlin. Dienstag, 9. Januar 1945

Heike und ich sind zeitig aufgestanden. Um acht Uhr beginnt die Verhandlung im Volksgericht. Um sieben Uhr hält man die letzte Frühmesse ab. «Wir sollten morgen zur Kirche gehen», meinte Heike gestern. «Sie sind fast alle gläubige Christen, die vom Zwanzigsten. Auch Moltke ist ein gläubiger Christ.» So haben wir die Messe gehört. Und auf den Zehnten, morgens um sieben, eine Seelenmesse bestellt. «Für fünfzehn Seelen, die in dieser Zeit ohne Tröstung des Sakramentes von der Erde hinwegmussten.» Der Kaplan sieht uns an. «Fünfzehn Seelen», murmelt er. Wir fühlen, dass er die Richtigen meint. Mittags kommt Hinrichs. Verhetzt, erschöpft und niedergeschlagen. Freisler hat ihn nicht empfangen. Hat sich verleugnen lassen und Arbeitsüberhäufung vorgeschützt. Nun können wir nur noch auf den «Segen» vertrauen.

Am frühen Abend wird Graf Helmuth von Moltke mit dem Polizeiauto in die Strafanstalt Tegel zurückgebracht. Es steht schlecht um seine Sache. Der Herr Volksgerichtspräsident haben einen ungnädigen Tag. Schon die am Rande liegenden Fälle werden als

todeswürdig betrachtet. Den wichtigsten hat er sich für morgen aufgespart. «Versuchen Sie, bei der Verhandlung zugegen zu sein», bittet Freya von Moltke. Ich versuche es. Ich setze alle Hebel dafür in Bewegung. Presseausweis, Pressekarte. Die höchsten Instanzen in der Pressestelle der Reichsregierung. Ich biedere mich an, werde beschämend vertraulich. «Geheime Reichssache», entgegnet man mir. Nur fünfzehn bis zwanzig zuverlässige Parteigenossen. «Im Übrigen» – man erstarrt zu Eis –, «was führt ausgerechnet Sie dazu ...?» Da kann ich nur noch schweigen. Und irgendeinen Unsinn stottern.

Es steht schlecht um den Grafen Moltke. Aber als er vom Volksgerichtshof zurückkehrt in seine Zelle, setzt er sich hin und schreibt. Sechs Seiten, sieben Seiten, acht Seiten. Wort für Wort den Verlauf der Verhandlung. Doktor Tegel schmuggelt den Brief heraus. Freya Moltke tippt ihn ab. Mit vielen Durchschlägen. Und in der gleichen Nacht bäckt jede Frau oder Braut der auf den Tod Verklagten einen kleinen Kuchen. Der Brief steckt in den Kuchen. Der Brief und alles, was darinsteht. Am Zehnten früh trägt Doktor Tegel die Kuchen in die Gefängniszellen. Zu acht Männern, die an diesem Tag ihr Urteil erwarten. Nun wissen sie, was sie sagen dürfen. Nun wissen sie, was die anderen gesagt haben.

Berlin. Mittwoch, 10. Januar 1945

Der Morgen ist fahl und feucht. Auf den Strassen zeigt sich kein Mensch. Stumm legen Heike und ich den Weg zur Kirche zurück. Nur einmal bricht sie das Schweigen. «Glaubst du, dass es Frevel ist, eine Seelenmesse zu bestellen, wenn man nicht dem gleichen Bekenntnis angehört?» Ich schüttele den Kopf. «Nicht in diesem Fall. Und ganz gewiss nicht, wenn man voll Ehrfurcht und guten Willens ist.» Die Kapelle verschwimmt im Dämmerlicht weniger Kerzen. Nur vom Hochaltar leuchtet die Ewige Lampe wie ein tröstendes Auge. Es gibt nicht viele Beter in dieser Stunde. Moltke und Genossen – Haubach und Genossen. Nebelnd schwelt der Weih-

rauch. In den Händen des Priesters glänzt die Monstranz. «Dass er leben darf – dass wir leben dürfen», flüstere ich leise. Und fühle mich eingespannt in den weltweiten Kreis aller Leidenden. Derer, die dahingingen, und derer, die noch dahingehen werden. Witzleben und Schulenburg, Reichwein und Yorck. Die den Funken durch die Wüste trugen und das Gold übers Meer.

«In Ewigkeit. Amen», betet der Priester. Die Kirche leert sich. Ein alter Mann löscht behutsam die Kerzen aus. Nur vom Hochaltar leuchtet die Ewige Lampe wie ein tröstendes Auge. «Wir müssen gehen», flüstert Heike und zupft mich am Mantel. Die Uhr zeigt acht. In dieser Minute beginnt im Volksgericht die Verhandlung gegen Graf Helmuth von Moltke.

Sie beginnt in Ungnade und schliesst in Ungnade. Noch ehe es Abend wird, ist gegen drei von den Angeklagten das Todesurteil beantragt. Sie heissen Moltke, Delp und Sperr. Sie trugen den Funken und – glaubten an den Funken. Sie gehören zu den Besten, die Deutschland der Welt zu schenken hatte. Drei ihrer Schicksalsgenossen werden zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt. Reisert zu fünf Jahren, Gerstenmayer zu sieben Jahren, Fugger zu drei Jahren. Haubach, Stelzer und Gross hat man, als «nicht dazugehörig», vom «Fall Moltke» abgetrennt. Freya teilt es uns mit. Ihre Stimme klingt klar und fest. «Jetzt müssen wir alles tun, das Gnadengesuch durchzubringen.»

Zwei Stunden später erfahre ich die Einzelheiten. Ein Pressekollege von der SS hat der Verhandlung beigewohnt. «Seltsamer Mensch, dieser Moltke», sagt er und fährt sich verwirrt über die Stirn. «Redet kein Wort und sieht ihn nur an. Sieht ihn an, den Freisler, mit seinen riesigen dunklen Augen. Wissen Sie, wie mir das vorkam? Wie Christus vor Pilatus kam mir das vor. Nur als man die anderen beschuldigte, den Gerstenmayer und den Reisert, da hat er sich ins Zeug gelegt. Hat sie tatsächlich rausgepaukt aus der Bredouille. Sonderbarer Kauz!» Er runzelt die Stirn. Sogar dem Freisler ist es an die Nieren gegangen. «Herr Graf», hat er gesagt, als alles zu Ende war, «Herr Graf, es gibt nur ein Gemeinsames zwischen Christentum und Nationalsozialismus. Sie fordern beide den ganzen Menschen.»

Den ganzen Menschen. Den Menschen Moltke, den Menschen Delp und den Menschen Sperr. Vielleicht ist es doch nicht das Wichtigste, leben zu dürfen. Vielleicht ist es tausendmal wichtiger, sterben zu dürfen. Sterben zu dürfen für einen ehrlichen Glauben. Und nur, weil wir kurzsichtig sind, geschieht es, dass wir manchmal um etwas sehr Falsches bitten.

Als Andrik und ich am Abend allein sind, wird uns todestraunig zumute. Die grosse Spannung ist vorbei. Moltke und Genossen. Haubach und Genossen. Morgen Nachmittag um vier soll das Urteil verkündet werden.

Berlin. Donnerstag, 11. Januar 1945

Der Alltag fordert sein Recht. Wenn man auch noch so sehr wünscht, auf das eine gesammelt zu bleiben. In unserer Wohnung schwirrt es wieder mal wie in einem Bienenhaus. Ein Freund von Andrik erscheint. Bestürzt, verängstigt und ratlos. «Ich brauche einen Vater für mein Kind», sagt er. «Einen arischen Vater. Meine Freundin ... seit zehn Jahren leben wir zusammen ... nie ist etwas passiert... und ausgerechnet jetzt! Begreift doch, das Mädel ist Arierin. Wenn ich als Jude, und sei es auch als privilegierter ...» Wir begreifen! Es ist kaum möglich, hier etwas misszuverstehen! Arierparagraf! Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. – «Ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten», heisst es in Paragraph zwei. «Rassenschande» wird mit Zuchthaus bestraft. Oder mit Schlimmerem noch. Wenn Andrik nicht zum Standesamt geht ... «Ich mach' die Sache», seufzt der ergeben. Und übt sich gefasst in der überraschenden Rolle seiner Vaterschaft. Kurz darauf ruft Ursel Reuber an. «SOS für Schokoladenkeks», orakelt sie. «Schnellstens, allerschnellstens Bescheid sagen.» Das bedeutet, ins Allgemeinverständliche übersetzt: Die Mischehen sind in Gefahr. Schleunige Benachrichtigung aller Beteiligten. Heike begibt sich auf Botengang. Kaum ist sie gegangen, kommt die Nachricht, dass Frank von einem Kollegen verpöffelt worden ist. Für einen schlichten Wochentag reicht es wieder mal.

Wenn er sich jetzt nicht dreifach vorsieht! Die Katastrophe wäre nicht auszudenken.

Abends um 9 Uhr
Für Moltke gibt es keine Hoffnung mehr. Sie haben das Urteil verkündet. Tod durch den Strang. In zwei – höchstens drei Wochen ist die Gnadenfrist abgelaufen.

Berlin. Montag, 15. Januar 1945

Jetzt kann nur noch Himmler uns retten. Von morgens bis abends stellen wir jedem die gleiche Frage: «Kennen Sie Himmler? Wissen Sie einen Weg zum Reichsführer SS?» Man schüttelt den Kopf. Man zuckt die Achseln. Ja, wenn es um den eigenen Vorteil ginge! Aber um eines fremden Lebens willen! Erbarmen als Selbstzweck steht niedrig im Kurs. Freya Moltke schreibt einen Brief. An den Minister des Innern und Reichsführer SS Heinrich Himmler. Ein Stein würde sich rühren lassen durch diesen Brief. Er bittet nicht, er jammert nicht. Er leuchtet von Adel und Würde. Wenn Himmler ihn zu Gesicht bekäme ...

«Kennen Sie Himmler? Wissen Sie einen Weg zum Reichsführer SS?» Wir fragen und suchen. Wir suchen und fragen. Jede Stunde ist kostbar. Zwei Wochen – höchstens drei. Schon fehlen vier Tage an der spärlichen Frist. «Kennen Sie Himmler? Wissen Sie einen Weg zum Reichsführer SS?» Ich stehe vor meinem Verleger. Forschend schaut er mir ins Gesicht. «Ich weiss einen Weg», sagt er langsam. Mir ist, als ginge die Sonne auf. – «Wirklich ... Sie wissen?» Dieser Mann ist wunderbar. Wie ein König spannt er seine Fäden. Wie ein Mensch nutzt er sie aus. Die Fäden nach oben zur Hilfe nach unten. Auch Bonzen sind ihm nur Mittel zum Zweck. «Es ist nicht meine Beziehung. Immerhin. Der Mann hat etwas zu sagen. Adjutant vom Reichsführer. Besser der Kammerdiener als der Bonze persönlich. Nur Kammerdiener wissen, wann die Majestäten in Laune sind.» – «Und Sie wollen wirklich?» Dankbar sehe ich ihn an. Er lächelt. «Wozu bin ich sonst in die Partei eingetreten?

Geben Sie mir den Brief. Solange ich genügend Kognak habe, sind Himmlers Adjutanten mit Vergnügen meine Gäste.»

Berlin. Freitag, 19. Januar 1945

Hat sich denn alles gegen uns verschworen? Himmlers rechte Hand ist zur Zeit nicht salonfähig. Ein Unfall fesselt ihn ans Bett. Seit mehr als vierzehn Tagen schon. Im Trubel der Silvesterfeier sei er mit dem Fuss auf einen Heizofen getreten. Versengte Sohle. Brandblasen. Eine Wunde, die eitert und nicht mehr heilen will. Soll Freya Moltkes Gnadengesuch tatsächlich von einer im Rausch verbrannten Fusssohle abhängen? Inzwischen ist auch Haubach zum Tode verurteilt. Manchmal möchte man verzweifeln über den Unsinn der Welt.

In einer Atempause zwischen zwei Besenstrichen kommt Ursel Reuber. Am 15. Januar hat man sie abholen wollen, die jüdischen Partner aus privilegierten Ehen. Ins Judenlager von Theresienstadt. Lastwagen standen bereit. Benzin war zur Verfügung. Immer steht Benzin zur Verfügung, wenn es um jüdische Belange geht. Dann hätte das Auswärtige Amt sich eingemischt. Auf Druck der Alliierten, wie man munkelt. Für jedes Judenleben zehn Leben deutscher Kriegsgefangener. So wurde wieder mal «abgeblasen». Und Heike begibt sich auf «Botengang».

Berlin. Sonntag, 21. Januar 1945

Wir beten um die Gesundheit des Himmler-Adjutanten. Fragen uns hundertmal dasselbe. Ob es ihm besser gehe. Ob seine Wunde geheilt sei. Ob er schon humpeln könne. Und ob Kognak nicht das wirksamste Heilmittel sei. Täglich telefoniere ich mit meinem Verleger. Keine Fieberkurve ist jemals mit grösserer Leidenschaft verfolgt worden.

Vor zwei Tagen hat man den Volkssturm antreten lassen. Die ersten Bataillone sollen bereits ausgerückt sein. In Ziviljacken und Wickelgamaschen. Manche von ihnen hätten noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Schon spricht man im Volk von achtzig Pro-

zent Verlusten, von neunzig Prozent Verlusten. Man setze sie bloss ein, um Lücken zu stopfen. Leichenwälle gegen alliierte Panzer. Wenn sie nur hielten, bis der Nachschub käme. Einen Tag, eine Stunde. Gleichgültig, wie lange. Man füllt die Breschen mit zeretztem Fleisch. Und wieder fragen wir uns: was wiegt dagegen ein Einzelleben? Viel – zentnerviel, wenn es so kostbar ist.

Berlin. Montag, 22. Januar 1945

Im Osten rollt die russische Offensive. Ab sofort sind alle Lebensmitteltransporte nach Berlin gesperrt. Die Gaszufuhr wird eingestellt. Der D-Zug-Verkehr hört auf. Wir rennen mit der Geschichte um die Wette. Zeit, Zeit, Zeit! Nur vier Wochen müsste man gewinnen. Schon rasen die Ereignisse mit Riesenschritten der Katastrophe entgegen. Zeit, Zeit, Zeit! Und ein heiler Fuss für den Himmler-Adjutanten. Aus Schlesien kommen die ersten Flüchtlingszüge. Auf dem Schlesischen Bahnhof ist eine offene Lore mit erfrorenen Kindern eingetroffen. Sechsendneunzig Stunden standen sie in der Kälte. Eingepfercht wie Heringe in einer Tonne. Wind blies sie an. Schnee deckte sie zu. Sie froren und weinten. Sie standen und starben. Eingepfercht in eine hölzerne Güterlore. Moltke und Genossen. Haubach und Genossen. Wer weiss überhaupt noch, was Sinn oder Unsinn ist?

Berlin. Dienstag, 23. Januar 1945

Unablässig fahren die Flüchtlingszüge. Schwer, langsam und übervoll. «Angesichts der Frontlage haben einige Kreise rechts der Oder den Auflockerungsbefehl erhalten, demzufolge Frauen, Mädchen und Kinder aus diesem Gebiet zurückgeführt werden. Die Auflockerung ist nunmehr auch auf die gesamte Gauhauptstadt ausgedehnt worden. Es wird jedoch jungen Mädchen und Frauen mit grösseren Kindern nahegelegt, nunmehr zu Fuss die Stadt in südlicher und westlicher Richtung zu verlassen, um stundenlanges nutzloses Warten auf den Bahnhöfen zu vermeiden», heisst es in

den schlesischen Zeitungen. Zu Fuss in südlicher und westlicher Richtung. Das Barometer zeigt acht Grad Kälte. It's a long way to Tipperary! It's a long way to go.

Aber der Himmler-Adjutant ist gesund geworden. Übermorgen Mittag um zwei wird er bei meinem Verleger frühstücken. Und bei Kognak und Bohnenkaffee Freya Moltkes Brief lesen. Damit er ihn an Himmler weitergibt.

Berlin. Donnerstag, 25. Januar 1945

Andrik ist zum Volkssturm einberufen. Noch in derselben Stunde packt er Zahnbürste und Rasierzeug zusammen. Vorläufig soll er aus der Wohnung verschwinden. Ich schreibe der zuständigen Dienststelle einen höflichen Brief, dass Andrik Krassnow zur Zeit verreist und postalisch nicht erreichbar sei. Aufschub ist alles!

Um zwei Uhr mittags frühstücken sie in Dahlem. Mit Kognak und Bohnenkaffee.

Und morgen sollen sämtliche hier lebenden Russen mit Sowjetpass verhaftet werden. Wieder eine Tauchwelle. Uns stehen die Haare zu Berge. Wie soll man es noch schaffen?

Die letzten Omnibusse sind eingezogen. Strassenbahnen verkehren in Zukunft nur noch bis zehn Uhr abends in endlosen Abständen. Das Fahrrad wird Trumpf. In der Stadt spricht man von Stromsperrzeiten und totaler Einstellung des Verkehrs.

Aber der Himmler-Adjutant hat den Brief gelesen und versprochen, ihn weiterzuleiten. Noch spätabends telefoniere ich mit Doktor Tegel. «Wir haben es geschafft. Morgen wird Freyas Brief bei Himmler sein. Das Gnadengesuch – und die Gnade.» Warum ist Doktor Tegel so merkwürdig? Warum freut er sich nicht? Warum antwortet er kaum?

Berlin. Freitag, 26. Januar 1945

Gestern Mittag haben sie den Grafen Moltke zur Hinrichtung geholt. Zur selben Stunde, in der Himmlers Adjutant das Gnadengesuch las. Um vier Uhr war er tot. Alles geschah überraschend und

plötzlich. Am Vormittag verliess Doktor Tegel seine Zelle. «Also dann, bis morgen!» sagte er. Kurz darauf führte man sie weg: Helmut von Moltke und etliche andere. «Zur Verhandlung in Plötzen-see», hiess es lakonisch. Im Schuppen von Plötzensee stehen die Galgen Adolf Hitlers. Weil Himmlers Adjutant in einen Heizofen getreten ist. Weil der Justizminister Thierack gestern vom Urlaub zurückkam und den Befehl gab, alle «unerledigten Angelegenheiten» sofort aufzuarbeiten. Weil die Russen noch nicht in Berlin und die Engländer noch nicht in Potsdam sind. Weil ... weil ... Warum zerbrechen wir uns den Kopf? Die Welt stürzt ein, und wir vermögen ihren Zusammenbruch nicht aufzuhalten.

Berlin. Mittwoch, 31. Januar 1945

Ganz Berlin ist aus den Fugen geraten. Die Russen sollen Strausberg erreicht haben. Höchste Alarmstufe für den Volkssturm. In Scharen verschwinden die Männer von der Bildfläche. Ich treffe mich mit Andrik an einer abgelegenen Strassenecke. Er sieht nervös und niedergeschlagen aus. «Man sucht dich», sage ich beklommen. «Ein Mann war bei uns. Ein Bote vom Volkssturm. In einer Stunde abmarschbereit, steht auf der Order.» – Andrik kneift die Lippen zusammen. «Und was hast du geantwortet?» – «Dass du auf Reisen seiest. Dass ich deine Anschrift nicht wisse. Dass du ein Nierenleiden hast und ohnehin nicht in Frage kommst.» Bedrückt mustern wir die Trupps vorüberhastender Soldaten. «Lange kann das nicht so weitergehen», seufzt Andrik.

Am Abend kehrt er nach Hause zurück. Ein nierenkranker Mann, der dringend das Bett hüten muss, bis er am Freitag, dem 9. Februar, vor dem diensthabenden Arzt vom «Schanzeinsatz Spitzhacke» seine Volkssturmuntauglichkeit beweisen wird.

In allen Stadtteilen wimmelt es von Flüchtlingen. Sie schimpfen laut oder leise auf die verfluchten Zeiten. Keiner nimmt ein Blatt vor den Mund. Wer alles verloren hat, verliert auch die Angst. Und findet es gleichgültig, ob er hier oder dort zugrunde geht. Die Polizei stellt sich taub. Vierundzwanzig Stunden lang darf jeder Volks-

genosse seine Not, seine Verzweiflung und Todesangst ungehindert austoben. Dann ist Goebbels wieder Herr der Lage.

Berlin. Freitag, z. Februar 1945

Die Panik war verfrüht. Über Nacht hat sich alles beruhigt. Noch sammelt sich die Front an der Oder. Und statt ein Auge zuzudrücken, nimmt die Polizei neue Verhaftungen vor. Wenn nicht bald etwas geschieht, werden sie auch Hinrichs noch fassen. Heute ist er gekommen, um Abschied zu nehmen. Die Nachrichten, die er bringt, klingen wenig erfreulich. Roesch, der Jesuitenprovinzial aus München, verhaftet. Die Hinrichtung von Delp zurückgestellt. Jedermann weiss, was solche Zurückstellung bedeutet. Folter bedeutet sie und Martyrium. Prügelstrafe tagaus, tagein, bis das befohlene Geständnis aus dem gepeinigten Leib herausgepresst ist. Roesch gehört zum Moltkekreis. Gemeinsam mit Hinrichs hat er den Kreisauer Sitzungen beigewohnt. Und wer an den Kreisauer Sitzungen teilnahm! ...

Hinrichs packt seine Koffer. «Wenn ich Glück habe, komme ich noch nach Hamburg durch», meint er und lächelt ein bisschen hoffnungslos. Hamburg liegt weit vom Schuss. Ehe sie ihn von dort zurückholen, dürfte die Schlinge um Berlin schon zugezogen sein. Wieder mal rennt ein Menschenleben mit der Zeit um die Wette. Zwanzig Kilometer vor Stettin, zwanzig Kilometer vor Frankfurt (Oder), lauten die letzten amtlichen Meldungen. «Kommt schneller, kommt schneller!» flehen wir im geheimen.

Bis zur nächsten S-Bahn geben wir unserem Freund aus zwölf Kampffahren das Geleit. Er steigt in den überfüllten Zug. Noch zweimal winkt er zurück. Dann stehen wir allein auf dem Perron. «Wieder einer weniger», sagt Andrik und schaut melancholisch auf die in der Ferne verschwimmenden Schlusslichter. Trübselig machen wir uns auf den Heimweg. Am Lauenburger Platz kommt uns Fabian entgegen. Fabian Trooth, Freund und Studienkamerad von Heike. Schauspieler, Dichter, Dressurreiter, passionierter Raucher,

passionierter Lebenskünstler, und alles in allem fünfundzwanzig Jahre alt. Er strahlt uns an, als hätte er soeben das grosse Los gezogen. «Wissen Sie das Neueste?» fragt er lachend. «Man hat mich rausgeschmissen. Knall und Fall aus meiner Bude gesetzt. Von Staats wegen, sozusagen. Weil ich einen ehemaligen KZ-Mann auf meinem Sofa hab' übernachten lassen. Das passe sich nicht für einen anständigen Deutschen, hat man mir erklärt. Gut, bin ich eben keiner, dachte ich und schnürte mein Bündel.» – «Ja, und was nun?» erkundige ich mich sorgenvoll. Er macht eine grossartige Handbewegung. «Den Rest hat Heike übernommen. Untermieter Nr. elf im Junggesellenparadies. Zweite Tür rechts vom Eingang. Falls Sie mich gelegentlich besuchen wollen!» Ein Handkuss, ein Kratzfuss, und Fabian Trooth verschwindet um die Ecke. Trotz aller Kümmeris muss ich lachen. «Wenn der nicht zur Clique passt!»

Spät am Abend trinken wir den ersten Schnaps miteinander. Auf Hitlers Untergang und auf eine gute Nachbarschaft. Es ist also doch keiner «weniger» geworden.

Berlin. Samstag, 3. Februar 1945

Schwerer Tagesangriff auf Berlin. Die Stadt ist fürchterlich zugerichtet. Durch Rauch, Russ und Schmodder kämpfe ich mich zum Verlagshause durch. Es regnet in Strömen. Die Nässe schlägt den Qualm zu Boden, der als zäher Brei an den Fusssohlen festklebt. Mühselig ist das Wandern. Mühselig und trostlos. «Du», ruft ein Vorübergehender seinem Nachbar zu, «das Volksgericht brennt. Der Freisler soll drunterliegen!» Einen Augenblick schwanke ich zwischen Schrecken und Freude. Freisler? Der Mann, der alle zum Tode verurteilt? Einen Monat starb er zu spät. Und um wie viele Wochen zu früh, für Rechenschaft und Vergeltung! Wahrhaftig! Dieses Henkers Tod kam uns nicht gelegen. In der Redaktion liegen die Wände auf den Schreibtischen, die Fenster auf dem Fussboden. Und mit der Morgenpost ist die Nachricht eingetroffen, dass wir am 15. März endgültig zumachen müssen. Was danach kommt,

heisst nur noch Abwicklung. Abwicklung, die man nach Gummi-
bandmanier so lange wie möglich ausdehnen muss. Wegen UK-
Stellung der Männer. Wegen Einziehung der Frauen vom Zwangs-
einsatz zu Schanzarbeit, Rüstungsfabrik oder Wehrmachtshilfe.
«Es lohnt kaum mehr das Aufräumen», schilt Hollner. Aber er hält
schon den Hammer in der Hand. Und zwei Minuten später klopft
es im ganzen Haus, als sässe man in einer Schmiedewerkstatt.

Ich mache, dass ich wegkomme. Frank bereitet mir Sorge. Im Bay-
rischen Viertel soll es mächtig eingeschlagen haben. Auch der U-
Bahnhof Bayrischer Platz ist getroffen. Mehr als hundert Tote lie-
gen unter den Trümmern. Als ich an der Schadensstelle vorbeie-
gehe, halte ich befremdet inne. Was für ein sonderbarer Volksauf-
lauf? Männer, Frauen, Kinder, dicht aneinandergedrängt. Sie sen-
ken die Köpfe und schweigen. Sie schweigen lange. Sie rühren sich
nicht vom Fleck. Ernst, stumm und feierlich warten sie darauf, dass
man ihre Toten ausgräbt. Ihre Schwestern, ihre Brüder oder Mütter.
Aus dem zehn Meter tiefen Krater, den heute Morgen um elf eine
Luftmine in den U-Bahn-Schacht gerissen hat. Mir stockt der
Atem. Ob etwa auch Frank? ... Ich eile weiter. Dem Himmel sei
Dank! Seine Wohnung steht. Aber er selbst ist nicht zu Hause. Wo
mag er stecken? Fünfmal laufe ich bis zum Abend zur nächsten
Fernsprechkabine. Gas, Wasser, Licht und Telephon sind in unserem
Viertel wieder mal für Tage zum Teufel. Nur die Postanschlüsse
funktionieren. Vor jedem roten Fernsprekhäuschen steht eine
Menschenmauer. Noch immer rinnt der Regen. Ich warte, bis an
mich die Reihe kommt, den Groschen in den Schlitz zu werfen.
«Frank! Hallo, Frank! Bist du es wirklich? ... Ja, aber wo warst du
denn?...» →Im Luftschutzkeller. Mit drei Stockwerken Trümmern
über dem Kopf. Erst vor einer Stunde haben sie uns ausgegraben.»
– «Und ... und du ... lebst ... noch?» stammle ich. – «Wie du hörst!»
Frank lacht. Dass er überhaupt noch lachen kann! – «Lieber, Gu-
ter!» Mehr will mir nicht einfallen. Alle Teilnahme möchte ich in
die zwei Worte legen, alle Freundschaft und alle Fürsorge. Aber

Frank ist nicht für Sentimentalitäten. Und noch weniger für ausführliche Telefongespräche. So muss ich mein Mitgefühl, meine Neugier und meine Freude bis morgen auf Eis legen.

Berlin. Sonntag, 4. Februar 1945

Neun Stunden hat Frank im Keller gehockt. Zusammen mit sechsundzwanzig Frauen, die vor Angst schrien, die haltlos in sich hineinweinten, die vor Schreck erstarrt waren oder verzweifelt Gebete lallten. Zehn Sekunden, eh die Bomben auf das Bayrische Viertel niederstürzten, sprang er in ein fremdes Haus. Der Luftdruck des ersten Einschlags stieß ihn die Kellertreppe hinunter. Der nächste Einschlag traf. Bis zum Erdgeschoss riss er das Haus auseinander. Aber die Kellerdecke hielt. Neun Stunden trug sie die Last der drei Stockwerk hohen Trümmer, bis aus dem Brandmauerdurchbruch die Rettung kam.

Frank ist am Leben geblieben! Grund genug, dieses Wunder gebührend zu feiern. In Heikes Zimmer versammeln sich Andrik, Dagmar, Ursel, Wald, Fabian, Flamm, Frank, Heike und ich. Irgend jemand hat eine Flasche Rotwein «organisiert». Mit dem Messbecher wird ihr kostbarer Inhalt in neun mathematisch gleiche Teile geteilt. Es reicht für jeden gerade zum Anstossen. Als wir eben dabei sind, unser bescheidenes Trinkopfer zu zelebrieren, klopft es an die Tür. Fabian wird verlangt. Von einem Mann namens Eckardt. «Jesses, der Eckardt!» schreit er begeistert und zieht den Fremden auch schon ins Zimmer. Es ist ein blonder Mensch von etwa vierzig Jahren, mit scharfen blauen Augen und einem Gesicht, wie man es bei Boxern zu sehen gewohnt ist. Treuherzig blickt er uns alle der Reihe nach an und nickt dann zufrieden mit dem Kopf. «Na, hier bin ich richtig. Ich glaube, mit euch kann man deutsch reden.» Er rückt sich einen Sessel zurecht und lässt sich behaglich darin nieder. Nach wenigen Minuten sind wir mitten im Erzählen. Dass er Sozialdemokrat sei und schon als Kind jedes Jahr am Grabe der Achtundvierziger Kämpfer eine Jungenkundgebung veranstaltet habe, dass er allen Nazis persönlich die Zähne einschlagen möchte

und keinen Tag vorübergehen lasse, ohne ihnen gründlich eins auszuwischen – das alles und noch mehr erzählt uns Kurt Eckardt. Den wir vor einer halben Stunde kennengelernt haben und von dem wir nach fünf Minuten wissen, dass er ein Mann der Tat und ein Revolutionär aus Veranlagung ist. Erst spät in der Nacht gehen wir auseinander. Auch dieser Mensch gehört zu uns.

Berlin. Donnerstag, 8. Februar 1945

«Was machen wir bloss mit dir?» sagt Frank und blickt sorgenvoll auf Andrik, der nun schon seit acht Tagen zu Hause herumliegt. Halb im Bett-half nicht im Bett, einer der tausend «Volkssturmkranke», die zur Zeit Berlin bevölkern. «Gut, Wald kann in seiner Nachdruckerei einen Volkssturmschein drucken. Flamm liefert den Stempel dazu. Doch was nützt dir das? Schliesslich bist du nicht untergetaucht. Sie suchen dich nicht – sie haben dich nur. Nämlich in ihren verfluchten Registrierungslisten.» Andrik antwortet nicht. Er starrt deprimiert zur Decke. «Krank werden», setzt Frank sein Selbstgespräch fort. «Schön und recht. Aber es muss was Ausgefallenes sein. Etwas, womit du uns erhalten bleibst. Und nicht bloss nutzlos in irgendeinem Lazarett verschimmelst.» Angestrengt brütet er vor sich hin. Wir schweigen fünf Minuten. Wir schweigen zehn Minuten. Dann hebt Frank den Kopf. «Hast du's?» – «Ich hab's! Wartet ein Weilchen, ich komme gleich wieder.» Er macht sein Fahrrad flott und verschwindet in Richtung Kufsteiner Strasse. Nach einer Stunde kehrt er zurück, bepackt mit Fläschchen, Nickelbüchsen, Instrumenten und Reagenzgläsern. Im Handumdrehen ist Andriks Schreibtisch in ein chemisches Laboratorium verwandelt. «Also du bist nierenkrank», doziert Frank im Professorenton. «Dass dein Herz nicht gut und dein Blutdruck zu hoch ist, hat man dir schon vor Wochen attestiert. Herz – Blutdruck – Niere. Die Kombination ist bedenklich. Höchst bedenklich für jeden Fachmann. Nierenschrumpfung. Verstehst du! Todeskandidat, gewissermassen. Wo so was in Aussicht steht, schickt man den

Mann nach Hause. Zur Kur ins Diätsanatorium. Auf keinen Fall aber in den Schanzeinsatz Spitzhacke.» Von Andriks Bett tönt ein erleichtertes Seufzen. Emsig hantiert Frank mit Gläsern und Fläschchen. Wie ein Magier wirtschaftet er zwischen seinen Mixturen. «So, hier hast du die Mischung.» Er reicht ihm ein Fläschchen. «Und wenn sie etwa von dir verlangen sollten, dass du an Ort und Stelle – ich meine, ohne den Umweg über das Fläschchen ... Dann sage, dass es dir leider im Augenblick physisch unmöglich sei. Dann trocken wir das Präparat und führen es dir ... Na ja! Das Weitere wird sich finden. Ich glaube, es dürfte kaum notwendig sein...»

Berlin. Freitag, 9. Februar 1945

Es ist nicht notwendig gewesen. Das EKG, von Franks Kollegen wohlwollend ausgedeutet, der ominöse Flascheninhalt, drei Pillen zur Erhöhung des Blutdrucks, – und der Volkssturmarzt hat Andrik Krassnow auf sechs Wochen krankgeschrieben. Sechs Wochen ab Aufnahmetag in einem Diätsanatorium. Bis er dort Platz findet, kann er ungestört mit uns Weiterarbeiten. Zeit, Zeit, Zeit! Vielleicht glückt es, dass sie noch vorher hier sind – die Russen, die Engländer oder die Amerikaner. Gestern begann im Westen die kanadische und englische Offensive. Fieberhaft rüsten an der Oder die Russen zum letzten Schlag. Roosevelt, Churchill und Stalin haben sich auf der Krim getroffen, um über Deutschlands Kapitulation zu beraten. Über Hitlers Untergang und über alles, was nachher kommen soll.

Es gibt nicht mehr viel Auswahl für einen Kuraufenthalt in Diätsanatorien. Wir lassen uns Zeit mit den Anfragen. Vielleicht? ... vielleicht!

Berlin. Montag, 19. Februar 1945

Täglich wandern wir in den Keller. Morgens nach dem Aufstehen und abends vor dem Schlafengehen. Die Amerikaner machen Mitteldeutschland sturmreif. Die Engländer sorgen dafür, dass wir auch nachts nicht zur Ruhe kommen. Am vergangenen Dienstag

haben sie Dresden schrecklich heimgesucht. Dreimal in vierundzwanzig Stunden luden sie Zentner um Zentner ihrer Bomben dort ab. Bis von der ganzen Stadt kaum ein Haus übrigblieb. Bis aller Glanz einer jahrhundertalten Kultur in Rauch und Flammen erloschen war. Tausende von Menschen fanden den Tod, liefen wie brennende Fackeln durch die Strassen, klebten fest im glühenden Asphalt, stürzten sich in die Fluten der Elbe. Schrien nach Kühlung. Schrien nach Gnade. – Sterben ist Gnade. Sterben ist gut, wenn man wie eine Fackel brennt. Dresden war eine herrliche Stadt. Und es fällt ein bisschen schwer, sich daran zu gewöhnen, dass auch Dresden nicht mehr besteht.

Fast ist es mir, als möchte ich weinen. Aber Andrik umarmt mich, lächelt und spricht: «Lass gut sein, Kleine. Abbilder sind vergänglich, heisst es bei Platon. Nur die Urbilder bleiben. Die ‚Idee der Kultur‘. Die ‚Idee‘ ist das Gold. Gold, Weihrauch und Myrrhen, von drei Alten durch die Wüste getragen. Was macht es da aus, wenn die ‚Erscheinung‘ vergeht!» Lange überlege ich. Hat er recht? Hat er unrecht? Und ich denke an Helmuth von Moltke, an Reichwein, Delp und Roesch, an Dresden, Weimar und an den Scheiterhaufen, den sie 1933 vor der Berliner Universität entzündeten, auf dem sie Deutschlands Geistesgut in weniger als neunzig Minuten verbrannten. Und ich begreife, dass er recht hat. Dass es nur Eines gilt in dieser Endphase gotischer Kultur: den Funken zu tragen durch Sintflut und Wüste, Gold, Weihrauch und Myrrhen. Die «Idee» unserer Schöpferkraft.

Und doch ist es nicht leicht, an die «Idee» zu denken, wenn man erfährt, dass Hitler beschlossen hat, selbst Berlin noch «mit Krallen und Zähnen» zu verteidigen. Sind Wehrmacht und Volkssturm nicht zuverlässig genug, muss die SS dafür mobilisiert werden. Vier Divisionen rücken heran. Hastig von allen Fronten zusammengezogen. Darunter die Gruppe Frundsberg, berüchtigt durch ihre Schlagkraft, ihre Grausamkeit und unbeirrbar Führertreue.

Berlin. Samstag, 3. März 1945

Andrik hat ein Sanatorium gefunden. In Braunsdorf, achtzig Kilometer von Berlin. Morgen wird er abreisen. Der Himmel weiss, wann er heimkehren darf!

Berlin. Donnerstag, 8. März 1945

Was nützt es, wenn sie Köln erobern, vor Bonn stehen und durch einen Husarenstreich den Rhein überschreiten! Irgendwie kommt alles zu spät. Die Rheinüberquerung, das Rüsten an der Oder, die täglichen Bombenangriffe und die steigende Unruhe der Nazibonzen. Wenn wir es wirklich geschafft haben, werden wir alle zu müde sein. Zu müde für die Tat, zu müde für den Aufbau, zu müde für das einzige, das wahr ist: die Darbringung von Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Heute war Karli Gennert bei mir. Der Sohn meiner Schulfreundin Freda. Das Menschenwürfelspiel Adolf Hitlers hat ihn nach Pommern verschlagen. Von dort kam er zu uns. Auf einen kurzfristigen Hitler-Jungen-Urlaub. «Mein Vater sitzt», sagt er. «Seit Weihnachten schon. Unschuldiger im Gestapogefängnis in der Lehrter Strasse. Nur weil er Goerdeler kennt und mein kleiner Bruder Goerdeler Patenkind ist. Sie heizen nicht in der Lehrter Strasse. Er erfriert ganz einfach, mein Vater.» Wie ein gramvoller Greis sieht uns der Junge an. «Das darf doch nicht sein. Wo er doch völlig unschuldig ist!»

Viele sind unschuldig. Viele erfrieren, verbrennen, werden gefoltert und sterben. O Gold! O Weihrauch! O Myrrhen!

Berlin. Freitag, 9. März 1945

Heike reist durch Berlin. Mit einer Decke über dem Arm, einem Lebensmittelpaket in der Hand. Weit ist der Weg bis zur Lehrter Strasse. Die Sirene dröhnt. Der Zugverkehr wird eingestellt. Deckung suchen. Umsteigen, über Schienen stolpern, Vorentwarnung. Am Schalterfenster der Lehrter Strasse drängen sich viele Menschen. «Graf Bergstein», sagt eine Dame und schiebt errötend den Korb mit dem Litersuppenkännchen aus Aluminium durch das halb aufgezoogene Schiebefenster. «Baron Drewitz», flüstert die

zweite. Sie weint, während sie ihr Paket dem Gestapobeamten hinaufreicht. Seit sechs Monaten, sagt sie, sitzt hier ihr Bruder. Vergessen von Adolf Hitler und vom Anklagerat des Volksgerichts. Sitzt hier und stirbt.

Die Elite der Gesellschaft gibt sich tagaus, tagein in der Lehrter Strasse ein Rendezvous. Heike reicht ihr Töpfchen hinauf. Ihre Decke und ihr Paket mit Zwiebäcken. «Für Herrn Doktor Gennert», stottert sie verlegen. Herr Dr. Gennert sitzt hinter Gittern und friert. Weil er ein Freund von Goerdeler ist und sein Kind in der Taufe Goerdelers Namen erhielt.

Berlin. Samstag, 10. März 1945

In Zehlendorf kehren die «Besenmädchen». Mischlinge von Geburt. Geprüfte durch Schicksal. Sie kehren die Strassen. Zehn Stunden am Tage. Manchmal auch elf. «Es ist nicht ganz einfach», sagt Ursel Reuber. «Weil die Besen so schwer sind. Und auch sonst... Man ist es doch nicht gewohnt.» Ein bisschen müde, ein bisschen niedergeschlagen sitzt sie in unserer Mitte. «Übrigens – was ich noch sagen wollte», ihre Stimme hebt sich ein wenig, «ich habe Einquartierung bekommen. Eva Gerichtet. Mischling – wie ich. Sie sollte nach Theresienstadt, weil sie ihres jüdischen Glaubens wegen zu den Geltungsjuden zählt. Da hab' ich sie aufgenommen. Als U-Boot in der Ihnestrasse. Unangemeldet. Ihr versteht!» – Wir verstehen alles. Also Eva Gerichtet heisst das neue Mitglied unserer Clique!

Berlin. Freitag, 16. März 1945

Wieder Grossangriff auf Berlin. «Der schwerste des Krieges», sagen die englischen Sendungen.

Ich schlepe ein Paket nach der Lehrter Strasse. Umsteigen ... über Schienen stolpern. Vorentwarnung. Am Schalterfenster stehen viele Damen. Vor Jahren hat man ihnen die Hände geküsst. Heute weiss keiner mehr etwas von ihnen. Sie stehen und warten. Bis der Beamte der Gestapo geruht, ihr Töpfchen mit Essen in Empfang zu

nehmen. Zelle Nr. 95. Einmal reine Wäsche; sechs Semmeln, ein Brief, ein Topf mit Gemüse. Möge die Zelle 95 Freude daran haben!

Berlin. Sonntag, 18. März 1945

Frank Matthis wohnt für ein paar Tage bei uns. Es ist besser, wenn er sich nicht allzuoft in seinem Luftschutzkeller blicken lässt. Seit dreieinhalb Wochen kommen die Moskitos jede Nacht. Gelegentlich sogar zweimal. Das ist die Revanche für unseren albernem Vi-Beschuss. Für die prahlerische Behauptung in jedem Wehrmachtsbericht: Das Vergeltungsfeuer auf London wird fortgesetzt.

Wieder mal sitzen wir beim Frühstück, als die Sirene losheult. Vollalarm! Schon nach den ersten Anflügen merken wir, dass unsere Viertel nicht gemeint sind. Sie überfliegen uns zwar, aber ihre Last ist für andere Bezirke bestimmt. Wir stellen uns vor die Haustür und starren zum Himmel empor. Im wolkenlosen Blau hängen, wie helle Wollknäuelchen, die feindlichen Markierungszeichen. Jetzt wickeln sie sich ab. Weisse Wolkenfäden, die länger, immer länger werden, bis sie fast auf die Erde herunterhängen. Der Wind fährt hinein, bauscht sie zu Bogen, verschlingt sie zu anmutigen Ornamenten. Dann dröhnen die Bomber heran. Grosse silberne Vögel. Gefährliche Vögel! Wir ziehen die Köpfe ein. Dort, wo die weissen Zeichen stehen, kracht ein Einschlag nach dem anderen. Rauchwolken steigen empor, ziehen sich wie eine schwarze Decke vor die Stadt, hängen wie Sargtücher über Tod, Grauen und Zerstörung. Immer neue Geschwader folgen. Endlich, nach zwei Stunden, kommt Vorentwarnung. Wir stürzen hinauf, so rasch unsere Beine uns tragen. Wenn wir Glück haben, kriegen wir das Mittagessen fertig, ehe sie uns den Strom absperren. Bis zur Vollentwarnung bleiben zehn Minuten. Bratkartoffeln, Kaffeewasser, für jeden ein Spiegelei aus der letzten Zuteilung. Es brodelt in allen Töpfen. Es ist ein Wettrennen mit der Zeit – mit dem Strom – mit der Berliner Elektrizitätsgesellschaft. Man kocht nicht mehr, wenn man Hunger hat, sondern wenn es die Sperrzeit erlaubt. Man riskiert lieber eine

Bombe auf den Kopf als die Aussicht, vier Stunden mit knurrendem Magen herumzusitzen. Man wird abgebrüht selbst gegen das Sterben. Eine Minute, nachdem der Drahtfunk seine Tätigkeit eingestellt hat, schweigt auch das Radio. Aus ist es mit dem Strom. Vollentwarnung. Doch wir haben es geschafft. Unser Mittagessen ist gerettet.

Um drei Uhr kommt Ursel Reuber. Sie hat sich, allen Verkehrsstörungen zum Trotz, durch Trümmer und Brände zu uns durchgeschlagen. Ihre Kleider riechen, als hätte man sie acht Tage im Rauchfang aufgehängt. Unter dem Arm schleppt sie ein grosses Paket: Gemüse für unsere «U-Boote», sprich: Untergetauchte. Drei Kohlrüben, einen Krautkopf, fünf dicke Kohlrabiknollen. «Ich hab' noch was viel Schöneres», rühmt sie sich und nestelt aus ihrer Jacke die Brieftasche hervor. «Acht Kilo Brotmarken, frisch geklaut aus dem Markenkästchen in einem Bäckerladen.» – «Aber wie denn?» – «Es war ganz einfach. Kein Mensch im Geschäft. Ich rief ein paarmal. Niemand erschien. Da fiel mein Blick zufällig auf das Kästchen auf dem Tisch. Der Deckel stand halb offen. Zu langem Überlegen blieb keine Zeit. Heiliger Krispin, Freund aller Diebe, steh mir bei! – dachte ich und – langte hinein. Wenn man für andere stiehlt, ist das Klauen ein Genuss. Und die Bäckerfrau wird es den Kopf nicht gleich kosten. Vier Kilo für Frank, vier Kilo für Wald. Eine glatte Monatszuteilung.» Frank strahlt. Wir alle strahlen, als hätte man hier nicht einen Diebstahl begangen, sondern ein Heldentstück menschlicher Anständigkeit. Vier Wochen Versorgung für zwei U-Boote. Das grosse Los ist nichts dagegen. «Das ist alles Überschuss», lacht Ursel. «Eva hat jetzt ihren eigenen Markensatz.» Stolz faltet sie eine polizeiliche Anmeldung auseinander. «Helga Seidler, Flüchtling aus Guben, angemeldet bei Frau Gerichter, Bleibtreustrasse 46», lesen wir. «Diese Helga existiert natürlich gar nicht. Ich hab' mich bei Evas Mutter unter falschem Namen als Flüchtling angemeldet und dann von der Kartenstelle den ganzen Monatssatz abgeholt. Es ging vollkommen glatt. Überhaupt keine Schwierigkeiten. Zehnmal – hundertmal könnte man das wiederholen.»

Mir dämmert eine Idee. «Mach' ich auch, im nächsten Monat! Wenn du mir bloss die Anmeldung verschaffst. Polizei und Kartenstelle nehme ich auf mich. Dann haben wir auf alle Fälle zwei Kartensätze komplett.» Ursel nickt erfreut. «Ich ruf' an, wenn ich die Flüchtlingssache gesettled habe.»

Fabian streicht ihr über den Kopf. «Bist doch ein tolles Mädchen!» sagt er anerkennend. Dann beraten wir den Feldzugsplan für die kommenden Wochen. Frank verteilt die Rollen. «Ich liefere Atteste, Rezepte, übernehme die Krankenbehandlung sämtlicher U-Boote.» «Du, Ursel, sorgst für Lebensmittelbeschaffung, stellst durch deinen jüdischen Ordnerfreund den Mittelsmann zur Gestapo. Fabian organisiert die Mangelwaren. Eckardt ist unser Sabotagefachmann. Wald druckt, was an Ausweisbedarf anfällt. Eva und Heike machen mit ihren Rädern die Botenjungen, Flamm gibt die Rechtsauskünfte, Hinrichs die Informationen vom Kriegsschauplatz. Doktor Tegel bleibt Zentrum der Stellenvermittlung für alle Getauchten.» – «Und welchen Posten hattest du mir zuge-dacht?» wage ich bescheiden einzuwerfen. – «Den Ehrenposten des ‚Hansdampf in allen Gassern«, lacht Frank vergnügt. Er ist, wie immer, wenn es um Politik und Zukunftspläne geht, in strahlender Laune. – «Dass sie dich nur nicht schnappen!» mahne ich besorgt. «Himmler macht verdammt kurzen Prozess, und was sich bei den Standgerichten tut, ist durchaus nicht erfreulich.»

Tatsächlich gehen im Augenblick die Hinrichtungen wieder mal am laufenden Band. Und täglich liefern neue Razzien einen neuen Strom von Opfern ein. Erst gestern wieder hat man ganz Berlin «durchgekämmt», hat allein in einem Häuserblock fünfzehn Deserteure verhaftet. Fünfzehn arme Teufel, die keine Lust mehr verspürten, den Krieg für Hitler fortzusetzen. Gottlob bekamen wir rechtzeitig Kenntnis von der Aktion. Ursels Gestapomann funktionierte. Zwei Stunden, ehe die Sache losging, waren alle Befreunden verständig und in sicheren Schlupfwinkeln untergebracht. Ursel blickt auf die Uhr. «Kinder, ich muss nach Hause. Unser Un-

termieter hat Gäste. Dad darf sich Eva in der Wohnung nicht blicken lassen. Sie hockt in der Besenkammer. Wenn ich noch lange ausbleibe, verhungert mir das arme Mädchen.» Gegen ein solches Argument gibt es keinen Einwand. Ich begleite sie zur Tür. «Bleib behütet», sage ich. «Und vergiss nicht, mir die Anmeldung zu bringen.»

Berlin. Mittwoch, 21. März 1945

Frank hat mich zu einer Freundin seiner Schwester mitgenommen. Sie heisst Ulrike Weitzen und ist Schriftleiterin. Genauso wie ich. Seit letztem Herbst versteckt sie in ihrer Wohnung im Gartenhaus einer Mietskasernen einen Flüchtling vom 20. Juli. Niemand weiss davon, ausser den beiden Mädchen, mit denen sie zusammenlebt. Zu dreien haben sich diese Frauen vor einen Mann gestellt, der ihnen bis zu dem Augenblick seiner Flucht kaum bekannt war. Nur weil sie ihn in Not wussten. Nur weil er ihnen von zuverlässiger Seite dringend ans Herz gelegt worden ist. Jetzt sitzt dieser Mensch schon über fünfundzwanzig Wochen zwischen den vier Wänden eines schmalen Hinterzimmers, das er nur verlässt, um im Dunkeln zum nächsten Bunker zu schleichen. Ein bedrückendes Dasein. Wir steigen die finstere Hintertreppe hinauf – es gibt natürlich mal wieder keinen Strom –, machen das verabredete Klopfzeichen und stehen eine Minute später vor dem Mann, der seit 1938 dafür arbeitete, das Hitlerregime zu vernichten. Er hat ein edles, scharfgeschnittenes Gesicht, graumeliertes Haar und um die Augen einen Zug schmerzlicher Vergrämtheit, der, selbst wenn er lächelt, nicht aus dem Antlitz verschwindet. «Oberst Hartmann», stellt er sich vor. Wir wissen, das ist nicht sein richtiger Name. Aber es ist gut so. Denn was man nicht weiss, das kann auch kein Mensch aus einem herausfragen.

Während wir Tee trinken, erzählt er uns seine Geschichte. Berufsoffizier, Regimentskommandeur, wegen Ablehnung von Erschiesungen kroatischer Zivilisten strafversetzt, wieder in Gnaden aufgenommen, von Admiral Canaris zur Abwehr angefordert. «... und was in der Abwehrabteilung der deutschen Wehrmacht vor sich ging, das wissen Sie ja selbst», ergänzt er seinen Bericht mit einem

Lächeln. «Sechs Jahre haben wir uns dafür eingesetzt, den Führer zu beseitigen. Sechs Jahre lang haben wir einen Plan nach dem anderen entworfen. Schon 38, in München, sollte es geschehen. Aber die Generale waren dagegen. Die Generale waren eigentlich immer dagegen, mochten sie sich auch noch so sehr den Anschein geben, als wären sie dafür. Halder hat gebremst, und Kluge hat gebremst. Sechs Jahre haben sie geredet und nichts getan. ‚Ich werde den Zeitpunkt bestimmen‘, sagte Halder. Und wartete so lange, bis man ihn hinauswarf. – ‚Ich befehle, Sie haben zu gehorchens sagte Kluge. Die Generale sind schuld. Die Generale waren ganz einfach zu dumm! Na, und schliesslich ist es auch mir zu dumm geworden, meine Zunge noch weiter an diesem Thema abzuwetzen. Ich meldete mich fort, wurde Kommandeur vom Berliner Streifendienst.› Er blickt uns an. «Ein peinlicher Posten übrigens für meine jetzige Lage, denn jede Streife kennt mich als Vorgesetzten. Als sie Canarias holten, hat man auch mich verhaftet. Nach zwei Tagen musste man mich mangels Beweisen wieder laufen lassen. Dann fand man im Oktober den Panzerschrank des Admirals. Er wurde erbrochen. Das ganze Material unserer Aktionen kam zutage. Ehe durch Funkpruch meine erneute Verhaftung befohlen wurde, warnte mich ein Regimentskamerad. Damals sagte ich zu meiner Frau: Jetzt gibt es nur noch drei Möglichkeiten: mich zu stellen und aufhängen zu lassen, mir das Leben zu nehmen oder unterzutauchen.‘ – ‚Natürlich untertauchen‘, entschied sie. Ich verschwand noch in derselben Stunde. Zwei Tage später wurde sie verhaftet. Und sehen Sie, das ist es, was ich einfach nicht ertragen kann. Dass sie um meinetwillen im Gefängnis sitzt. Seit sechs Monaten. Ohne dass ich weiss, wie es ihr geht, ohne dass sich ein einziger Mensch um sie kümmert. Ich habe mir Gift besorgt. Ich zergrübele mir den Kopf. War es richtig, was ich tat? Würde es nicht anständiger sein, mich noch heute den Behörden zu stellen?» – «Wahnsinn wäre es, heller Wahnsinn», fällt Frank ihm leidenschaftlich ins Wort. «Glauben Sie, dass es Ihrer Frau wohler zumute wird, wenn Sie am Galgen

hängen? Meinen Sie, dass man sie herauslässt, nur weil man Ihrer habhaft wurde? Mann Gottes, verlieren Sie doch nicht fünf Minuten vor zwölf noch die Nerven!» – «Aber die Bomben», stöhnt der Oberst. «Man lässt sie ja nicht in den Keller. Und weiss ich, ob sie nicht verhungert ist, an Erschöpfung gestorben, an Misshandlungen eingegangen, ehe wir sie herausholen können?» – «Wo sitzt sie denn?» erkundige ich mich. Mir scheint, jetzt kommt alles darauf an, das Thema vom Gefühlsmässigen zum Praktischen hinzuwenden. – «Auf der Dirksenstrasse. Im Frauengefängnis.» – «Dort wird man nicht misshandelt, soviel ich weiss. Und ausserdem soll es Sprecherlaubnis geben und die Chance, Lebensmittel hineinzubringen. Das lässt sich ohne Zweifel organisieren.»

Langsam gewinnt der Oberst seine Fassung zurück. Als wir ihn verlassen, haben wir alle vorläufigen Hilfsmassnahmen genau miteinander abgesprochen. Frank soll sich darum kümmern, dass ein roter Volkssturmschein besorgt wird. Wald muss ihn drucken, Flamm hat die Verbindung zum Stempelfälscher. Das ist als Ausweis für Streifen immerhin etwas. Vielleicht glückt es uns auch, einen Vordruck anzufertigen, wie ihn die Wehrbezirkskommandos versenden: «Sie werden hiermit aufgefordert, Ihren Wehrpass unverzüglich an uns einzuschicken.» Dann braucht man nur noch einen postalisch abgestempelten Einschreibebrief-Einlieferschein, den man an den Vordruck heftet, und die Sache ist gemacht. Auf solchen Vordruck haben schon zahlreiche Getauchte ihre Existenz gegründet.

Meine Aufgabe ist es, mich bei Hartmanns Frau als Freundin einzuführen. Doktor Tegel soll sie besuchen. Er als Geistlicher hat Zutritt zu den meisten Gefängnissen und ausserdem die Chance, die Häftlinge unter vier Augen zu sprechen. Er muss Frau Hartmann verständigen, dass sie fortan eine Freundin meines Namens hat, die zu ihr kommt, ihr Lebensmittel bringt und für sie mit dem Anwalt verhandelt. Informieren wir sie nicht vorher, wird sie vielleicht glauben, ich sei ein Spitzel. Also, ich übernehme den Gang zu Doktor Tegel, den Anwalt und die wöchentlichen Besuche in der Dirksenstrasse.

«Das hätten wir eingefädelt», sagt Frank befriedigt, während wir im Hof unsere Räder losketten. Seit man in den öffentlichen Verkehrsmitteln vor Razzien nicht mehr sicher ist, vermeidet er es nach Möglichkeit, U-Bahn, S-Bahn oder Strassenbahn zu benutzen. Und es ist kein Opfer. Wenn wir mit eigenen PS an den Menschenmauern der Strassenbahnhaltestellen vorüberfahren, fühlen wir uns souverän wie Könige.

Auf der Fahrt nach Hause begegnen wir bereits den Leuten mit Klappstühlchen, die zu den öffentlichen Luftschutzkellern pilgern. «Dicke Luft», sage ich zu Frank. «Die Bunkerkrähen sind im Anflug.» Die ganze Stadt bekommt allmählich einen Hass auf diese Sorte von Angsthäsen, die bei jedem Einflug in Nordwestdeutschland nach ihrem Köfferchen greifen und dem nächsten Bunker zu-eilen. Stunden und Stunden verbringen sie dort. Am Morgen, am Mittag, am Abend. Für viele Frauen ist das wie ein Kaffeekränzchen-Ersatz. Man sitzt gemütlich, klatscht, tratscht und bespricht die letzten Zuteilungen. Ob es was gibt, und wo es was gibt. Und wenn man wieder mal seine Zeit abgessen hat – in fünfzig von hundert Fällen ohne dass ein einziges feindliches Flugzeug die Stadtgrenze überflog –, dann geht man hin und stellt sich vor den Läden an. Schlange vor dem Butterladen, Schlange vor der Metzgerei, Schlange vor dem Bunker. Schlange, Schlange, Schlange, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen. Man fasst es gar nicht, dass Menschen so viel Zeit haben können. Und man gönnte es ihnen allen, dass eine Streife sie auf Lastwagen lüde und zum Schippen oder Kartoffelschälen ins nächste Arbeitslager transportierte.

Am Abend gibt es wieder viel Geschiesse. Es ist der dreissigste Moskitoangriff auf Berlin in den letzten dreissig Nächten. Um halb vier Uhr werden wir noch einmal aus den Betten geholt. Wie eine Säge reißt die Sirene den Schlaf entzwei. Aber dann bleibt alles ruhig. Offenbar hat man die Bomben in einem weit entfernten Stadtviertel abgeladen.

Berlin. Donnerstag, 22. März 1945

Ja, man hat sie abgeladen. Aber sie haben die Falschen getroffen. Um neun Uhr ruft man mich ans Telefon. Eine Dame wolle mich sprechen. Es meldet sich eine stockende Mädchenstimme. «Sind Sie die Freundin von Ursel Reuber?» – «Ja, was gibt's?» – «Ursel Reuber ... Ursel Reuber ...» Die Stimme bricht ab. – «Ich höre nichts. Können Sie nicht lauter sprechen?» Stille. Dann ein Schluchzen am anderen Ende der Leitung. «Ihr Haus hat einen Volltreffer. Sie liegt... ich glaube, sie liegt unter den Trümmern.» – «Das ist nicht wahr! Das ist ausgeschlossen.» Der Schreck schlägt mir fast den Hörer aus der Hand. «Ich komme sofort», kann ich nur noch zurückrufen. «Wir kommen alle. Mit den Rädern. In einer halben Stunde sind wir dort.» Ausgraben helfen ... ausgraben helfen. Jede Minute ist kostbar. Vielleicht war sie gar nicht zu Hause ... Aber Eva? Um Gottes willen... Eva! Die ist ja auch noch ... Und die Anmeldung... Und Evas Mutter... Es kann nicht sein ... nein ... nein ... es darf nicht sein! Wie aufgescheuchte Vögel schwirren die Gedanken durch meinen Kopf. Heike Bescheid sagen ... Frank alarmieren ...

Fünf Minuten später jagen wir auf unseren Rädern die Schlossstrasse entlang. Ihnestrasse 40 in Dahlem. Vielleicht ist es doch ein Irrtum. Die Zunge hängt uns aus dem Halse. Herrgott, auch noch Gegenwind! «Frank soll erst mal Zurückbleiben», rufe ich den anderen zu. «Falls Polizei da ist. Besser, er wartet an der nächsten Ecke.» Frank nickt, Heike nickt ebenfalls. «Ob sie Spaten dort haben», ruft sie zurück und tritt noch heftiger in die Pedale. Wir biegen in die Ihnestrasse ein. Nr. 20 ... 22 ... 24. Keine Fensterscheibe entzwei. Kein Schutt, keine Rauchwolken. Die Strasse liegt friedlich, wie ausgestorben. Noch eine Ecke ... Absperrung. Menschen. Ein paar Polizeibeamte und die grauen Wagen des Bergungskommandos. Also doch. Wir springen von den Rädern. Verstörte Gesichter richten sich auf uns. Man macht uns Platz, als spüre man, dass wir dazugehören. Ihnestrasse 40. Wir starren auf einen Berg von Trümmern. Zerborstene Balken. Fensterrahmen, Geröll und

Mörtel. Ein grauenhaftes Durcheinander. In den Ästen der alten Ulme, die ehemals das Haustor flankierte, bläht sich im Winde der Fetzen einer bunten Gardine. Acht Soldaten sind schweigend damit beschäftigt, Stück für Stück von dem Schuttberg abzutragen. Ich wende mich an den nächsten Polizisten. «Liegen noch Menschen da drunter?» – «Zwei Fräuleins sollen im Haus gewesen sein. Aber es ist nur eine auf der Polizei gemeldet.» Er zuckt die Achseln. «Wir kommen nicht ran. Seit vier Uhr nachts graben wir schon. Es rutscht immer wieder nach. Auch die Durchbrüche sind verschüttet.» – «Glauben Sie, dass sie noch am Leben sind?» – «Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Wir haben es mit Klopfzeichen versucht. Keine Antwort. Der Volltreffer muss direkt in den Luftschutzkeller gegangen sein.» – «Dürfen wir ausgraben helfen? Wir sind Freunde von Fräulein Reuber.» Der Polizeibeamte sieht uns einen Augenblick halb prüfend, halb mitleidig an. Dann schüttelt er den Kopf. «Streng verboten für Zivilisten. So was muss gelernt sein. Sonst wird das Unheil nur grösser.» – «Aber wir können sie doch nicht einfach da liegen lassen!» Heike weint fast vor Ungeduld und Aufregung. «Wann glauben Sie denn ...?» – «Frühestens morgen», sagt der Mann. «Vielleicht erst übermorgen. Geben Sie mir Ihre Telephonnummer. Wir werden Sie verständigen.» Ich laufe zu Frank, der mit seinem Rad hinter der nächsten Strassenecke wartet. «Komm», sage ich, «sie tun dir nichts. Aber man lässt uns nicht graben. Sie liegen drunter. Beide. Wir dürfen nur danebenstehen und zuschauen.»

So stehen wir und schauen – wir und die Fremden –, wie sie Balken für Balken, Stein für Stein von der drückenden Last abtragen, die Ursel Reuber und Eva Gerichter auf den Schultern liegt. Stein für Stein. Balken für Balken. Vorsichtig und entsetzlich langsam. Jetzt greift der eine Soldat tief in den Schutt hinein. Zieht irgend etwas hervor und wirft es beiseite. Ein Buch, halb zerrissen. Gedichte von Rilke. Ursels Lieblingsdichter. Heike schluchzt auf. «Ich kann das nicht», jammert sie. Frank geht hinüber zu dem Haufen von Hausrat, schmutzigen Stoffresten und Gerümpel, den sie in einer Gar-

tenecke zusammengetragen haben. «Sieh mal», ruft er. Er hält in der Hand eine runde Weckeruhr. Aus violetterm Blech, wie man sie für vier Mark fünfzig hundertweise im Kaufhaus des Westens erwerben konnte. Der Zeiger ist auf drei Uhr vierzig stehengeblieben. Auf drei Uhr vierzig und siebzehn Sekunden. Der Augenblick, in dem Ursel und Eva der Atem Stillstand. Der Wecker zeigt ein Viertel nach fünf. Aufstehzeit für Ursel, um rechtzeitig in ihren Dienst zu kommen. «Steck ihn ein», bitte ich Frank. Dann wenden wir uns zum Gehen.

Als wir die Innestrasse hinunterfahren, kommt uns ein Trupp junger Mädchen entgegen. Armselig gekleidet, die Schuhe verstaubt. Jedes von ihnen trägt einen riesigen Reisigbesen über der Schulter. Ursels Arbeitskolleginnen vom Strassenkehrkommando in Zehendorf. Wir sprechen sie an. «Ihr wollt zu Ursel Reuber?» Sie nicken. Tränen rinnen über ihre Gesichter. «Wir kommen gerade von der Arbeit. Wir möchten graben helfen. Irgendwas muss man doch tun können.» – «Man kann nichts tun, und man darf nicht. Es wäre wohl sinnlos. Ihr könnt nur hingehen und ihr zeigen, dass ihr zu ihr haltet.» Wir schütteln uns die Hände. Sechs kleine Halbjüdinnen. Von Staats wegen unwürdig, etwas anderes zu tun, als Strassen zu kehren oder Omnibusse zu reinigen. Sie sind gekommen, um zu helfen. Nach zehn Stunden mühseliger Arbeit. Sie sind gekommen, um zu weinen. Weil sie ein Herz haben, das noch weinen kann. Auf dem Heimweg spricht keiner von uns ein Wort. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Nur einmal meint Frank: «Wir müssen Doktor Tegel Bescheid sagen. Wegen der Beerdigung. Ich glaube, es würde ihr viel daran liegen.»

Berlin. Freitag, 23. März 1945

Wir sind wieder in der Innestrasse gewesen. Man hat die Mädchen noch immer nicht gefunden. Eigentlich war es sinnlos, dorthin zu fahren. Aber solange die beiden über der Erde sind, sollen sie wissen, dass wir sie nicht allein lassen. Liebe Ursel! denken wir, als wir vor den Trümmern stehen. Liebe Eva!

Berlin. Samstag, 24. März 1945

Die Kriminalpolizei hat angerufen. Ich möge sofort zur Schadensstelle kommen. Die eine der «Gefallenen» sei geborgen worden. Heute Nachmittag um halb fünf. Ich radele los. «Bleib tapfer», ruft Frank mir nach.

Es gibt viel Grund, um tapfer zu bleiben. Unter der alten Ulme liegt ein armseliges Häuflein. Mit Wellpappe zugedeckt. Ich schlage das Papier zurück. Ich sehe ein Gewirr dunkler Haare, zwei Hände wie im Schreck vor das Gesicht geschlagen. Das Gesicht selber – eine unkenntliche Masse von Blut, Staub, Dreck und Matsch. «Man hat eine Tasche bei der Toten gefunden», sagt ein Mann neben mir. «Eine lederne Handtasche. Die Kriminalpolizei hat sie beschlagnahmt. Es war eine Anmeldung darin. Helga Seidler, Flüchtling aus Guben. Angemeldet bei Frau Gerichtet, Bleibtreustrasse 46.» Da haben wir die Bescherung! «Kennen Sie diese Helga Seidler?» erkundigt sich der Mann. «Es sind Bilder vorhanden. Fünfundzwanzig Photos. Vielleicht lässt sich nach weisen ...» Mir wird übel, wenn ich an diesen Nachweis denke. – «Ich habe keine Ahnung», sage ich. «Ich kenne Fräulein Reubers Freundin nicht. Und ich weiss weder wie sie heisst, noch wo sie gemeldet war.» Aber der Mann lässt nicht locker. «Die Menschen sagen, sie heisse Fräulein Dohm. Und auf der Anmeldung steht Helga Seidler. Da stimmt doch was nicht. Da ist doch was nicht sauber. Na, wir werden schon dahinterkommen.» Im Vollgefühl seiner Wichtigkeit schreitet er von dannen. Gestapospitzel, denke ich. Gottlob, dass er so dämlich ist!

Ein Krankenauto fährt vor. Zwei Männer steigen aus. Sie laden das, was von Ursel Reuber übrig blieb, auf eine Bahre. «Wohin?» frage ich. – «Nach Friedhof Onkel Tom.» Der Wagen rollt davon. Also auf nach Onkel Tom.

In der Friedhofsverwaltung begegne ich einem zweiten Leidtragenden. Dem Vater von Ursel. Man rief ihn von ausserhalb. Jetzt steht er neben mir. «Wir müssen sie schön beerdigen!» sage ich. «Sie soll sich freuen. Wir lassen sie nicht im Stich. Wenn man bloss erst die

andere gefunden hätte!» – «Ja, die andere», seufzt er. «Ich wusste bis heute nichts von ihrer Existenz. Ich weiss überhaupt nichts. Und ich will auch nichts wissen.» – «Aber Sie werden sie doch ... zusammen begraben lassen?» erkundige ich mich zögernd. – «Gewiss werde ich das! Und vielleicht auch noch» – er stockt – «meinen Sohn?» Ich blicke ihn sprachlos an. «Ihren Sohn? Ihr Sohn war doch gar nicht ...» Der weisshaarige Mann sieht plötzlich wie ein ertappter Schuljunge aus. – «Ich bin im Bilde», versuche ich ihm über seine Verlegenheit hinwegzuhelfen. «Er ist untergetaucht. Seit drei Wochen. Verbirgt sich irgendwo. Hier in Berlin. Weil man ihn als Mischling zur Organisation Todt einziehen wollte. Ursel hat es mir gebeicht.» Er wendet unruhig den Kopf und neigt sich zu mir herüber. «Ich dachte... es kommt vielleicht auf einen mehr oder weniger nicht an, dachte ich. Und wenn die Polizei glaubt, er läge unter den Trümmern?...» – Mir geht ein Licht auf. «Also haben Sie der Polizei gesagt, dass Sie wüssten ...?» – «Vermuteten, vermuteten», wehrt er ängstlich ab. «Ich glaubte ihm einen Gefallen zu tun.» Es fällt mir schwer, ein Lächeln zu verbeissen. Grotteske Zeiten, in denen ein Vater den eigenen Sohn unter die Trümmer seines Hauses mogelt, damit der Tote dem Lebenden ein Alibi schafft!

Auf der Friedhofsverwaltung kann man uns nicht viel Neues sagen. Nein, die zweite Leiche sei noch nicht gefunden. Die erste «Gefallene» werde am Montagvormittag eingesargt. «Wie steht es mit der Sargbeschaffung?» fragte Ursels Vater. Wir wissen beide, dass es schwer ist, einen Sarg zu bekommen. Dass man nach Bombenangriffen oft wochenlang warten muss, ehe er geliefert werden kann. Der Friedhofsbeamte sieht verlegen zur Seite. «Das wird von uns aus erledigt», murmelt er eilig. «Sie erhalten einen Sargschein.» Mir fällt ein, dass unter der Bevölkerung Gerüchte gehen, es würden wegen Holzknappheit Säрге nur noch leihweise abgegeben. Man trage die Toten bis zur Grube, senke sie ordnungsgemäss hinab, um sie dann, sobald die Trauergemeinde sich entfernt habe, wieder auszupacken und ohne hölzerne Umhüllung einzuscharren. Nur Parteigenossen, behauptet man, seien der Ehre teilhaftig, im

eigenen Sarg in die Grube zu fahren. «Ich würde gern ein Nachthemd von mir stiften», sage ich schüchtern. «Für die Einsargung. Ein schönes Nachthemd!» Der Beamte wehrt ab. «Ist nicht erlaubt! Spinnstoffverordnung! Wir decken die Tote mit den Kleidungsstücken zu, in denen sie gefunden wurde.» Also doch Leiharsarg, fährt es mir durch den Kopf. Aber ich halte es für richtiger, solche Gedanken nicht laut werden zu lassen.

Wie ich nach Hause komme, sitzt eine fremde Dame in meinem Zimmer. Sitzt und schluchzt. «Ich bin Evas Mutter», stellt sie sich vor. «Frau Richter – vom Modesalon am Kurfürstendamm. Ich war bei Doktor Tegel. Er hat mich zu Ihnen geschickt. Ach, es ist alles so furchtbar!» – «Ich weiss, ich weiss», sage ich leise. Frau Richter trocknet sich die Augen. «Man hat mich zur Kriminalpolizei bestellt. Wegen der Helga Seidler. Sie wollen mir Bilder vorlegen. Wollen wissen, ob die beiden identisch sind. Was sag' ich nur? Es ist doch mein Kind.» – «Man müsste es einfach ableugnen», schlage ich vor. «Bilder kann man viele haben, es braucht ja nicht gerade Helga Seidler darauf zu sein.» Evas Mutter schüttelt den Kopf. «Wenn es nur das wäre!» seufzt sie. «Aber in Evas Luftschutztasche steckt ihr echter Pass mit Bild und Unterschrift, ein Tagebuch mit tausend feindseligen Äusserungen gegen die Nazis, ein Spottgedicht gegen Hitler, stecken zwei Judensterne, die sich die Mädchen vorsorglich fürs Vierte Reich besorgt haben. Wenn man die Tasche findet! Wenn man sie schon gefunden hat! Sie trug sie immer bei sich.»

Das war allerdings fatal! Eine neue Komplikation in dieser verzwickten Geschichte. «Sie dürfen keinesfalls bei der Kriminalpolizei auftauchen, ehe die Leiche ausgegraben worden ist», erkläre ich bestimmt. «Werden Sie krank, verreisen Sie, denken Sie sich aus, was Sie wollen. Am Montag gehen wir gemeinsam zum Friedhof. Da wird sich das Weitere finden.» Frau Richter sieht mich zaghaft an. «Meinen Sie wirklich?» – «Ja, ich meine! Natürlich dürfen Sie dort nicht als Mutter auftreten. Begünstigung einer Geltungsjüdin. Sie wissen, wie das bewertet wird.» In dem Augenblick heult

die Sirene. Wir verabschieden uns hastig. «Meinen Keller kann ich Ihnen leider nicht empfehlen», entschuldige ich mich. «Man hört in ihm die Fliegen husten. Aber fünf Minuten entfernt ist ein Bunker. Zwei Meter Betondecke. Wenn Sie laufen, schaffen Sie es bestimmt.» Evas Mutter läuft. Und sie schafft es auch.

Berlin. Montag, 26. März 1945

Gott sei Dank! Die zweite Leiche ist gefunden. Als ich mich um zehn Uhr morgens mit Evas Mutter vor dem Onkel-Tom-Friedhof treffe, hat man sie eben eingeliefert. «Besichtigung streng untersagt», erklärt der Friedhofsbeamte. – «Aber zu Fräulein Reuber dürfen wir doch?» Er nickt. Ich fasse Evas Mutter unter den Arm. Sie trägt ein paar Blumen in der Hand. Märzbecher, gelb und leuchtend. Wir steigen die Treppe zum Leichenkeller hinunter. Die Tür ist verschlossen. Auf unser Klopfen öffnet eine alte Frau. Schlurft vor uns her in die Finsternis hinein. «Stromsperre», sagt sie. «Momentchen mal, ich hole eine Kerze.» Sie verschwindet, um nach wenigen Augenblicken mit einem brennenden Lichtstummel zurückzukehren. Offenbar der Rest einer ehemaligen Altarkerze. Die Flamme wirft hüpfende Schatten über die Wände des Gewölbes. Beklommen blicken wir uns um. Fünfzehn Särgе stehen dort nebeneinander. «Sie müssen nach dem Namen schauen», erklärt die Alte. Richtig, an jeder der schwarzgeteerten Holzkisten hängt ein länglicher Zettel. Wie eine Gepäckadresse für Expressgut. Beim Schein der Kerze bücken wir uns über die Särgе, entziffern mühsam: Friedrich von Schrick ... Anna Geber ... und endlich als letztes: Ursula Reuber.

Lange stehen wir vor dem armseligen Kasten. Und selbst dieser Dreck ist nur geliehen, denke ich bitter. Die Märzbecher leuchten wie gelbe Sterne aus der Finsternis. Neben dem Sarg, ganz in die Ecke gedrückt, steht eine hölzerne Pritsche. Mit schwarzem Krepapier bedeckt, wie man es für Verdunkelungen benutzt. «Die zweite Leiche von der Ihnestrasse», sagt die Alte und hebt ihre Kerze ein wenig in die Höhe. Ich werfe einen Blick hinüber. Merkwürdig wenig Konturen zeichnen sich unter der schwarzen Decke

ab. Evas Mutter presst meinen Arm. «Ich muss sie sehen!» – «Bitte, lassen Sie es doch ...» Sie reisst sich los, ist mit einem Schritt an der Kopfseite des Schrägens. Langsam schlägt sie das Papier zurück, schreit auf und taumelt in meine Arme. Fünf Klumpen verkohltes Fleisch, fünf Klumpen von irgend etwas. Sonst nichts. Im ganzen Raum verbreitet sich ein unerträglicher Geruch.

Ich führe Evas Mutter hinaus. «Sie hätten es nicht tun sollen!» Aber sie antwortet nicht. Sie ist kalkweiss und weint. «Mein einziges Kind», sagt sie. «Mein einziges Kind.» Ich verstehe ihren Kummer. Aber ich denke auch noch daran, dass sie ihn nicht zeigen darf. Nicht hier und nicht vor diesen Leuten. Und ich denke noch mehr daran, dass, wo ein Mensch verkohlte, seine Handtasche nicht übrigbleiben kann. Und ein Stein fällt mir vom Herzen.

Berlin. Dienstag, 27. März 1945

Morgen werden die beiden begraben. Morgen um zwei Uhr mittags. Doktor Tegel soll die Trauerfeier halten. Und wir wollen alles aufbieten, den würdigen Rahmen dazu zu liefern. «Ehrensache», erklärt Heike, «dass wir eine riesige Trauergemeinde auf die Beine bringen. Und Blumen, um die ganze Kapelle zuzudecken.» Die anderen sind der gleichen Meinung. Hier muss etwas dokumentiert werden. Der Ringverein tritt an. Der Ringverein lässt sich nicht lumpen. Heike ist in aller Frühe nach Wannsee gezogen, um Buchsbaum und Grünes zu holen. Wenn wir den Gärtner mit ein paar Zigaretten bestechen, wird er uns Kränze daraus binden und vielleicht sogar ein paar Blumen hineinstecken. Für Zigaretten kann man heute alles tauschen – sogar Grabkränze.

Den halben Tag sitzt Frank am Telephon. Trommelt die Clique zusammen. Es ist nicht leicht, zu telephonieren. Glückssache, wenn der Anschluss einmal klappt. Nur wehrwirtschaftlich wichtige Betriebe mit eingetragener Kennnummer geniessen den Vorzug, von früh bis spät an der Strippe hängen zu dürfen. Gewöhnliche Sterbliche haben Sperrstunden. Wenn man nur wüsste, wann? Im Verlag

behaupten sie, das richte sich nach der Endziffer der Teilnehmernummer. Nummern, die mit geraden Zahlen aufhören, seien in den Stunden gesperrt, die für Anschlüsse mit einer ungeraden Endzahl frei sind, und umgekehrt. Es muss jedoch noch ein anderes Geheimnis dahinterstecken. Ein Geheimnis, das mit jedem Tage wechselt. Denn täglich spielt uns der Telephonstrom einen neuen Überraschungstreich. Aber Frank lässt nicht locker. Er dreht an der Scheibe, bis ihm die Finger lahm werden. «Hört ihr», mahnt er eindringlich, «keiner darf fehlen! Die Zehendorfer ‚Besenmädchen‘ kommen geschlossen. Nur unsere ‚Marinisten‘ müssen fernbleiben. Warum? Na, ist doch klar. Weil da einer mit dem Opernglas stehen wird! Also dann: pünktlich! Mehr als fünfzehn Minuten bewilligt die Friedhofsverwaltung nicht. Wegen Andrang. Und Blumen mitbringen! Unbedingt Blumen mitbringen!» Er reibt sich die Hände. «Ich glaube, das wird klappen. Und der Kripospitzel, den sie uns für morgen zudedacht haben, kann sich den Mund wischen.»

Heike bringt Berge von Tannen und Grünzeug. «In den Läden war alles leer», berichtet sie. «Draussen gab es auch noch nicht viel. Da habe ich eine Anleihe auf dem Wannsee-Friedhof gemacht. Ich denke, die Toten werden es mir nicht übelnehmen.» Nein, das tun sie gewiss nicht. Und sie verlangen auch weder Schmiergeld noch Tauschwaren. Am Abend muss einer mit dem Rad nach Tegel fahren. Sämtliche Tegeler Telephonleitungen sind gestört. Keine Möglichkeit, unseren Pfarrer zu verständigen. Der Weg nach der Afrikanischen Strasse ist weit. Doch es hilft nichts. Dass auf der Rückfahrt Alarm kommt, versteht sich fast von selbst. Und es ist hässlich, zwischen fremden Trümmern nach einem Unterschlupf suchen zu müssen.

Berlin. Mittwoch, 28. März 1945

Der Himmel strahlt vor Bläue. Ursel würde froh sein über diesen Tag. Auch ich bin froh, trotz allem. Aber um elf Uhr geht die Si-rene. Wenn wir Glück haben, zieht das Unheil vorüber.

Es zieht nicht vorüber. Während wir im Keller hocken, brausen Ströme schwerer Bomberverbände über uns hinweg. In Richtung Tegel, Charlottenburg und Stadtmitte färbt sich der Himmel schwarz. Die Mauern zittern. Bei jedem Teppichabwurf kracht das eigene Haustor scheppernd auf und zu. Ich schaue auf die Uhr. Grosser Gott! Die Beerdigung! Ausgeschlossen, dass nach einem solchen Angriff die Stadtbahn verkehrt. Und Doktor Tegel? Von der Afrikanischen Strasse bis Onkel Tom ist es ein Fussweg von vielen Stunden.

Um ein Uhr kommt Entwarnung. Frank treibt bereits zum Aufbruch. Weil er nicht mitfahren kann, wird er mit Wald und anderen Getauchten zu Hause an uns denken. Wir schwingen uns in die Sättel. Da kein Verkehrsmittel fährt, bleibt uns nichts anderes übrig, als die Räder zu benutzen. Eine halbe Stunde bis Onkel Tom. Das heisst: Pedale treten mit letzter Muskelkraft. «Vergesst die Blumen nicht!» erinnert Frank. Richtig, die Kränze. Sie eignen sich schlecht für einen Radtransport. Das Beste, man hängt sie um den Hals. So brausen wir los, wie Sechstagerrenner vor dem Endspurt. Dekoriert, als hätten wir den Endspurt schon hinter uns.

Kurz vor drei Viertel zwei springen wir am Friedhofstor von den Rädern. Aus einem Seitengang taucht Frau Gerichtet auf. Sie kommt aus Charlottenburg, von wohlwollenden Lastwagenfahrern in Teilstrecken mitgenommen. Allmählich finden sich auch die anderen ein. Sogar der Kripospitzel. Mit Brille und in läppischer Maskierung. Nur unser Pfarrer fehlt. Gerade Tegel hat es heute besonders abbekommen. Ausgeschlossen, er kann es nicht schaffen. Er schafft es doch! Mit Augen, die der Qualm rot umrändert hat, im Rucksack Beffchen und Talar, schiebt er fünf Minuten vor zwei sein Rad durch die Tür.

Vor der Kapelle haben sich inzwischen mehr als fünfzig Menschen versammelt. Viele kenne ich nicht. Viele kennen Ursel nicht. Und auch nicht Eva Gerichtet. Sie sind nur gekommen, weil der «Ringverein» rief. Die beiden geteerten Kästen, die schwesterlich nebeneinander vor dem Altar stehen, sind mit Kränzen ganz zugedeckt. Die Orgel spielt das Largo von Händel. Kerzen flackern sanft zwi-

schen grünen Buchsbäumen. «Ihr, die ihr auf dem halben Wege wart», sagt Doktor Tegel. «Ihr, die ihr gerungen habt und ein schweres Schicksal trugt...» Wer Ohren hat, zu hören, der hört. Neben mir weint Frau Gerichter. Es ist schwer, Mutter zu sein und doch nicht Mutter sein zu dürfen. Es ist eigentlich kaum zu ertragen.

Als der Pfarrer die Hände zum Segen hebt, geht in der Nähe ein Zeitzünder in die Luft. «Kein Hälmlin wächst auf Erden», singen Geige und Cello. Das ist Ursels Lied. Acht Träger kommen und heben die Särge auf. Gelb leuchten die Märzbecher über den schwarzen Kästen. Wie wir am Grabe stehen, donnert ein zweiter Zeitzünder. Dann gleiten die Toten in die Tiefe. «Im Namen Gottes», leiern die Träger. Ein dritter Zeitzünder. Adieu, Ursel! Adieu, Eva! Die Totengräber drängeln. «Schneller, schneller!» Auch das Erdewerfen ist zeitlich befristet. Schon stehen die nächsten Leidtragenden vor der Grabkapelle. Warten, dass für sie die Orgel spielt, die Leichenträger sich in Gang setzen. Ob man wohl auch im Himmel noch anstehen muss?

«Kommen Sie, wir gehen», flüstert mir Doktor Tegel zu. Gemeinsam schieben wir unsere Räder durch das Friedhofstor. «Laufen wir noch ein Stückchen», schlägt er vor. «Ich muss zur Prinzessin Schönburg, Brotmarken schnorren. Gestern Nacht sind mir zwei neue U-Boote ins Haus geschneit. Getürmt aus dem jüdischen Abhollager. An einer Wäscheleine haben sich die Kinder aus dem zweiten Stock heruntergelassen. Während ringsum die Bomben fielen. An einer Wäscheleine! An der man sich die Hände zerreisst.» Wieder zwei Menschen, die versorgt werden müssen. Allmählich wächst es einem ein bisschen über den Kopf. «Können Sie es überhaupt noch bewältigen?» frage ich. – «Schwer, aber es geht», lächelt Doktor Tegel. «Wenn wir nur erst Papiere für die beiden hätten! Das Mädchen bring' ich schon unter. Aber der Junge! Sie haben ihn schon mal geschnappt, fast zu Brei geschlagen auf der Oranienburger Strasse. Und nun der Volkssturm! Man kann ja kaum

noch so viel fälschen, wie man vorzeigen muss!» – «Wald wird drucken! Wenn nur die Prinzessin die Verpflegung übernimmt.» Wir starren in den blauen Himmel. Jeder überschlägt angestrengt seine Möglichkeiten. «Es muss gehen!» sagen wir beide im selben Augenblick.

Berlin. Samstag, 31. März 1945

Ich habe einen Coup gelandet. Und grossartige Beute heimgebracht. Als ich gestern Abend einen Kollegen besuche, der zur Untermiete bei einem höheren SS-Bonzen wohnt, finde ich das Haus vom letzten Bombenangriff in allen Fugen «durchgepuset». Das übliche Bild: zerbrochene Türen, herausgerissene Fensterrahmen, schiefbaumelnde Rolläden und Berge von Glasscherben, Stuck, Mörtel und zerfetztem Verdunkelungspapier. Auf der gegenüberliegenden Strassenseite brennt es vom Keller bis zum Dachboden. Der Kollege ist ausgegangen. «Funktioniert Ihr Telephon?» erkundige ich mich bei der Naziköchin. «Dann darf ich vielleicht kurz telefonieren.» Sie führt mich ins Arbeitskabinett ihres Herrn. Ich stolpere über den Schutt zum Schreibtisch. Durch die offenen Fensterhöhlen glüht das düstere Rot der Feuersbrunst. In seinem auf- und abflackernden Schein erkenne ich den Apparat, erkenne dicht neben ihm eine Schale mit Schreibutensilien aller Art und mit zahlreichen Gummistempeln. Ein Einfall blitzt mir durch den Kopf. Sollte unter diesen Stempeln vielleicht... Rasch ziehe ich meine Taschenlampe hervor. Die Köchin ist weit. Irgendwo höre ich sie in der Ferne hämmern und klopfen. Sie verpappt die Fenster. Das ewig wiederkehrende Geschäft nach jedem Bombenabwurf. Ich schirme die Lampe mit der Hand ab und unterziehe den Inhalt der Schale einer eingehenden Musterung. Eckige Stempel – ovale Stempel. Nein, das ist alles nichts. Eilige Drucksache. Erledigt – Muster ohne Wert. Da endlich! Also doch! Ein runder roter Knauf. Kreisrund die graue Stempelscheibe. Ein «Vögelchen»! Wahrhaftig, ein «Vögelchen»! Der Hoheitsadler der Partei. Unschätzbares Wertobjekt für jeden, der einen Ausweis braucht. Papier aus der Tasche. Ein altes Kuvert. Ich haue auf das Stempelkissen, als

schlüge ich die Kesselpauke. «Auslandsorganisation der NSDAP, Reichsleitung», steht es im Kreise um den Adler herum. Besser hätte es gar nicht treffen können. Mit einem Griff habe ich die Kostbarkeit im breiten Saum meines Strumpfes verstaut. Ein zweiter Griff. Drei – vier Stempel fliegen aus dem Fenster. Etliche Bleistifte folgen. Der restliche Inhalt der Schale wird über den Fussboden verstreut, zwischen Glasscherben und Stuckbrocken. Ausgebombt! Vom Luftdruck weggepustet der gesamte Schreibtischbestand. Da soll noch einer nach Spuren suchen! Zu Hause wartet Frank auf mich. «Mensch», ruft er, «Küstrin von den Russen genommen! Danzig genommen! Im Westen haben sie Paderborn erreicht, Duisburg erobert und Tausende von Gefangenen gemacht. Pass auf, in drei Wochen ist es geschafft.» – «Und wer wird zuerst hier sein?» – «Noch gar nicht raus. Aber wer auch kommen mag ...» Er umarmt mich begeistert.

Immer mehr Menschen denken jetzt so. Immer seltener sieht man Parteiabzeichen in den Knopflöchern, hört man fanatische Volksgenossen vom Endsieg faseln. Der Endsieg, das ist: wenn die Alliierten durchs Brandenburger Tor einziehen. Und wieder denke ich, wie schon so oft: Was für ein Widersinn, dass man als Deutscher für den Sieg der Feinde betet! Seltsame Heimatliebe, die nichts Besseres wünschen kann als die Eroberung des eigenen Landes!

Dann besprechen wir die Sache mit dem «Vögelchen». «Ohnehin hätten wir jetzt Ernst machen müssen», sagt Fabian. Mit der üblichen Methode des Markenschnorrens ist es vorbei. Von Karten losgetrennte Lebensmittelabschnitte werden nicht mehr angenommen. Ab nächsten Monat sitzen unsere U-Boote auf dem trockenen, wenn wir uns nicht... ja ... wenn wir uns nicht ...» Er blickt zögernd auf Frank, unseren Draufgänger und Abenteurer. – «... dazu entschlossen, einen kleinen Einbruch in die Kartenstelle zu inszenieren», fährt dieser trocken fort. «Das meinst du doch, nicht wahr?» Einen Augenblick sehen wir betreten vor uns hin. Und um den Hals wird es uns enge. Einbruch! Dass es auch gleich ein Einbruch sein muss.

Schliesslich ist uns allen dieser Beruf nicht an der Wiege gesungen. Und irgendwo klopft das Gewissen sehr bürgerlich. Aber wer A gesagt hat, muss auch B sagen. Täglich tauchen neue Leute unter. Fast ist es, als bestünde Berlin nur noch aus U-Booten oder Verhafteten oder Verurteilten oder in anderer Form aus der bürgerlichen Existenz Ausgeschiedenen. Ihre Betreuung wächst uns über den Kopf. Ihre Versorgung ist einfach nicht mehr durchführbar. Frank entwickelt seinen Plan: «Ich gehe morgen auf die Kartenstelle neun. Draussen in Tempelhof. Sie ist in einer ausgebombten Schule untergebracht. Sehr provisorisch. Nur Pappen an den Fenstern und Holztüren. Im Keller sitzt die Polizei und eine Meldestelle vom Volkssturm. Klingt etwas bedenklich, ist aber bei Licht betrachtet eher günstig. So viel Frechheit vermuten die nämlich nicht. Ich rekognosziere die Lage. Für den Rest genügen zwei Leute. Du, Fabian, und ich. Ihr andern dürft inzwischen den Daumen halten. Wenn die Sache klappt, wird das Vögelchen in Tätigkeit gesetzt.» Er macht die Bewegung des Stempelns. «Was die Nazis können, können wir schon lange.»

Berlin. Sonntag, 1. April 1945

Nachts träumt mir, ich hinge an einem dünnen Seil über schwindelndem Abgrund. Und neben mir hinge Frank und sagte: «Lass dich ruhig fallen! Unten ist es auch ganz schön!» Schweissgebadet wache ich auf. Da zeigt die Uhr schon zehn, und Frank ist längst über alle Berge. Draussen läuten die Glocken, läuten lange und dröhnend. Hat etwa der Umsturz begonnen? Ich springe aus dem Bett. Laufe zum Fenster. Himmel, wenn wir den verpasst hätten! Auf der Bismarckstrasse gehen die Leute wie gewöhnlich. Nein, es ist ganz einfach Ostern, fällt mir plötzlich ein. Man vergisst selbst die Feiertage. So sehr hat die bürgerliche Zeitrechnung für uns aufgehört, dass wir nur noch im Augenblick leben. Dankbar und glücklich, jedem Augenblick das Seine zu geben. Wenn nur erst Frank zurück wäre. Immer sitzt man irgendwie auf Nadeln. Zwar, der Feiertag begünstigt die Sache.

Aber trotzdem. Da hämmert es donnernd gegen die Haustür. Dreimal. Das verabredete Klopfzeichen für «Gut Freund», wenn wieder mal der Strom ausbleibt und die Klingeln versagen. Ich stürze. «Gottlob, dass du da bist!» Er lacht übers ganze Gesicht. «Nicht nur ich bin da, sondern auch der Schlüssel von der Kartenstelle. Hier in meiner Tasche. Heute Nachmittag wird das Ding gedreht!» – «Aber wie denn, am Ostersonntag?» Etwas töricht starre ich ihn an. – «Gerade am Ostersonntag. Und nun stehe nicht und staune, mein Liebling, sondern tummle dich! Hol Heike und Fabian herüber. Wir halten einen Kronrat ab.» Der «Kronrat» tagt. Wie ein Feldherr spricht Frank zur Lage. «Du gehst zuerst, Fabian! Ich stehe Schmiere und decke dir den Weg, bis ich dich drinnen weiss. Das Aussentor hat nur einen Holzriegel. Kinderspiel, ihn mit dem Taschenmesser hochzuklappen. Drin eine Treppe, sechs Stufen. Dann rechts durch den Gang bis zur dritten Tür. Hier ist der Schlüssel. Sobald die Luft rein ist, komme ich nach. Wenn wir erwischt werden, springen wir aus dem Fenster.» – «Wie hast du das bloss mit dem Schlüssel gezaubert?» fragt Heike bewundernd. – «Gar nicht gezaubert! Er steckte. Steckte ganz einfach im Schloss. Zwei Fräuleins sassen im Zimmer, arbeiteten irgendwelche Überstunden ab. Ich erkundigte mich höflich, ob hier die Volkssturmstelle sei. «Nein, die ist auf der andern Seite», sagten sie. Während ich mich geräuschvoll bedankte und die Klinke mit dem Rücken deckte, verschwand der Schlüssel in meiner Tasche.»

Um vier Uhr verlassen die beiden das Haus. Heike hat ihre Käsezuteilung geopfert und ein grossartiges Einbrecherfrühstück gemacht. «Man kann sie doch nicht mit leerem Magen ziehen lassen», meint sie. Und unsere Amateurganoven hauen ein, als wenn sie vier Wochen lang gehungert hätten. «Ob Einbrechen immer solchen Appetit macht?» Drei Stunden sitzen Heike und ich zusammengekauert auf unseren Stühlen. Wagen uns nicht zu rühren, drücken die Daumen und kommen uns vor wie Ganovenbräute. «Wenn jetzt einer klingelt, machen wir nicht auf», flüstert Heike. – «Am besten,

wir ziehen Hausschuhe an», schlage ich vor. «Während du durchs Guckloch schaut, kann ich die Mappe mit den falschen Papieren über die Balkonbrüstung auf den Nachbarbalkon werfen.» Zum Glück klingelt niemand. Es dämmt bereits. Dann wird es ganz dunkel. Lang-kurz-kurz. Es klopft! «Da sind sie! Endlich!» Ein Blick auf ihre Gesichter. Geklappt! Stumm gehen wir ins Zimmer. Stumm räumen sie ihre Taschen aus. Fliegerschadenscheine. Noch mehr Fliegerschadenscheine. Immer mehr Fliegerschadenscheine. Ganze Bündel gelber Amtsformulare häufen sich auf dem Tisch. «Ist das alles?» frage ich enttäuscht. Frank nickt. «Der Einbruch ist gelungen. Die Beute lässt zu wünschen übrig. Das Beste hatten sie offenbar in den Keller geschafft.» – «Und wie war's?» – «Genau wie geplant. Zwanzig Minuten abwarten, bis die Luft rein war. Das hat die meisten Nerven gekostet. Dann ging Fabian los. Holzriegel kein Problem. Unten bei der Polizei rührte sich nichts. Vor die Tür hatten sie zwei Schulbänke gerückt. Offenbar des fehlenden Schlüssels wegen. Fabian nahm den Rollschrank vor, ich die Schreibtische. Lebensmittelkarten fanden wir nirgends. Da stopften wir in die Taschen, was herumlag. Jetzt muss das ‚Vögelchen‘ erhalten!»

«Und es hat euch bestimmt niemand gesehen?» Mir steckt immer noch ein Rest von Angst in den Gliedern. «Keine Menschenseele.» Fabian häuft die letzten Fliegerscheine auf den Tisch. «Also ran an den Speck!» ermuntert er uns. «Schmieden wir das Eisen, solange es warm ist. Leere Formulare schaffen kein Brot. Geschweige denn eine ganze Monatszuteilung. Her mit dem Stempel!» Er reibt sich die Hände. «Stellst du dir zum Stempeln an, wird das Elend nicht behoben», pfeift er vor sich hin. Ich rücke ihm die Petroleumlampe zurecht. Strom kommt erst in drei Stunden. «Also, was braucht ihr?» – «Pappe, Lineal, Blaupapier, Kopierstifte und polizeiliche Anmeldeformulare.» Die habe ich in Vorrat. Heike rennt nach den Schreibutensilien. «Drei Familien machen wir fertig. Drei Familien zu je drei Köpfen. Das sind neun Sätze. Neunmal Versorgung für

Unversorgte.» Die beiden Männer hantieren mit Stempel und Lineal, als wären sie gelernte Konstrukteure.

«Hat einer Markenpapier oder Klebestreifen? Wir müssen den unteren Stempelrand unleserlich machen. Das Wort ‚Auslandsorganisation‘ stört. Die Auslandsorganisation muss verwischt werden.» Sie wird verwischt. Jetzt steht es jedem frei, aus den verschwommenen Buchstaben der unteren Stempelhälfte das herauszulesen, was amtlich und passend ist. Das Vögelchen überstrahlt alles. Ausgebombt Ihnestrasse 40 in Dahlem. Als Untermieter bei Reuber. – Erstaunlich, wie viele Untermieter Herr Reuber plötzlich beherbergt. – Zuzug in Potsdam. Totalschaden. Evakuierung. Wir streichen, wir unterstreichen, wir füllen aus. Unsere Gehirne arbeiten wie Präzisionsmaschinen «Kinder, dass ihr mir nur die Namen auswendig lernt. Und die Geburtsdaten», warnt Frank. «Für neun Personen, das verlangt Konzentration.» Die Lineale klappern. Die Petroleumlampe haucht einen greulichen Dunst in das Zimmer. Endlich ist alles fertig. Drei Fliegerschadenscheine. Sorgfältig präpariert. Mit sämtlichen Amtseintragungen, die notwendig sind. Frau Berg nebst Kindern. Frau Kühn nebst Kindern. Frau Helfer nebst Kindern. «Dienstag fahren die Mädchen nach Potsdam», bestimmt Frank.

Berlin. Dienstag, 3. April 1945

Schon lange vor acht stehen Heike und ich auf dem Bahnhof Steglitz. In Trainingsanzug und Baskenmütze, wie es sich für Ausgebombte geziemt. «Lore Berg, geboren 17. Mai 1921», murmelt Heike vor sich hin. – «Else Kühn, geboren 13. September 1912», respondierte ich. Mechanisch lernen wir unsere Personalien auswendig. In Potsdam verkehrt keine Strassenbahn. «Erst ab vier, wenn der Berufsverkehr einsetzt», erklärt man uns. Vier Uhr nützt uns nichts. Also tippeln wir. Durch die ganze Stadt. «Es wäre vielleicht nützlich, vorher auch das Zuzugshaus in Augenschein zu nehmen», rät Heike. «Man kann schliesslich nicht zu ahnungslos dastehen. Zuzugshaus Mirbachstrasse 12. Wir tippeln und tippeln!

Dass Leute so weit draussen wohnen können! Auf der Polizei sitzt ein schläfriges Mädchen. Dienstverpflichtet und offenbar ungerne bei der neuen Tätigkeit. Sie schaut unsere Formulare kaum an, stempelt träge, was zu stempeln ihr aufgetragen ist. Unsere Stimmung steigt. Jetzt bleibt nur noch die Kartenstelle. Tausende von Flüchtlingen sind in Potsdam zugezogen. Wir reihen uns in die Schlange ein. «Wenn sie misstrauisch werden, tue, als ob du mal auf die Toilette müsstest, und hau ab», raune ich Heike ins Ohr. Sie nickt. «Und Frau Helfer nebst Kindern sollen wir mitanmelden. Weil sie im Bett liegt und nicht kommen kann», flüstert sie zurück. Wir bedürfen der Toilette nicht. Ohne mit der Wimper zu zucken, legt man uns alles auf den Tisch. Neun Monatssätze Lebensmittelkarten, Haushaltsausweis, Gemüsekarten, Potsdamer Bezugsausweis für Sonderzuteilungen, Raucherkarte und Milchkarte. Die Handtasche ist zu klein, den Segen zu bergen. «Danke schön», sage ich aus Versehen. «Oh, danke schön!» Im Sturmschritt der Freude rennen wir durch Potsdam zurück. Können es kaum abwarten, bis die Stadtbahn losfährt. «Wir haben sie, wir haben sie», jubelt Heike und fällt Fabian in die Arme. Zehn Minuten später radeln die Männer los, um «auszutragen». Hartmann kriegt einen Satz, Wald den zweiten, Flamm wird versorgt und das Flüchtlingspaar aus dem jüdischen Abhollager. Man kommt sich vor wie der Weihnachtsmann. Als wir nach vollbrachtem Werk atemschöpfend in unserem Zimmer sitzen, sagt Fabian: «Komisch, dass man Verbrecher sein kann, ohne sich als Verbrecher zu fühlen. Mein Gewissen ist rein wie frischgefallener Schnee.» – «Meins auch», erwidert Frank. «Die Nazis zu betrügen ist kein Betrug. Nur müssen wir schauen, die Linie zu halten.» – «Die Linie?» – «Ja, die Linie! Den schmalen Grat zwischen sittlich und unsittlich. Wenn wir von ihm herunterrutschen ...» – «Aber wir rutschen doch gar nicht!» entrüstet sich Heike. – «Noch nicht. Noch rechtfertigt uns die Idee. Führt uns zwangsweise aus dem Gesetz heraus. Doch wehe, wenn wir eines Tages nicht mehr in das Gesetz zurückfinden!» – «Immerhin sind

wir ja keine Gewohnheitsdiebe! Und schliesslich muss man uns zugute halten ...» – «Was heisst zugutehalten? ‚Ganoventraining‘ bleibt gefährlich. Nicht umsonst nennt man verbotene Früchte die süssesten. Aber ein einziger egoistischer Gedanke – der kleinste Vorteil für die eigene Person –, und wir sind nicht mehr Antinazipioniere, sondern Schieber. Ganz gewöhnliche Schieber.» – «Na, hör mal», fährt Fabian empört dazwischen. «Das geht wohl ein bisschen weit.» Frank schüttelt den Kopf. «Nur das lautere Ziel adelt den unlauteren Weg. Und wenn» – er stockt – «wenn ich da an die Tabakkarten denke .. .» Drei Augenpaare senken sich schuldbehaftet. Frank ist der einzige Nichtraucher unter uns. Und der Mangel an Rauchwaren wird täglich empfindlicher. Auch unsere Schützlinge sind Nichtraucher. So hatten wir geglaubt ... «Hier sind die Tabakkarten!» Fabian wühlt zerknirscht in seiner Brieftasche. «Drei weibliche, zwei männliche. Die aus Potsdam. Ehrenwort, es war nicht unanständig gemeint.» – «Natürlich nicht.» Jetzt blickt auch Frank geniert zur Seite. «Es kommt eben nur auf das Grundsätzliche an. Wer die Mittel durch den Zweck heiligen will, braucht ein doppelt empfindsames Gewissen. Sonst läuft ihm der Zweck mit den Mitteln davon. Wenn wir uns aber erst zu Schiebern herabwürdigen ...» – «haben wir unseren Kopf mit Recht verwirkt», ergänzt Fabian leise. «Ich hoffe, er soll uns noch lange auf den Schultern sitzen.» – «Unberufen, unberufen», murmele ich. – «Unberufen», sagt auch Heike, und spuckt zur Vorsicht dreimal über die linke Achsel.

Um elf Uhr kreischt die Sirene. «Meine Hörerinnen und Hörer: der übliche Abendalarm», flötet die Stimme des Drahtfunkansagers aus dem Lautsprecher. «Alberne Scherze!» knurrt Frank. «Soll bloss nicht noch neckisch tun.» Auch mir ist nicht heiter zumute. «Kann man eigentlich an Schlafunterernährung sterben?» erkundige ich mich, während wir ächzend unser täglich anschwellendes Luftschutzgepäck die Treppe herunterzerren. Frank antwortet nicht. Wahrscheinlich findet er mich ebenso albern wie den Drahtfunkansager.

Endlos hocken wir im Keller. Dösen verschlafen vor uns hin.

Einmal brummt Fabian: «Wenn die mit der Taktik so weitermachen, dass sie ihre Angriffe in Einzelflugraten abstottern, sitzen wir noch in vier Wochen hier. Ausserdem ist mir das Bein abgestorben.» Alle schweigen. Nur Heike gönnt dem verstorbenen Bein einen mitfühlenden Blick. Irgendwo heult ein Bombeneinschlag. Wir ziehen die Köpfe ein. Gottlob, es ging vorüber. Das bisschen Schuttstaub schluckt man herunter. Lange nach Mitternacht schleichen wir im Gänsemarsch die Treppen herauf. In Richtung Schöneberg brennt es. Wir kümmern uns nicht darum. «Jetzt nichts wie ins Bett», seufzt Heike. Sie seufzt vergebens. Wir liegen noch keine zehn Minuten, da gellt die Sirene von Neuem. «So was sollte verboten werden, glattweg verboten», schimpfen wir. Es ist nicht verboten. Es ist sogar erlaubt und befohlen.

Berlin. Mittwoch, 4. April 1945

Früh schrecke ich aus dem Bett. Schon wieder Alarm. Seitdem die Reichsgrenze in Thüringen liegt, hat jede Einflugberechnung aufgehört. Noch vor der Vollentwarnung wird der Strom abgeschaltet. Also wieder mal kein Frühstück und voraussichtlich auch kein Mittagessen. Manchmal möchte man verzweifeln. Und bei so was soll der Mensch arbeiten können!

Um Trost zu holen, gehe ich zu Heike hinüber. Ihr Zimmer ist schwarz von Qualm. Vom Balkon tönt ein emsiges Rumoren und Töpfeklappern. «Hast du eine Russfabrik eröffnet?» erkundige ich mich interessiert. Sie steckt ihr kohlenverschmiertes Gesicht zur Tür herein. «Nein», lacht sie strahlend, «nur eine Kaffeeküche für Missgelaunte. Seifmade! Wenn du es wissen willst. Aus den Trümmern des Nebenhauses.» Ich betrachte bewundernd ihre Handarbeit. Fünfunddreissig Ziegelsteine, geschickt zu einer offenen Feuerstelle geschichtet. Zwei Eisenstangen als Rost, darauf unser Wasserkessel. «Vorläufig verfeuere ich meine Liebesbriefe», erläutert Heike. «Qualmen zwar ein bisschen, heizen aber grossartig.» Dann schenkt sie mir die erste Tasse Kaffee ein. Er ist heiss und schmeckt nach Räucherwaren.

Noch haben wir unsere kombinierte Morgen- und Mittag Mahlzeit nicht beendet, da erscheint Wald. Schwenkt ein Zeitungsblatt und tobt. «Das gibt uns den Rest! Das dreht uns allen den Kragen um!» Wir springen auf. – «Wer hat uns verpiffen?» fragt Heike mit blassen Lippen. – «Verpiffen?» Wald stutzt. «Bis jetzt noch keiner. Aber wartet mal ab. Das ist ein Verpfeifen auf lange Sicht. Das ist... das ist... die grösste Schweinerei dieses Jahrhunderts ist das!» Er tippt ergrimmt auf die fettgedruckte Überschrift: «Deutsche Freiheitsbewegung Werwolf. – Offen proklamierter Franktireurkrieg. Fememord von Staats wegen. Das hat uns gerade noch gefehlt. In der Stadt erzählen sie, die ersten Freiwilligen seien bereits ausgebildet. Fertig geschult für diesen lieblichen Verein. Im Nahkampf ohne Waffen. Lasso werfen mit Klaviersaiten, Genickumdrehen durch Jiu-Jitsu-Griff. Killen auf Zehenspitzen sozusagen. Wenn die Alliierten sich das gefallen lassen ...»

Auch uns dämmert allmählich die ganze Tragweite dieser neuen Nazi-Erfindung. Die militärische Niederrung genügt nicht mehr. Bis in die letzte Dachkammer soll der Widerstand fortgesetzt werden. Wofür? Damit Herr Hitler sich noch eine Woche länger am Leben hält. Damit Herr Göring seinen Fettbauch weiterhin mit Gänselebern vollstopft. «Glaubst du, es melden sich tatsächlich Freiwillige?» – «Was nicht von selbst kommt, wird zwangsweise geholt. Ich denke, die Taktik kennen wir. Vierzig zuverlässige Parteigenossen aus jeder Ortsgruppe. So erfuhr ich vertraulich durch einen Mittelsmann. Die Zahl allein spricht für sich. Vierzig Fanatiker in jedem Stadtbezirk. Vierzig Spitzel aus Passion. Wenn da unser Kopf noch oben bleibt!» Heike und mir wird es kühl ums Genick. «Verflucht nochmal!» stammeln wir verstört. – «Fluchen ist zwecklos», knurrt Wald. «Denkt lieber darüber nach, wie wir aus dieser Sache herauskommen.» Zehn Minuten grübeln wir angestrengt. Aber es fällt uns nichts ein. Wenn sich das Volk auch zu solcher Selbstaufopferung noch vergewaltigen lässt...

Eine Hiobsbotschaft kommt selten allein. Am Abend bringt Frank

die Nachricht, dass ab Montag sämtliche Verkehrsmittel stillgelegt werden. Nur noch Berufstätigen mit amtlichem Ausweis sollen Hin- und Rückfahrt zum Betrieb gestattet werden. Berlin ohne S-Bahn! Berlin ohne U-Bahn. Und unsere Untergetauchten? So viele Schuhsohlen gibt es ja gar nicht, um diese Entfernungen zu bewältigen. Also wieder mal falschdrucken. Und zwar schnellstens. Mir fällt ein, dass schon im Februar irgendwelche Listen durch die Betriebe gingen, in denen nach Benutzung von S-Bahn, U-Bahn oder Strassenbahn gefragt wurde. Vielleicht, dass man durch seine Arbeitsstätte ... Doch als ich mich im Verlag erkundige, weiss man mir nichts Genaueres zu sagen. Anträge seien gestellt. Endgültige Entscheidungen müssten abgewartet werden. Keinesfalls dürfe man irgend etwas überstürzen. Die übliche pflaumenweiche Ängstlichkeitspolitik.

Berlin. Samstag, 7. April 1945

Der Verlag hat keine Verkehrsausweise bekommen. Weder die blaue Stufe III noch die gelbe II noch die rote I. Wir seien nicht kriegswichtig genug, teilt man uns mit. Nicht kriegswichtig genug für den kläglichen Kohlenrestbestand, um dessen Aufteilung sich Goebbels und Speer seit Wochen in den Haaren liegen. Kochstrom fürs Volk – oder Industriestrom für den Kriegsnachschub. Beides zusammen geht nicht mehr. Nun streiten sich die Kompetenzen, wer als letzter auf dem letzten Loche pfeifen darf. Uns jedenfalls hat man abgehängt. Noch ehe die Verkehrsausweise in Kraft treten, wird die dritte Stufe bereits ausser Kurs gesetzt sein, die zweite dicht vor der Ungültigkeit stehen. Bleibt nur die erste Verkehrsmittelbenutzung für kriegsentscheidende Aufgaben. Also rot muss man fälschen. Nur rot kommt in Frage.

Die Clique tritt zur Beratung zusammen. Wald übernimmt die Arbeitsverteilung. «Kinder, diesmal geht es aufs Ganze», sagt er. «Wenn wir Speer tatsächlich ein Bein stellen wollen, müssen wir Falschdruck in Grossproduktion treiben. Mindestens tausend Ausweise. Vorbildlich gedruckt und an den richtigen Stellen abge-

setzt.» – «Machen wir! Machen wir!» Frank zappelt wie ein Rennpferd vor dem Start. «Also dann sattelt mal eure Räder! Punkt eins: Beschaffung der Ausweisvorlage. Kann Heike übernehmen. Wo sie sie hertauscht oder herorganisiert, ist ihre Sorge. Punkt zwei: Jede Sondertypen muss extra geschnitzt werden. Mein Schnitzer ist vorgestern ausgebombt. Soll irgendwohin nach Britz verzogen sein. Gärtnerweg oder so was.» Fabian notiert bereits. «Punkt drei: Zum Schnitzen braucht man Buchsbaumholz. Da liegt noch ein Posten für mich in Friedrichshagen. Eckhardt wird Friedrichshagen erledigen. Frank radelt inzwischen nach Neukölln und sieht zu, dass er bei Leitmann & Krause die passenden Papierfarben erwischt. Auf die Nuance kommt es an. Falsche Nuancen können wir uns nicht leisten. Am besten, er setzt sich vorher mit Heike in Verbindung. Ich besorge den Druck. Wenn alles klappt und man im Betrieb nicht wieder wegen Stromsperre Nachtschicht macht, kann ich in fünf Tagen fertig sein.»

Eine Viertelstunde später schwärmen wir wie Depeschenboten nach allen Seiten aus. Britz, Friedrichshagen, Neukölln, Grunewald, Schöneberg, Adlershorst. Ein Netzwerk heimlicher Konspiration über ganz Berlin. Sirene. Voralarm – Vollalarm. Vorentwarnung – Vollentwarnung. Wahrhaftig, es wird einem nicht leicht gemacht. Ich koche auf Heikes Ziegelherd für die erschöpften Heimkehrer. Es russt, es qualmt und dauert entsetzlich lange. Aber wir haben alles geschafft. Die echte Vorlage und das Buchsbaumholz. Den Schnitzer und die Papiernuance. «Wisst ihr, wie ich die ‚rote‘ erwischt habe?» fragt Heike und schwenkt triumphierend ihre Trophäe. «Getauscht gegen drei Liter Reisemilchmarken. Bei einem SS-Mann. Die tauschen wie die Verrückten. Jede Dienststelle macht ihr Sondergeschäft. Sogar Blumen haben sie schon als Gegenwert verlangt.» – «Aha, Verkehr durch die Blume!» spottet Fabian. «Die Reichsheinis werden lyrisch. Pfui Teufel! Ich bedanke mich!» Zur Aufbesserung seiner Stimmung dreht er am Radio. «Hier ist England ... hier ist England», schallt es aus dem Lautspre-

cher. «Mensch, stopf bloss ein Kissen hinter den Kasten!» flüstert Frank entsetzt. «Die hören dich ja bis zur Reichskanzlei.» – «Aber dass die Russen in Wien sind, die Engländer auf Hannover, Braunschweig, Leipzig und Bremen marschieren, willst du trotzdem wissen», brummt Fabian, nachdem er fünf Minuten stumme Zwiesprache mit dem kissenverstopften «Kasten» gehalten hat. Unsere Müdigkeit ist wie weggeblasen. Noch vier Wochen höchstens! Wir werden uns mit den Verkehrskarten beeilen müssen.

Spät am Abend setze ich mich hin und schreibe Postkarten in alle Himmelsrichtungen. Gehamsterte Karten, denn auch darin geht der Staatsvorrat zur Neige, und man erhält an jedem Schalter nur noch wenige Exemplare. Mit dem Postverkehr wird es im ganzen Deutschen Reich voraussichtlich binnen Kurzem ein Ende haben. So schreibe ich, während neben mir die Petroleumlampe blakt, Karten nach Stuttgart und nach Hamburg, nach München und nach Sigma- ringen! «Liebe Freunde! Wir werden voraussichtlich lange nichts voneinander hören. Wenn Euch diese Karte noch erreicht, dann sollt Ihr wissen, dass wir leben, dass wir gesund sind und dass wir zuversichtlich hoffen, über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen. Wir wollen versuchen, sobald es geht, wieder miteinander in Verbindung zu kommen. Bleibt behütet. Denkt an uns! Und vergesst uns nicht.» – Die Augen fallen mir zu, als ich die letzte Karte auf den Berg der bereits geschriebenen lege. Gottlob, das wäre auch erledigt! Die Lampe schwelt. Es ist fast dunkel im Zimmer. Ob unsere Lieben im Ausland wohl wissen, wie schwer es uns fällt, diesen Kampf bis zum Ende durchzustehen?

Berlin. Montag, 9. April 1945

«Wir müssen uns um Hartmann kümmern», sagt Frank. «Seit drei Wochen wartet er auf den roten Volkssturmschein. Bedenke, der Mann hat keinerlei Ausweise. Unverantwortlich, ihn eine Stunde länger als notwendig in solcher Gefahr sitzen zu lassen!» – «Aber Flamm hat ja erst gestern geliefert!» –

«Eben weil er gestern geliefert hat, müssen wir heute zu Hartmann. – Also wann kommst du aus der Redaktion?» – «Um fünf Uhr.» – «Gut, treffen wir uns um halb sechs Uhr auf der Eisenacher Strasse.»

Im Verlag wird wieder mal Sturm geläutet. «Wir können zumachen, wenn wir keine Ausweise kriegen», jammert unser Personalchef. – «Wieviele brauchen Sie denn?» – «Mindestens einhundertzwanzig. Rote natürlich. Die gelben wackeln ja bereits.» – «Können Sie haben», sage ich gelassen. Unser «Personal» sperrt Mund und Nase auf. «Wann... Wie... Wieso?» stottert er. – «Das ist meine Sache. Aber Sie kriegen sie. Spätestens in vier Tagen. Und wenn Sie ein Übriges tun wollen, so lassen Sie einen Tausender dafür springen. Auch Illegale wollen leben.» Stumm nickt er mit dem Kopf. «Also in vier Tagen. Und – Diskretion Ehrensache!» – Hoffentlich! denke ich, sonst bin nicht nur ich die Hereingefallene.

Fünf Minuten nach halb sechs klopfe ich bei Ulrike Weitzen. Langkurz-kurz. Das verabredete Zeichen. Frank sitzt bereits auf dem Sofaplatz. Hartmann hockt, wie immer, neben dem Radio. «Man meint, es gehe schneller, wenn man öfter hört», lächelt er entschuldigend. «Ich fürchte doch, ich schaffe es nicht mehr.» – «Sie werden es schaffen. Die paar Wochen noch! Das wäre ja gelacht.» – «Aber diese paar Wochen entscheiden über Leben und Tod von Hunderttausenden. Und nach dem letzten Schurkenstück ...» – «Sie meinen den Werwolf?» – «Gewiss – auch den Werwolf. Doch nicht ihn allein. Weit grössere Sorge macht mir die Sache mit den Kriegsgefangenen.» Wir blicken ihn fragend an. «Sie wissen noch nichts davon? Nun, Hitler plant einen Mord ganz grossen Stils. Erschiessung sämtlicher englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen.» Uns stockt der Atem. – «Und das Kriegsrecht? Die Haager Konvention?» – «Hat für ihn aufgehört, zu existieren. Jetzt geht es ums Letzte. Nicht um die Ermordung der Gefangenen, sondern um die Gegenmassnahmen der Alliierten. Mord wider Mord. Er will, dass sie drüben die Deutschen abschlachten. Dass kein deutscher Soldat mehr auf den Einfall kommt, freiwillig zum Geg-

ner überzulaufen. Scharenweise haben sie sich ergeben während der letzten Wochen. Dem soll ein Riegel vorgeschoben werden. Abschreckungspolitik zugunsten des Führerlebens.» – «Aber das ist doch der Plan eines Geisteskranken!» – «Er ist ja auch geisteskrank. Oder glauben Sie, dass normale Menschen Gardinen anknabbern und Teppiche frühstücken? Nur hat die Mehrzahl der Volksgenossen diesen bedauerlichen Umstand leider noch nicht entdeckt. Bis der Letzte es merkt, kann noch viel Wasser den Berg herunterlaufen.» – «Und die Generale? Die Spitzen der Wehrmacht?» stottert Frank. – «Noch sträuben sie sich, den Befehl auszuführen. Doch für wie lange werden sie sich sträuben wollen ... sich sträuben können? Wer nicht mitmacht, wird abgesägt. Ob Kesselring oder Kluge, ob Brauchitsch oder Dönitz, was spielt das für eine Rolle? Solange es noch Marschälle gibt, die gehorchen, läuft der Karren weiter. Und er wird laufen, durch Blut, Schweiß und Tränen, bis er in den letzten Tiefen des Abgrunds zerschellt ist.» Keiner wagt eine Antwort. Stumm starren wir vor uns hin. «Übrigens, wir haben Ihnen den roten Volkssturmschein mitgebracht», wage ich nach einer langen Pause das Schweigen zu brechen. «Erstklassig gestempelt, sogar mit der Ortsgruppe von Ihrem Bezirk.» Hartmanns Augen hellen sich auf. «Geben Sie her! Rasch. Oh ... Gott sei Dank ... Nun kann ich doch ... nun werde ich...» Es ist, als stünde plötzlich ein neuer Mensch vor uns. Ein selbstbewusster, befreiter. «Von der Wiege bis zur Bahre – Formulare, Formulare!» zitiert Frank spöttisch. Und die Gefühlslage ist wieder mal gerettet.

In der Dämmerung fahren wir durch das zertrümmerte Schöneberg nach Hause. Der Kalkstaub schnürt uns die Kehle zusammen. Hinter den Ruinen des Schöneberger Rathauses leuchtet das Abendrot. «Sieh dir bloss mal die Wolken an», sagt Frank. «Prachtvoll! Wenn sie uns alles nehmen, die Wolken bleiben. Dass wir uns an den Wolken freuen können, ist auch ein Trost.» Krachend saust er mit seinem Rad tief in ein Bombenloch. «Und es ist doch ein Trost»,

wiederholt er trotzig. Aber der Vorderreifen ist hin, und bis zum Wasserturm müssen wir beide schieben.

Berlin. Mittwoch, 11. April 1945

«Wenn ich nicht mal rauskomme, halte ich den ganzen Quatsch nicht mehr aus!» Es ist ein strahlender Frühlingstag, und Frank und ich haben den Vormittag damit zugebracht, Schutt zu kehren, Räder zu flicken und Ziegelherde in Brand zu setzen. «Also gut», erkläre ich mich bereit, «schalten wir meinetwegen eine Stunde schöpferischer Pause ein.»

Zehn Minuten später traben wir los. In der Stadt hastet man durch die Strassen wie gewöhnlich. Aber draussen am Kanal wird es still. Zwischen dunklen Kiefern steht eine einsame Bank. Eingerahmt von einer Hecke blühender Forsythien. «Setzen wir uns ein bisschen», schlägt Frank vor. Durch die hellen Zweige schauen wir in den Himmel. Dass es so viel Frühling gibt! denke ich und blinzele in den gelbblauen Raum. So viel Frühling ...

«Du, da links haben sie ein Geschütz aufgefahren. Sieh mal genau hin. Direkt neben der grossen Kiefer.» Aus ist es mit der Frühlingsträumerei. Aus mit der Friedensstimmung. Ich wende meinen Kopf nach links, sehe ein feldgraues Kanonenrohr, Erdlöcher, Kisten und Munition. Wie eine Nadel sticht es mir durchs Gehirn: Da hockt er ja, der Krieg. Da – unmittelbar neben uns. Gleich wird er uns packen! Wird uns würgen und schütteln. Mich, Frank, uns alle. Heute noch sind wir Etappe. Aber morgen schon sind wir Front. Front von Berlin! Mit Tanks, Granaten und Feldgeschrei. Wer mag wissen, was danach übrigbleibt! Seufzend nehme ich Abschied von den Kiefern, von der Parkbank und den blühenden Forsythien. «Glaubst du, dass wir durchkommen werden?» frage ich, während wir langsam stadteinwärts wandern. Frank wiegt den Kopf. «Glückssache! Es sind schon Bessere als wir an diesem Wahnsinn kaputtgegangen. Wen es hascht, den hascht es. Man muss Fatalist sein.» – «Und wenn wir es wirklich überdauern? Ich meine den Hitler und die Bomben und die Strassenkämpfe.

Was dann?» – «Dann wird man uns besetzen. Auch das ist Glückssache!» – «Wieso Glückssache?» – «Weil keiner weiss, wer dann kommt und was dann kommt. Die Russen von Küstrin oder die Engländer von Magdeburg.» – «Und wenn sie alle auf einmal kämen?» – «Dann sind wir, so Gott will, im Wettstreit der Vier die erbenden Fünften. Oder was glaubst du? Kann das russische Neukölln zurückstehen, w^enn das amerikanische Lankwitz schon wieder Strassenbahn fährt? Wird es die Ehre Frankreichs zulassen, dass man in seinem Gebiet nur ein Viertelpfund Butter verteilt, während im englischen Westen bereits ein ganzes zur Austeilung kommt? Warten wir es ab! Ich denke, wir haben keinen Grund, Pessimisten zu sein.» – «Oder keine Anlage», wage ich dämpfend einzuwenden. – Frank lacht. «Den Optimisten gehört die Welt. Und den Tatkräftigen. Mir scheint, wir haben schon lange nichts Richtiges ausgefressen!»

Am Abend rüstet die Clique zu neuen Taten. Projekt und Angriffsziel: unser alter Wasserturm. Ehemals diente er dem Bezirk als Wasserreservoir. Später machten ihn die Nazis zum Ehrenmal. Mit Hakenkreuz, Adler und Fahnen, mit rotbeschleiften Kränzen und hochtrabenden Inschriften. Für die Gefallenen der Bewegung. Die Nazikämpfer den Nazikämpfern! Englische Bomben sind auf den Turm gefallen. Haben Menschen erschlagen und Zerstörungen angerichtet. Aber die Fahnen blieben. Schon lange stachen uns diese Fahnen ins Auge. Todesstrafe steht auf Frevel gegen nazistische Hoheitssymbole. Grund genug, mit äusserster Vorsicht zu Werke zu gehen. «Am besten, wir warten auf den Alarm», schlägt Fabian vor. «Wenn die Flieger brummen, sitzt alles im Keller.»

Der Alarm kommt pünktlich wie jede Nacht. Draussen ist es finster. So finster, dass man die Hand nicht vor Augen sieht. Unsere Schritte hallen über den Asphalt. Tatsächlich, nirgends ein Mensch auf der Strasse. Nur hin und wieder hört man verstohlenes Husten hinter einer Kellertür, blitzt für Sekunden das Glutpüncchen einer Zigarette auf. Wie Katzen überklettern wir den hohen Drahtzaun, der in breitem Abstand den Wasserturm umgibt. Auf Zehenspitzen

pirschen wir uns heran. Über uns summen die Flieger. «Du, da hinten singt ein Nachtvogel», flüstert mir Frank ins Ohr. Ich bleibe stehen und lausche. «Ki-ri-witt, ki-ri-witt», klingt es ganz deutlich von irgendwoher. Ein kühler Wind bewegt die Bäume. Sie stehen im schwarzen Raum wie noch schwärzere Schatten. Krachend knackt ein Ast unter meinen Füßen. «Mach bloss nicht solchen Krach», faucht Heike mich an. «Willst du die Gestapo herbeitrillern?» Nein, ich will es nicht. Ganz gewiss will ich es nicht. Aber kein Mensch ist verantwortlich für Äste, die im Finstern auf nachtschwarzen Wegen liegen.

Jetzt stehen wir unter der hohen Kuppel des Wasserturms. «Scheren raus!» kommandiert Frank. «In fünf Minuten müssen wir fertig sein.» – «Ich komme nicht ran», tuschelt Heike verzagt. – «Ich auch nicht.» Wie Federbälle hüpfen wir auf der Stelle. – «Hat dich der Veitstanz gepackt?» Neben mir steht Wald. «Komm auf meine Schultern, rasch.» Er faltet die Hände zum Steigbügel. Die Schere quietscht. Draussen summen die Flieger. Jetzt fällt die erste Fahne. Jetzt die zweite. Am anderen Ende der Halle arbeitet Heike, die Beine wie eine Reiterin um Fabians Hals geschlungen. Dritte Fahne – vierte Fahne – fünfte Fahne. Noch zwei bleiben übrig.

Da gellt die Sirene Vorentwarnung. «Beeilt euch, beeilt euch!» Wir schnipseln und schneiden, dass uns die Arme schmerzen. «Wo ist Frank?» – «Hier», haucht seine Stimme geheimnisvoll über uns. Langsam senkt sich aus der Mitte des Gewölbes ein wehendes Etwas. Baumelt wie ein schwarzer Hampelmann über dem Kopf des Naziadlers. Eine Minute später steht Frank neben uns. «Fort!» drängt er. «Es ist höchste Zeit.» In fliegender Hast stopfen wir die Fahnen unter unsere Mäntel. Sie riechen nach Staub und irgendeiner Säure. «Wo hast du bloss gesteckt?» – «Oben im ersten Stock. Ich hab' den Hitler aufgehängt.» – «Wen?» frage ich erstaunt und stolpere schon wieder über trockene Zweige. – «Leider nur sein papiernes Abbild. Mit einer Bindstrippe um den Hals. Aber immerhin...»

Das Dauergetöse der Vollentwarnung verschluckt seine letzten

Worte. Im Weitergehen kommen uns die ersten Bunkerbesucher entgegen. Plappern wie Elstern und füllen die Nacht mit lärmenden Geräuschen. Kinderwagen quietschen über das Pflaster. «Zeit, nach Hause zu kommen», sagt Heike verächtlich.

Daheim erwartet uns Dagmar Meyerowitz: «Alles geglickt?» Stolz ziehen wir die hakenbekreuzten Trophäen aus des Busens Tiefen. «Wenn das nicht einen Kognak wert ist!» – «Kognak nennst du das Fuselzeug unserer letzten Zuteilung?» fragt Frank ironisch. Aber er hält schon den Korkenzieher in der Hand. Und es ist wieder mal Morgen, ehe wir ins Bett finden.

Berlin. Samstag, 14. April 1945

Um sechs Uhr nachmittags kommt Eckhardt. Verschwitzt, die Mütze im Nacken, Jacke und Stiefel mit Staub bedeckt. «Denen hab' ich die Suppe versalzen», sagt er befriedigt und wirft sich auf die Couch. «Es geht doch nichts über eine Drahtschere!» Acht Kabel hat er durchgeschnitten. Auf dem Wege von Nauen nach Berlin. Acht wichtige Kabel, bestimmt, Befehle zur Verteidigung der Reichshauptstadt weiterzuleiten. «Und nicht nur die einfachen Drähte», erklärt er triumphierend. «So töricht arbeitet Kurt Eckhardt nicht. Auf die Kabelschuhe kommt es an. Die Kabelschuhe muss man entfernen. Wenn sie sich auch noch so sehr umsehen, da können sie lange suchen, bis sie die wieder zusammenklauben.» Vor Begeisterung vergisst er seine Müdigkeit. «Ich sag's ja immer: Reden ist Quatsch, handeln muss man. Oder ist es vielleicht nichts, wenn man fünfhundert Liter Benzin in den Gully laufen lässt? Fünfhundert Liter. Zum Türmen bestimmt für vier Nazibonzen.» – «Wie hast du das denn fertiggebracht?» – Stolz strahlt er uns an. «Einschliessen hab' ich mich lassen. In der Werkhalle. Als sie vorgestern Feierabend machten. Da hab' ich's ausspioniert. Das Versteck und den Sprit. Der Rest war eine Kleinigkeit. Fässer vorrollen bis zum Gully, Stopfen los und rin mit der Ladung in den Abguss. Gestunken hat es, sag' ich euch! Gestunken ...» – «Faule Geschäfte stinken immer», lacht Frank.

Dann kommt Heike mit der Abendsuppe. «Draussen erzählt man, dass die Bonzen heute türmen», berichtet sie. «Man sagt, sie rücken in Autos ab. Richtung Mecklenburg.» – «Wenn sie nur erst weg wären!» seufzt Wald. «Freu dich nicht zu früh. Goebbels bleibt uns erhalten. Der reißt seine Klappe noch auf, wenn die Alliierten vor der Reichskanzlei stehen.» – «Jawohl», lacht Heike, «und sagt: Ätsch, wir haben doch gesiegt, denn jetzt findet ihr keine Quartiere!»

Die Sirene unterbricht unser Gespräch. Diesmal sind es nicht die üblichen Nachtmotillos, sondern regelrechte Kampfverbände, die aus dem Westen einfliegen. Ungemütlich! Äusserst ungemütlich. Um unseren gesunkenen Lebensmut aufzurichten, singt Heike im Rhythmus des Kellerabstiegs:

«An der Laterne, vor der Reichskanzlei, hängen unsere Bonzen, der Führer ist dabei.

Da woll'n wir beieinander stehn, wir wollen unsern Führer sehn, wie einst am ersten Mai.»

«Dir sitzt wohl der Kopf zu fest auf dem Halse!» schilt Frank. «Ausgerechnet im Treppenhaus, wo es so schallt und die Fenster kaputt sind, legst du los. Wie die Posaunen von Jericho. Wenn jetzt unser Luftschutzwart...»

Aber der Luftschutzwart ist weit. Er hat mit Kind und Kegel Berlin verlassen. Richtung Westen. Raus aus der Gefahr. Saubere Leute, diese Nazis! Wenn es brenzlich wird, sind sie alle verduftet. Sang- und klanglos. Ohne Lichtreklame. Wir haben viel Zeit, über diese Tatsache nachzudenken. Einförmig tickt der Drahtfunk. Zwischen Herzklopfen und Aufatmen schleichen die Stunden. Kommen sie nach Berlin? Kommen sie nicht? Zehnmal scheint es so, zehnmal scheint es anders. In der Ferne hört man Detonationen.

«Und wenn ihr erst wüsstet, was ich letzte Woche für ein Ding gedreht habe», knüpft Eckhardt, unbekümmert um Bomben und Anflüge, das oben unterbrochene Gespräch wieder an. «Wisst ihr, was Schmirgel ist? Was man ausrichten kann, wenn man ihn heimlich

in hochwertiges Schmieröl schüttet? Unseren ganzen Bestand habe ich damit versaut. Unbrauchbar gemacht. Der Kriegswirtschaft entzogen.» Er grinst, dass man sein langes Pferdegebiss bis hinauf zum Zahnfleisch sieht. «Diese Teufel ... diese Teufel!» murmelt er. Dann hockt sich unser Saboteur in die Ecke und schläft eine Stunde den Schlaf des Gerechten. «Nerven hat der Junge!» staunt Fabian.

Berlin. Sonntag, 15. April 1945

Also auf Potsdam ist es gegangen. Auf jene wunderbare, hochmütige Stadt, die sich bis gestern rühmte, als einzige in Deutschland unzerstört zu bleiben. Hochmut kommt vor dem Fall. Uns hat es schon lange geärgert, dass man dort so demonstrativ «in Frieden machte», dass der Gegensatz zwischen Berlin und Potsdam schwerer überbrückbar war als der zwischen Heimat und Front. Wer ständig in Todesgefahr schwebt, der versteht den anderen auch ohne Worte, ganz gleich, ob er vor Warschau kämpft oder bei Berlin im Keller sitzt. Nur die Verschonten stehen abseits. Nur die, die ohne Leiden bleiben, sind gefährlich. Und wehe, wenn es einst geschehen sollte, dass gerade sie, die Satten und Ahnungslosen, über uns Leidende zu Gericht sitzen! Jetzt liegt Potsdam und der ganze Glanz seiner Schönheit in Trümmern. Unwiederbringlicher Verlust für die Kulturwelt, aber – vielleicht – ein Gewinn für die Menschlichkeit. Denn seit gestern Nacht sind auch die Potsdamer in die Gemeinschaft der Leidenden eingerückt.

Am späten Vormittag kommt ein Bote von Hollner, den man vor vier Wochen zum Volkssturm einberufen hat. Er bringt einen Brief und verlangt dringend, auf Antwort zu warten. «Bin zwei Tage auf Urlaub hier», ist flüchtig mit Bleistift aufs Papier geworfen. «Schicken Sie mir den Doktor. Ich kann nicht mehr.» – «Na, denn man los», brummt Frank und zieht sich den Mantel über. – «Ich fahre mit! Vergiss nur den Rezeptblock nicht.»

Der dicke Hollner sieht blass und verängstigt aus. «Morgen früh um sechs muss ich zurück sein bei der Kompanie. Ich will nicht

mehr. Ich mag nicht mehr. Ich schaffe es ganz einfach nicht länger.» Er starrt uns mit seinen blauen Kinderaugen hilflos an. «Wenn nicht irgend etwas passiert, dreh' ich den Gashahn auf.» Wieder einer, dem es endgültig Ernst wird. Franks Züge straffen sich. Sein Blick sammelt sich nach innen. Er ist auf einmal nicht mehr der untergetauchte Herr Unbekannt, sondern Arzt, Fachmann und Universitätsmitglied. Über den Tisch gebückt, schreibt er. Stumm, eilig. Schnörkelt eine unlesbare Unterschrift. «Sie legen sich sofort ins Bett. Schwere Gallenkolik. Feuchten Wickel auf die Leber. Wenn Sie fünf Schlaftabletten schlucken, glaubt Ihnen selbst der Vertrauensarzt den benommenen Zustand. Mimen Sie ein bisschen. Das werden Sie doch können. Brüllen Sie auf, wenn man Ihnen rechts unter die Rippen greift. Hier sind vier Rezepte. Das bedeutet: für mindestens sechs Wochen Wehrdienstuntauglichkeit. Bis dahin sind die Nazis weg. Das garantiere ich Ihnen.» – «Und sterben wird man nicht daran?» fragt Hollner zögernd. – «Es ist eine Pferdekur. Aber immer noch besser, als Volkssturmann sein im Endkampf um Berlin.»

«Was meinst du», sagt Frank auf dem Heimweg, «wie viele deutsche Männer in dieser Stunde das Bett hüten! Nur um nicht dabei sein zu müssen. Das geht in die Tausende, in die Zehntausende. Jeder tut, was er kann. ‚Sei krank und gebrechlich‘, heisst heute der Wunschtraum aller wehrpflichtigen Deutschen.»

Zu Hause finden wir Andrik vor. Er hat es nicht mehr ausgehalten in Braunsdorf. Als Nierenkranker auf der Diätweide. «Wenn alles platzt – ich riskier's!» erklärt er verbissen. «Die paar Tage noch. Da werden sie mich schon nicht schnappen.» – «Dass du wieder da bist!» Mir ist ganz schwach vor Freude. Eine Stunde später haben wir die Clique zur Begrüssung zusammengetrommelt. «Wichtige Nachrichten, Kinder», berichtet Andrik. «Man munkelt, dass bei Küstrin die russische Endoffensive beginnt. Die Vereinten Nationen stehen in Halle und Tangermünde. Auf dem Wege hierher bin

ich mit einem neuen Mann zusammengetroffen. Ich glaube, die beste Verbindung, die wir bisher gehabt haben. Gregor Schulz heisst er. Ob das sein richtiger Name ist, ahne ich nicht. Ist aber auch gleichgültig. Dieser neue Mann also...» Er stockt und sieht uns prüfend an. «Man bereitet eine Aktion vor. Zusammenfassung aller gegnerischen Kampfgruppen. Wollen wir mitmachen?» – «Und ob wir wollen! Um was dreht es sich denn?» – «Um das grosse ‚Nein‘ zu Hitlers Politik. Zu Krieg, Widerstand, Werwolf und dem ganzen Wahnsinn. Morgen soll ich Genaueres hören.»

Gegen Abend kommen Rita und Ralph, Doktor Tegels Schützlinge aus dem jüdischen Abhollager. «Wir können nicht immer beim Doktor schlafen. Die Nachbarn haben Lunte gerochen.» Zu Fuss sind die beiden von Tegel nach Steglitz marschiert. Gott sei Dank hat Wald inzwischen die ersten Verkehrsausweise geliefert. Das «Vögelchen» der Auslandsorganisation tritt wieder mal in Tätigkeit. Kreisrund füllt es die Rubrik für «Dienstsiegel oder Firmenstempel der Ausgabestelle». «Nun könnt ihr wenigstens fahren», sagt Fabian befriedigt und wischt sich die stempelfarbenverschmierten Hände. Heike sorgt inzwischen für Nachtquartiere. Etwas provisorisch, mit Kissen und Matratzen auf dem Fussboden. Aber immerhin: es geht! Ohnedies kommen wir nicht viel zum Schlafen. Drei Moskitoangriffe! So sorgfältig auskalkuliert, dass Anflug und Abflug sich niemals überschneiden. «Es ist schon ein Kreuz», ächzt Frank, «wenn man Schlafmördern in die Hände fällt!» – «Führer, befehl! Wir tragen die Folgen!» spottet Andrik. Doch auch seine Stimme klingt nicht sehr heiter.

Berlin. Montag, 16. April 1945

«Die Zeit der Einzelgänger ist vorüber», hat Frank gesagt. Individualismus kann man sich nur leisten, solange der Staat im Gleichgewicht ruht. In Zeiten der Not, des Terrors und Zusammenbruchs wächst der Einzelne zwangsläufig in die Gemeinschaft hinein. Jeder bedarf der Stützung durch Gleichgesinnte. Jeder muss für den

anderen einspringen. Wir leben und atmen für ein gemeinsames Ziel. Da geht es nicht an, dass man an verschiedenen Strängen zieht. Keinem stand ehemals die Politik im Zentrum seiner Interessen. Niemand von uns hat je einer politischen Partei angehört. Wir wollten immer nur Menschen sein. Aber weil wir das wollten, mussten wir das Erbe derer antreten, die im Kampf um ihr Menschentum untergingen. Sie haben uns ihren Auftrag weitergegeben. Nun sind wir ihm verpflichtet, ob wir wollen oder nicht. Moltke und Scholls, Witzleben und Trott, Ursel Reuber, Eva Gerichtet, Doktor Mühsam und Bernsteins, Anna Lehmann und Margot Rosenthal – sie machten uns zu Sachwaltern ihrer unvollendeten Lebensaufgaben.

«Man könnte glauben, du denkst über etwas Ernsthaftes nach.» Während ich meine Gedanken spazierenführe, ist Andrik ins Zimmer getreten und klopft mir auf die Schulter. «Verkneif dir den Luxus, geliebtes Mädchen. Wir leben nicht in Indien, sondern in Berlin. Im Kampfraum Berlin, wo jede Minute kostbar ist. Philosophieren dürfen wir später. Jetzt stehen andere Dinge zur Debatte.» Ich fahre empor wie ein ertapptes Schulmädchen. «Ein neues U-Boot ist aufgetaucht. Wie wär's, wenn du rausgingst und dich seiner annähmst?» Draussen, das heisst in Andriks Zimmer, sitzt ein junger Mann. Etwa dreissigjährig. Mit schwarzen Indianerhaaren und ernsthaften braunen Augen. In Stabsarztuniform. «Ich bin Johannes Thäler», stellt er sich vor. «Der Freund von Frank Matthis.» – «Willkommen, Herr Thäler!» sage ich. «Wir warten schon seit Wochen auf Sie.» – Der junge Mann zögert. «Ich komme von Schwerin, mit gefälschten Marschpapieren.» – «Haben Sie Unterkunft? Ausweise? Lebensmittelkarten?» – Er nickt. «Alles von langer Hand vorbereitet. Der Entschluss stammt nicht von gestern, müssen Sie wissen. Frank meinte, man würde mich hier brauchen ...» – «Jeder wird gebraucht. Es ist schön, dass Sie da sind, Herr Thäler.» Für Sekunden huscht es wie der Anflug eines Lächelns um seine Lippen. «Ich heisse Jo, wenn Sie ... wenn Sie mich so nennen wollen.» – «Also Jo!» Wir schütteln uns herzlich die Hän-

de. «Heute Abend trifft die Clique zusammen. Um neun Uhr. Hier in der Siedlung. Die Haustür wird offen sein.» Im Weggehen wendet er sich nochmals zurück. «Ich wohne bei Frank. In seinem Geheimquartier. Falls irgend etwas ...» Den Rest seiner Worte verschlingt der Lärm eines vorüberknatternden Lastwagens.

«Reizender Mensch», sage ich zu Andrik. «Auf den wird man sich verlassen können.» – Andrik nickt. «Wer so systematisch vorbereitet, kommt nie unter den Schlitten. Und selten ins KZ.» – «Und doch meinen viele, dass nur Gefängnis oder ‚Konzertlager‘ zu künftigen Führerposten berechtigt.» – «Das ist ja der Unsinn! Weil ich vergessen habe, den englischen Sender abzustellen, bin ich noch lange kein Minister für das Vierte Reich. Wenn ich illegal arbeite und mich dabei ertappen lasse, prädestiniert mich solche Unvorsichtigkeit weder zum demokratischen Bürgermeister noch zum Stadtpräsidenten. Man darf Martyrium nicht zum Leistungsmassstab machen.» – «Aber sie haben doch für die Idee gelitten.» – «Gewiss, und keiner soll ihre Leiden unterschätzen. Nur wird man sich davor hüten müssen, alles in einen Topf zu werfen. Die Mutigen mit den Leichtfertigen, die wahrhaft Befähigten mit den unüberlegten Hitzköpfen. Nicht KZ oder Gefängnis entscheidet über Führungsansprüche, sondern Befähigung und innere Haltung. Und wer die Kunst verstand, ‚dagegen‘ zu sein, ‚dagegen‘ zu handeln und sich dennoch nicht erwischen zu lassen, der – glaube mir – wird auch die Kunst verstehen, uns aus dem Chaos wieder herauszusteuern. Im Übrigen», er blickt auf die Uhr, «ist es höchste Zeit, uns zur Uhlandstrasse aufzumachen.» – «Was sollen wir denn in der Uhlandstrasse?» – «Nein sagen! Also komm! Wir müssen noch Frank abholen.»

Fünf Minuten nach sieben biegen wir vom Kurfürstendamm in die Uhlandstrasse ein. «Wenn nun das Ganze eine Falle ist», gebe ich zu bedenken. – «Sieht nicht so aus. Immerhin, man muss damit rechnen. Dass wir alle drei hereinfallen, hat keinen Zweck. Einer bleibt draussen und erkundet die Lage.» Ich werde hinter einen Mauervorsprung postiert, darf auf die angeschlossenen Räder acht-

geben und «Schmiere» stehen. Es ist ein windiger Regentag. Kaum ein Mensch auf der Strasse. Nur hin und wieder saust ein Radfahrer vorüber. Den Kopf tief in die Schultern gezogen, mit nasser Mütze und nassen Kleidern. Mich fröstelt. Ich schlage den Mantelkragen herauf, vergrabe die Hände in den Taschen und trete von einem Fuss auf den anderen. Sieht irgend etwas verdächtig aus? Lehnt irgendwo ein Mann an der Ecke und beobachtet unmerklich den Hauseingang? Bewegt sich dort nicht eine Gardine? Einförmig tropft der Regen. Ich blicke die Strasse hinauf und hinunter. Nein, von dieser Seite droht uns kein Unheil. Wenn sie nicht bereits oben...

Im selben Augenblick steht Frank hinter mir. «Alles in Ordnung. Du kannst hereinkommen.» Ein enger Hinterhof. Im rechten Winkel eine eiserne Tür. «Zum Luftschutzraum» steht in Leuchtbuchstaben auf einem gelbrotten Schild. Die Wendeltreppe ist schmal und finster. «Hast du keine Taschenlampe? Hier bricht man sich ja das Genick», tuschle ich Frank zu. Ich höre Streichhölzer klappern und unterdrücktes Fluchen. «Die Biester zünden wieder mal nicht.» Endlich glimmt ein schwaches Lichtpünktchen auf. Wir halten im zweiten Stock, tasten nach dem Klingelknopf. Einmal – zweimal – dreimal – viermal. Jeder hat ein anderes Signal. Aber ein Zeichen haben sie alle. Kurz darauf öffnet man von innen. Im Finstern erkenne ich kaum die Umrisse einer schmalen männlichen Gestalt. «Treten Sie näher», sagt eine liebenswürdige Stimme. «Es wird gleich heller werden.» Ein langer Gang. Am Ende eine weisse Tür. Dann stehen wir in einem bürgerlichen Wohnzimmer. Der Mann, der uns hereingeführt hat, dreht sich nach mir um. «Also nochmals: Guten Tag!» Er streckt mir seine Hand entgegen. «Ich bin Gregor Schulz. Und diese dort» – er umfasst mit einer raschen Gebärde alle im Zimmer Anwesenden – «heissen Berthold, Reinhard und Emil.» Drei Männer erheben sich. Machen eine stumme, kurze Verbeugung. Etwas abseits von ihnen steht Andrik. «Nehmen Sie Platz», sagt Gregor Schulz. Wir setzen uns schweigend. Einer der Männer zieht ein Zigarettenetui heraus. – «Darf man wirklich?» –

«Ich bitte darum!» Das Etui wandert im Kreise. Wenn man raucht, wird alles viel vertrauter. Zwei bis drei Minuten lang saugen wir nachdenklich an unseren Zigaretten. Auf dem Fussboden ausgebreitet liegt eine riesige Karte von Berlin, bedeckt mit zahlreichen quadratisch zugeschnittenen Papptäfelchen. «Sie wissen, worum es sich handelt?» Gregor Schulz wirft seine Zigarette in die Aschenschale und sieht uns fragend an. «In drei Worten zusammengefasst: um das ‚Nein‘ zu Hitlers Politik. Um die wahre Antwort auf seine letzte Wahlfrage! Auf den Wahlzettel mit dem grossen Ja-Kreis und dem winzigen Nein-Kreis! Billigst du, deutscher Mann, und du, deutsche Frau, die Politik Adolf Hitlers? – Nein, wir billigen sie nicht, diese Politik. Und dass wir sie nicht billigen, wollen wir eindeutig dokumentieren.» Der schwächliche junge Mann mit den leichtgeschlitzten Mongolenaugen springt auf und bückt sich über die Landkarte. «Wir planen eine Aktion über ganz Berlin. Für Mittwoch Nacht. Die erste dieses Umfanges seit 1933. ‚Nein‘ heisst das Losungswort. ‚Nein‘ soll es von allen Mauern den Nazis entgegenrufen. Mit Kreide oder mit Farbe. Mit Kohle oder mit Tünche. Jeder übernimmt einen bestimmten Stadtbezirk.» Er tippt auf die viereckigen Papptäfelchen. «Jeder ist verpflichtet, in seinem Revier das Bestmögliche zu leisten.»

«Welches Gebiet haben Sie uns zugedacht?» Andriks Stimme klingt knapp und sachlich. – «Den Südwesten. Steglitz und Schöneberg sind noch unbesetzt. Auch in Friedenau fehlen Leute. Norden und Osten sind bereits aufgeteilt. Ebenso Spandau und das umliegende Gelände.» Gregor Schulz schiebt die Papptäfelchen wie Schachfiguren hin und her. «Da wäre auch noch Wilmersdorf... Ein bisschen viel... Es kommt darauf an, was Ihre Gruppe zur Verfügung hat.» Wir drei tauschen einen raschen Blick. Überschlagen im Geist die Zahl unserer Hilfskräfte. Doktor Tegels Kreis stellt mindestens vier Leute. Dazu Ralph und Rita, Heike und Fabian, Dagmar, Jo Thäler und wir drei. Macht zusammen dreizehn. Eckhardt arbeitet ausserhalb. Wald ist beim Falschdruck unabhkömmlich. «Wir übernehmen Wilmersdorf. Zum mindesten den südlichen

Teil. Unsere Gruppe stellt zwölf bis vierzehn Personen.» Also auch Andrik ist zu dem gleichen Rechenergebnis gekommen. – «Gut. Dann gebe ich Ihnen die Aufteilung.» Über die Karte gebeugt, grenzen wir die Bezirke ab. Albrechtstrasse, Mariendorfer Strasse, Bismarckstrasse. Rhein- und Hauptstrasse bis zum Bülowbogen. Südwestkorso und Kaiserallee, Bayrisches Viertel und Steglitzer Rathausgebiet. «Es kommt vor allem auf die Hauptstrassen an. Seitenstrassen sind nebensächlich. Gehen Sie am Tage die Strecke ab. Prägen Sie sich die wichtigsten Punkte ein. Der Mond wird spät aufgehen. Am besten, Sie fangen erst nach der Alarmzeit an.»

Gregor Schulz richtet sich empor. Auf der Landkarte liegen acht neue Papptäfelchen. «Alles klar?» Wir nicken. Nach überflüssigen Worten steht keinem der Sinn. «Hier sind drei Schachteln Kreide. Für den Rest müssen Sie selber sorgen.» Wieder nicken wir. Blicken ihm schweigend ins Gesicht. Frank verstaut die Schachteln in seinen umfangreichen Manteltaschen. «Donnerstag treffen wir uns hier um die gleiche Zeit. Auf die Malaktion folgt eine Flugblattaktion. In der Nacht zu Hitlers Geburtstag.» – «Ich denke, es wird sein letzter sein», murmelt Andrik. Alle lächeln. – «Leben Sie wohl!», sagt Gregor Schulz. «Und guten Erfolg.»

Wieder durchqueren wir den langen Korridor, tappen die finstere Wendeltreppe hinunter. Das eiserne Tor dreht sich quietschend in den Angeln. Draussen regnet es immer noch. Seltsam, man meint, es seien inzwischen Jahre vergangen! Langsam radeln wir nach Hause. «Wir müssen uns morgen um Malutensilien kümmern», unterbricht Frank das Schweigen. – «Und um genaue Streckenaufteilung», fügt Andrik hinzu. «Am besten, man geht paarweise.»

Über unseren Köpfen beginnt es zu brummen. «Ich glaube, wir kriegen Alarm!» Kaum habe ich die Worte ausgesprochen, da heult auch schon die Sirene. Wie Rennfahrer treten wir in die Pedale. Bis zum Wasserturm ist es nicht mehr weit. Vielleicht kann man die Drahtfunkstromzeit zum Kochen ausnutzen.

«Anflüge aus dem Osten», verkündet der Ansager, nachdem wir

fünf Minuten den falschen Dreiklangtönen des Pausentickers gelauscht haben. Erstmals russische Schlachtflieger über Berlin. Zur Feier dieses Ereignisses sparen wir uns den Kellergang. In der Nacht gibt es hinreichend Gelegenheit, ihn nachzuholen. Mit englischen Zweitausend-Kilo-Bomben ist nicht zu spassen.

Berlin. Dienstag, 17. April 1945

Es ist nicht einfach, im ausgebombten Berlin bestimmte Kaufwünsche zu äussern. Vor allem nicht dann, wenn man auf sofortige Erfüllung angewiesen ist. Das stereotype «Fragen Sie in vierzehn Tagen wieder nach» macht uns auf unserer Jagd nach Malutensilien schon ganz nervös. Endlich, in einer abgelegenen Seitenstrasse, findet sich das Ersehnte. Ein melancholisches Fräulein reicht mir drei Pakete bester Zeichenkreide über den Ladentisch. «Komisch», sagt sie nachdenklich, «seit fünf Jahren bin ich im Geschäft. Und habe während der ganzen Zeit nicht so viel Kreide verkauft wie ausgerechnet heute. Sie sind die Siebente, die danach fragt.» – «Sonderbar ... tatsächlich ...», erwidere ich und mache schleunigst, dass ich davonkomme. Was für unbedeutende Zufälle doch grosse Dinge gelegentlich gefährden können!

Daheim werfen wir den Raub zusammen. Frank hat den Vogel abgeschossen. Vier Konservendosen, gefüllt mit grellroter Ölfarbe. «Geklaut aus den Beständen einer Propagandakompanie», erklärt er grossartig. «Ich denke, sie soll ihrem Zweck ordnungsgemäss zugeführt werden.» Der Rest des Tages vergeht mit Pinselbasteln. Kurz vor Einbruch der Dämmerung läuft jeder seine Strecke ab. Frank und ich haben das Gebiet der Albrechtstrasse übernommen. Andrik schliesst sich nach Südende zu an. Diese Ecke ist gut... Jene Wand eignet sich grossartig... dort den Mauervorsprung müssen wir uns merken ... die Anschlagssäulen der NSDAP. Unsere Gehirne arbeiten wie photographische Platten, saugen die Bilder ein, um sie morgen – und wäre es noch so dunkel – unfehlbar zu reprojizieren.

Während der endlosen Abendalarne tauschen wir im Keller flüsternd unsere Eindrücke. «Sind Ralph und Rita verständigt? Werden Doktor Tegels Leute zuverlässig funktionieren?» – «Jo will in Uniform losgehen. Als Stabsarzt schnappt ihn bestimmt keiner.» – «Auf alle Fälle warten wir ab, bis der Mond unten ist.» Die Uhr zeigt drei, als wir aus dem Keller emporsteigen.

Berlin. Mittwoch, 18. April 1945

Wieder sitzen wir einen Meter tief unter der Erde, brüten vor uns hin und durchdenken zum hundertsten Male das heimliche Nachtprogramm. Um zwei Uhr ist der letzte englische Flieger abgeflogen. Die Hausbewohner schleppen ihre Koffer nach oben. Hier fällt eine Tür ins Schloss, dort eine. Wenn nur unsere Unterwohner erst im Bett wären! Sie haben eine fatale Neigung, Geräusche über ihrem Kopf zu registrieren. Endlich hört man auch bei ihnen nichts mehr. Schweigend machen wir uns fertig. Brotbeutel, Windjacke, Schuhe mit Gummisohlen. «Die Mädchen sollen Kopftücher umbinden. Damit man ihre Silhouette nicht wiedererkennt», rät Frank. Er selbst stülpt sich eine Schirmmütze über die Haare. «Seid ihr bereit?» – «Ja!» Im Dunkeln tapen wir die Treppe hinunter. «Macht's gut!» – «Macht's gut!» Dann trennen sich unsere Wege. Der Mond ist untergegangen. Wie schwarze Schläuche dehnen sich vor uns die Strassen. Der letzte Bunkergast hat heimgefunden. Es ist so still, dass man das Gleiten der Fahrradreifen auf dem Asphalt als ungeheuerlichen Lärm empfindet. Fünfzig Meter vor dem ersten Haus unserer «Strecke» springen wir von den Rädern und ketten sie hinter einem Trümmerhaufen an. «Wenn sie auf uns aufmerksam werden, bleiben wir stehen und küssen uns», raunt mir Frank ins Ohr. «Liebespaare wirken immer harmlos.» Es ist zu finster, um ihm zuzunicken. So drücke ich nur verständnisvoll seinen Arm. Langsam tasten wir uns in die Dunkelheit hinein. «Hast du die Kreide? Die Tasche mit den Farbtöpfen?» – «Alles in Ordnung», flüstere ich zurück. «Aber wo fangen wir an? Ich sehe kaum die Hand vor den Augen.» Für Sekunden scheint es uns, als hätten

wir eine Aufgabe übernommen, die unmöglich zu lösen sei. Irgendwo in der Ferne bellt ein Hund. Meine Hände beginnen zu zittern. Neben mir höre ich Frank rasch und unruhig atmen. Nur jetzt nicht weich werden, denke ich. Zögernd mache ich ein paar Schritte nach rechts. Spüre zwischen meinen Fingern die kalte Ecke eines Briefkastens. N-E-I-N male ich mit zusammengebißenen Zähnen hastig auf den breiten Einwurfschlitz. Die Kreide quietscht. So muss es Blinden beim Schreiben zumute sein. Ich drehe mich um. «Du, es geht!» will ich flüstern. Aber Frank ist von meiner Seite verschwunden. Wenige Sekunden später taucht er wie ein Schatten wieder vor mir auf, hängt sich in meinen Arm und zieht mich vorwärts. «Rasch, komm weiter!» Plötzlich ist alle Unruhe von uns abgefallen. «Hast du's geschafft?» frage ich. Es bedarf keiner Antwort. Von der Tür des benachbarten Bäckerladens schlägt mir der Geruch frischer Ölfarbe entgegen. Unsere Augen beginnen sich an die Finsternis zu gewöhnen. Immer deutlicher heben sich aus der Schwärze die breiten Flächen der Mauern und Schaufenster ab. Nein – Nein – Nein. Entweder ganze Arbeit oder keine. Wir malen und schreiben mit gesammelter Inbrunst. Auf Bordschwellen und Telegraphenmaste, auf Gartentore und Litfasssäulen. Wo immer sich ein Blickfang findet, wird ihm das Nein als farbiges Siegel aufgedrückt.

Geräuschlos huschen wir von Haus zu Haus. «Pst – still! Polizei!» Wir stehen wie Säulen. In gemächlichem Gleichschritt schlendert die Nachtpatrouille vom Streifendienst an uns vorüber. «Gegen die Mauer drücken», haucht Frank. Ich dränge mich an die Steine, als wollte ich in sie hineinkriechen. Es riecht nach Staub und verbranntem Holz. Wenn sie uns nur nicht entdecken! Schwerfällig stampfen die eisernen Soldatenabsätze das Pflaster. Der Zipfel eines Mantels streift mein Knie. Ich halte den Atem an. Dem Himmel sei Dank, sie haben uns nicht entdeckt! Ihre Augen sind blicklos geradeaus gerichtet, als schliefen sie im Gehen. Frank zupft mich am Ärmel. «Ich glaube, die Luft ist rein!» Er hält schon wieder den Pinsel in der Hand. Feucht glänzt es von den breiten Brettern eines

Lattenzaunes: N–E–I–N! Je weiter wir vordringen, desto unbekümmerter wächst unser Mut. Im Osten beginnt sich der Himmel zu färben. Wir müssen uns beeilen, wenn wir vor Tagesanbruch fertig sein wollen. Am Rathausplatz steht auf hohem Podest die grosse Anschlagtafel der Partei. Schreit mit Riesenlettern in die Welt, dass die «Juden unser Unglück» seien. Vier Stufen führen zu ihr empor. Vorsichtig blicken wir uns um. Ob es nicht schon zu hell ist? «Ganz egal, ich wag's!» sagt Frank. Er springt die Stufen hinauf. Wie ein Schiesshund liege ich auf der Lauer. Fünf Strassen münden auf den Platz. Fünf Quellen der Gefahr. Aus der Ferne rollt der erste Stadtbahnzug heran. Wenn nur keiner kommt, wenn nur keiner kommt! Vor übermässiger Anspannung steht mir der Schweiss auf der Stirn. Inzwischen hantiert Frank auf seinem luftigen Posten wie ein gelernter Malermeister. Viel zu langsam für meine Ungeduld taucht er den Pinsel in den Farbtopf. Ich starre auf das scheussliche Plakat. «Die Juden sind unser Unglück!» Jetzt setzt er den Pinsel an. Dunkelrot tropft die Farbe auf das Pflaster. Als ob es Blut wäre, kommt es mir in den Sinn. «Die Juden sind unser Unglück!» N-E-I-N! Im handbreiten Balken leuchtet Franks Protest von der hölzernen Anschlagtafel. Wie ein Künstler betrachtet er sein Werk. «Komm!», dränge ich. «Komm!» Im Morgenrauen machen wir uns auf den Heimweg. Franks Mantel sieht aus, als hätte er soeben ein Schwein abgestochen. Unsere Farbtöpfe sind leer. Das letzte Kreidestückchen reicht kaum noch aus, die Barrikade der Albrechtstrasse mit ein paar dünnen Neins zu bemalen. Als wir in die Mariendorfer Strasse einbiegen, bleiben wir wie auf Kommando stehen. Nein-Nein – Nein! leuchtet es uns mit grellweissen Buchstaben von einem Sandkasten entgegen. «Teamwork», sagt Frank befriedigt. «Hier war Andrik am Werk.» Er war am Werk! Rechts und links und oben und unten – von allen Seiten glänzen die Neins. Andrik, denke ich und fahre mit den Fingern sanft über einen weissbekritzelten Laternenpfahl. Unsere Räder sind nass von Tau. Als wir sie aus den Trümmern ziehen, springen zwei Ratten pfeifend über den Weg. Zu Hunderten

hausen sie zwischen den Ruinen im grossen Abfallhaufen Berlin. «Ekelhaft!» Ich schüttelte mich vor Widerwillen. Frank lacht: «So sind die Frauen. Riskierst dein Leben gegen die Nazis. Doch wenn du ein Mäuschen siehst, kletterst du auf den Tisch.» Stumm stecke ich den Vorwurf ein.

Allmählich beginnen wir müde zu werden. Ob wohl die anderen schon zu Hause sind? Auf der Bismarckstrasse kommen uns die ersten Frühaufsteher entgegen. Dienstverpflichtete, die blass und verdrossen ihren Zwangsarbeitsstätten zustreben. Möge uns der Himmel vor solchem Los bewahren! Lange genug haben wir uns erfolgreich um Arbeitsamt und Zwangseinsatz gedrückt. Nicht mitzumachen ist auch Sabotage. Wenn keiner mitmachen würde, wäre der Krieg seit Jahren zu Ende. Aber die wenigsten sehen ein, dass es hier nicht um Faulheit und Drückebergertum geht, sondern um Protest gegen ein Schandsystem. Um jenes Nein zu Hitlers Politik, das wir soeben an alle Mauern geschrieben haben. «Ist dir auch so kalt wie mir?» unterbricht Frank meine Meditationen. «Jetzt einen heissen Tee ...» – «Kriegst du! Und wenn ich dafür den Ziegelherd in Brand setzen müsste.» Ich brauche ihn nicht in Brand zu setzen. Vor sechs Uhr morgens pflegen die Berliner Elektrizitätswerke grosszügig zu sein.

Daheim finden wir Andrik vor. «Alles ging glänzend», berichtet er vergnügt. «Noch fünfzig Strassen hätte ich bemalen können.» – «Und du bist nirgends gesehen worden?» – «Gesehen wohl, doch nicht in meiner Eigenschaft als Anstreicher. Im Übrigen, wer hätte mir nachweisen können, dass ich nicht im Auftrage von Herrn Goebbels tätig sei?» Er schmunzelt. «Was haltet ihr von diesem Zettel?» Staunend betrachten wir den verknitterten Wisch: «Auslandorganisation der NSDAP, Reichsleitung. Es wird hiermit bestätigt, dass Pg. Andrik K. in der Nacht vom 18. zum 19. April in unserem Auftrage eine Propagandaarbeit durchzuführen hat. Wir bitten, ihn bei seiner Tätigkeit zu unterstützen. Gezeichnet: Unleserlich.» Darunter das bekannte «Vögelchen». «Donnerwetter», sagen wir achtungsvoll. – «Fiel mir in letzter Minute ein», lacht Andrik.

«Da bin ich rasch noch mal umgekehrt.» – «Tolles Stück! Malt seine Neins mit Nazi-Ausweis!» Frank ist immer noch ganz überwältigt. Gemeinsam setzen wir uns zum Tee. Jeder ist müde und unruhig zugleich. Von dieser brennenden Übernächtigkeit, die einem das Gefühl gibt, unter der Haut wie ausgetrocknet zu sein. Jetzt erst, wo sie hinter uns liegt, werden wir uns der überstandenen Gefahr voll bewusst. Dass alles geglückt ist, dass wir heil zurückgekehrt sind, macht uns ausgelassen, als hätten wir viel Wein getrunken. Wenn nur auch die anderen erst da wären! denke ich inmitten der unruhigen Fröhlichkeit. Plötzlich läutet das Telephon. Wie ertappte Sünder schrecken wir zusammen. «Seid ihr zu Hause? Hier Jo. Ich gehe jetzt schlafen!» Gottlob! Wenigstens einer befindet sich in Sicherheit.

Eine halbe Stunde später kommen Heike und Fabian. Verschmiert, verstaubt und grenzenlos befriedigt. «Wir gehen gar nicht erst zu Bett. Wir nehmen zwei Pervitin und räumen den Keller auf. Über kurz oder lang wird man doch hinunterziehen müssen.» – «Und wie war's auf der Fahrt?» – «Blendend! Ehrensache, dass ihr morgen unsere Arbeit bewundert!» Sie verschwinden im Keller. Um drei Viertel sieben trifft Dagmar ein. Jetzt können wir mit gutem Gewissen schlafen gehen. Draussen singen die Vögel. Und durch das Fenster scheint die Sonne direkt auf mein Bett.

Berlin. Donnerstag, 19. April 1945

Wunder über Wunder. Wir dürfen richtig ausschlafen. Es gibt keinen Alarm. Weder am Morgen noch am Mittag noch am Nachmittag. Heute Nacht startet die Flugblattaktion. Ehe wir zu Gregor Schulz fahren, müssen wir unbedingt feststellen, wie sich unsere Neins im Tageslicht ausnehmen.

Auf der Albrechtstrasse herrscht grosses Scheuerfest. Mit wütendem Eifer schrubben die Ladenbesitzer an ihren Fenstern herum. Doch Ölfarbe widersteht selbst den besten Kriegsreinigungsmitteln. Und dort, wo hinter verstaubten Scheiben die üblichen Schilder mit dem «Wegen Einberufung zur Wehrmacht vorübergehend

geschlossen» baumeln, prangen die Neins in unverminderter Leuchtkraft. «Nun sieh dir bloss das an!» staunt Frank und zeigt auf einen jungen Burschen, der sich emsig pinselnd vor einer rotbemalten Hauswand betätigt. «Ka-pi-tu-lie-ren ...», buchstabiere ich unter seinem arbeitenden Pinsel hervor. Wahrhaftig, er setzt ein Fragezeichen dahinter! Ich schaue mich um. «Kapitulieren? Nein. Ergeben? Nein.» So steht es rechts und links. «Unverschämtheit! Die schlachten unsere Neins zu ihren Gunsten aus.» – «Reichlich spät ist ihnen das eingefallen. Und ausserdem ... Die wissen genau, dass nicht sie, sondern wir die Neins geschrieben haben», tröstet mich Frank. «Ohnedies merkt ein jeder, der Augen hat, die Abweichung in Schrift und Farbe!» Wie dem auch sei, die Sache bleibt ärgerlich. Und unser Verdruss mindert sich erst, als wir merken, dass die Umfälschung Ausnahme ist.

Wir radeln die Kaiserallee entlang. Hier haben Heike und Fabian gearbeitet. Alle Achtung! Sie sind nicht müssig gewesen. Vor dem Hindenburgpark prangt ihr Meisterstück. Wie ein Mahnmal hebt sich aus breiter Rasenfläche der Sockel irgendeines Denkmals. Das Denkmal selbst ist abgetragen. Aus dem ehernen Diskuswerfer, der Nymphe oder Najade, die hier den Platz schmückte, haben die Nazis längst Kanonenkugeln gegossen. Nur der granitene Sockel blieb als «vorläufig unverwendbar» zurück. **N-E-I-N** schreit es jetzt in halbmeterhohen schwarzen Buchstaben von seiner breiten Vorderfront. Unausmerzbar. «Schön!» sagen wir begeistert. «Schööön!» Je weiter wir fahren, desto glücklicher klopft unser Herz. Der Kurfürstendamm ist die Glanzleistung. Hier müssen Künstler am Werk gewesen sein. Nicht eine Schaufensterscheibe hat man ausgelassen. Wohin wir blicken, leuchten weissfarbene Proteste.

Bei Gregor Schulz herrscht Hochbetrieb. Menschen kommen und gehen. Sie alle sind von der gleichen fröhlichen Geschäftigkeit wie wir. Keiner kennt den anderen. Doch man grüsst sich und schüttelt sich die Hände, als wäre man seit Jahren befreundet. Es ist glücklich! sagt jeder Händedruck. Wie herrlich, dass es geglückt ist!

Gregor Schulz winkt uns in eine Ecke. «Hier sind die Flugblätter. Verteilen Sie sie nach Ihrem Gutdünken. Sie könnten besser sein. Aber ohne Druckmaschine ... Wir haben drei Nächte daran gearbeitet.» Er schiebt uns ein Paket handgrosser Zettel unter den Arm. Im Dämmerlicht des Abends lesen wir:

Berliner! Soldaten, Männer und Frauen! Ihr kennt den Befehl des Wahnsinnigen Hitler und seines Bluthunds Himmler, jede Stadt bis zum äussersten zu verteidigen. Wer heute noch die Befehle der Nazis ausführt, ist ein Idiot oder ein Lump. Berliner! Folgt dem Beispiel der Wiener! Durch versteckten und offenen Widerstand haben die Wiener Arbeiter und Soldaten ein Blutbad in ihrer Stadt verhütet. Soll Berlin das Schicksal von Aachen, Köln und Königberg erleiden?

NEIN!

Schreibt überall euer Nein an! Bildet Widerstandszellen in Kasernen, Betrieben, Schutzräumen! Werft alle Bilder von Hitler und seinen Komplizen auf die Strasse! Organisiert den bewaffneten Widerstand!

Widerstandsgruppen Berlin

Ernst

«Wieviel Stück glauben Sie unterbringen zu können?» fragt Gregor Schulz. Frank überlegt. «Ich denke tausend.» – «Gut! Und, nicht wahr, Sie sagen Ihren Leuten, dass man heute doppelt vorsichtig sein muss. Gestern wusste Goebbels noch nichts von uns. Heute weiss er es. Die Arbeit wird nicht leicht sein in dieser Nacht!» Wir nicken. «Aber sie lässt sich schaffen.» – «Also Hals- und Beinbruch!» Er schaut uns ernst in die Augen. Zwei Minuten später stehen wir draussen. «Du, jetzt wird es eilig», sage ich. «Ehe der Alarm kommt, müssen wir alles verteilt haben.» Frank klemmt seine Aktenmappe mit dem hochverräterischen Material unter die Feder des Gepäckträgers. «Wohin zuerst?» – «Zur Kufsteiner Strasse.» Wir sausen los. In Franks Geheimquartier erwartet uns Jo

Thäler. Er sitzt im Dunkeln, denn es gibt wieder mal keinen Strom. Beim Schein meines Feuerzeuges zählen wir ihm die Flugblätter in die Hand. Fünfzig – hundert – hundertfünfzig. «Und wie ist es dir ergangen?» fragt Frank. Jo Thäler lächelt. «Die Stabsarztuniform hat Wunder gewirkt. Ein sabotierender Stabsarzt ist in der deutschen Heeresordnung nicht vorgesehen.» – «Hast du Leim?» Er nickt. Der Mehlkleister steht in der Küche, schon angerührt! «Also dann: good luck! Wir müssen weiter.» Ralph und Rita haben ihren Mittelsmann zu vorbestimmter Stunde auf den Innsbrucker Platz geschickt. Ein stiller, bebrillter Junge, dem man es nicht ansieht, dass er zweimal unter schwierigen Umständen aus dem Gefängnis ausgebrochen ist. «Schicksale gibt es heute bei uns! Schicksale!» sagt Frank kopfschüttelnd, als wir uns von ihm verabschiedet haben. «Der Junge verdient, dass etwas Grosses aus ihm wird.»

Der Rest der Verteilung erledigt sich zu Hause. Eins schlägt die Uhr. Halb zwei schlägt sie und zwei.

Endlich ist es soweit. Wir können aufbrechen. Vor dem Haustor reichen wir uns die Hände. Gefahr liegt in der Luft. Wir wissen es. «Also Vorsicht, Kinder!» warnt Andrik. «Kneift aus, wenn es brenzlich wird. Es lohnt nicht, fünf Minuten vor zwölf an den Galgen zu kommen.» Er wendet sich zum Gehen. Ich sehe, wie seine Gestalt im Dunkeln verschwindet. «Andrik», rufe ich leise. – «Ja, was ist?» – «Es ist... es ist... ach, eigentlich nichts. Ich wollte dir nur noch mal auf Wiedersehen sagen.» – «Dummes Mädchen!» Zärtlich legt er den Arm um mich. «Also, kommt heil zurück! In drei Stunden sehen wir uns wieder.» – «In drei Stunden!» Ich reisse mich los. – «Wo bleibst du nur?» ruft Frank. Eilig renne ich ihm nach. Wieder gähnen uns die Strassen nachtschwarz entgegen. In meinem Brotbeutel knistern die Flugblätter. Sorgsam geschichtet, dass ein Griff genügt, sie kunstgerecht aufzukleben. Sind wir immer noch nicht da? Gestern kam mir doch der Weg viel kürzer vor. Meine Gedanken schweifen ins Weite. «Wenn ich einst sterben muss, sterb' ich bei dir», höre ich mich summen. Gott, wie lange

habe ich an dieses Lied nicht gedacht! «Du, wenn die Sache schiefgehen sollte, leugne alles ab.» – Franks Stimme klingt, als dränge sie durch Watte. «Sie wird nicht schiefgehen!»

Da ist das Rathaus. Wir sind angelangt. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Die Unruhe vor der Tat ist schlimmer als die Tat selbst. Vorsichtig taste ich nach dem Brotbeutel. Hebe die Leimflasche heraus und löse den Pfropfen. Mit der linken Hand das Flugblatt herausnehmen, mit der rechten den Leim auftupfen, wiederhole ich im Geiste die daheim erprobte Bewegung. Frank bleibt stehen. «Komm, gib mir einen Kuss. Und dann – ran an die Arbeit.» Ich muss lachen. Und der Kuss trifft, statt auf den Mund, auf die Nase. Flugblatt herausnehmen – Leim auftupfen. Der erste Zettel sitzt. Der zweite, der dritte. Wie weisse Karos stehen sie auf der schwarzen Holzverschalung einer langen Schaufensterreihe. Flugblatt herausnehmen – Leim auftupfen. Jetzt nähern wir uns einer Querstrasse. «Achtung!» Mit einem Sprung ist Frank an meiner Seite, stopft hastig Flugblatt und Leimkanne in die Tasche. Um die Ecke biegen zwei Soldaten. Mit Stahlhelm und Karabiner, das Sturmband ums Kinn geknüpft. Frank hat mich eingehakt. Zieht mich im Schlenderschritt vorwärts. Scharf blicken die Soldaten zu uns herüber. Werden sie stehenbleiben? Werden sie weitergehen? Und wenn sie weitergehen! Was wird aus den Zetteln, die wie weisse Karos auf der langen Schaufensterreihe kleben? Wenn sie die Zettel finden? Wenn sie entdecken, dass der Leim darauf noch nicht trocken ist! Kein Mensch auf der Strasse, ausser uns. Langsam schlendern wir weiter. Arm in Arm, wie ein Liebespaar. Zwischen unseren Hüften pendelt der Brotbeutel. Krampfhaft umklammere ich mit der Rechten die Flasche. Zehn Schritte, fünfzehn Schritte, zwanzig Schritte. Dann hat uns die Dunkelheit aufgesogen. Flugblatt herausnehmen – Leim auftupfen. Wir arbeiten eilig, als wären wir auf der Flucht. «Horch, schon wieder!» flüstere ich erschreckt. Stahlhelm, Karabiner, Sturmband. Die nächste Streife. In kaum zweihundert Meter Abstand folgt sie der ersten. Wenn das nicht Absicht ist! Wieder mustern uns zwei argwöhnische Augenpaare.

Nur jetzt nicht laufen. Nur jetzt nicht tun, als ob man sich getroffen fühlt. Wir gehen, als wandelten wir über eine Frühlingswiese. Und der Schweiss rinnt uns über den Rücken. Zehn Meter, fünfzehn Meter. Auch diese Gefahr zog vorüber. Flugblatt herausnehmen – Leim auftupfen ... «Um Gottes willen, Mensch! Die dritte!» Wie Spukbilder tauchen hinter den abgeblendeten Lichtern einer Verkehrsampel die Silhouetten zweier Helmkuppen auf. Langsam gehen ... langsam gehen. Das ist ja das reinste Spiessrutenlaufen. Leise klirren die Karabiner gegen den Rand der Stahlhelme. «Man konnte, wenn man keinen Helm aufhatte, die Sterne der Heimat sehn», schießen mir Bert Brechts Verse durch den Kopf.

Frank zieht mich in eine Seitenstrasse. «Das hat ja gar keinen Zweck. Das ist ja völlig aussichtslos. Die meinen uns. Darauf kannst du Gift nehmen.» Er hebt den Kopf, lauscht in die Nacht hinein. «Da hast du's! Die vierte Streife. Nummer fünf und sechs werden auch nicht weit sein. Höchste Alarmstufe. Ich muss schon sagen, Goebbels strengt sich an.» Wie Mäuse schlüpfen wir in das schwarze Loch einer Toreinfahrt. Stahlhelm, Karabiner, Sturmband. Diesmal haben sie uns nicht bemerkt. Wir entschliessen uns zu stilleren Nebenstrassen. Die nächsten Flugblätter werfe ich einem Postbriefkasten in den Bauch. Mögen sie erstaunte Postbeamte belehren. Aus der Ferne hören wir den Takt schwerer Soldatenstiefel. Immer unheimlicher wird die Situation. Nun fängt es auch noch sachte an zu regnen. Links von uns dehnt sich ein weites Gelände friedlicher Schrebergärten. «Laubenkolonie Eintracht», lese ich über dem hölzernen Eingangstor. Flugblatt herausnehmen – Leim auftupfen...

Gerade machen wir uns daran, das Holzgeländer mit unseren Aufrufen zu schmücken, da fahre ich entsetzt zusammen. Hinter uns tönt leises Knirschen auf dem Asphalt, so leise, dass es fast vom Geräusch des Regens verschlungen wird. Als schliche jemand auf Socken über einen Kiesweg. Wenn ich mich jetzt umdrehe... ich weiss es genau... wenn ich mich jetzt umdrehe, werde ich mich zu Tode erschrecken. Meine Hände sind eiskalt. «Frank!» stammle

ich. «Frank!» Als zöge mir jemand den Kopf herum, wende ich das Gesicht zurück. Herr Gott des Himmels! In atembeklemmender Langsamkeit, mit abgedunkelten Laternen, radelt hinter uns eine Patrouille über den Damm. Direkt auf uns zu. Stahlhelm, Karabiner, Sturmband. Wegrennen – wegrennen! So schnell uns die Beine tragen! Aber sie haben Waffen. Wenn sie auf uns schiessen ... Immer näher schleicht das leise, knirschende Geräusch. Mir ist, als wären meine Füße am Erdboden festgewachsen. So muss es Lots Frau zumute gewesen sein, als sie zur Salzsäule erstarrte. Mit übermenschlicher Anstrengung ziehe ich den linken Arm in die Höhe. Zwänge ihn in die Tasche und umklammere das Päckchen mit den Flugblättern. Leibesvisitation, Verhaftung, Standgericht, Galgen ... wirbelt es mir durchs Gehirn. Wie mit Nadeln piekt es unter der Haut. Leise knirschen die Räder. Nähern sich mit atembeklemmender Langsamkeit. Meine Finger umkrampfen das Päckchen. Und wenn ich sofort tot Umfallen sollte, ich muss die Blätter fallen lassen. Hier – auf der Stelle. Raschelnd gleiten sie zwischen Frank und mir zu Boden. Jetzt blitzen zwei Blendlaternen auf. Fangen uns in ihrem Lichtkegel ein. Mechanisch setzen wir einen Fuss vor den anderen. Gleich werden sie . . . Verhaftung – Standgericht – Galgen. Grosser Gott! Sie haben uns eingeholt. Schon sind sie neben uns – vor uns – engen uns ein, als bannten sie uns in einen Zauberkreis. Frank hat meinen Arm gefasst. Auch seine Hände sind kalt. Wenn uns nur etwas Harmloses einfallen würde. Irgendein dummer Satz, wie ihn einfache Bürger sagen. Ich zermartere mir den Kopf. Ich möchte mich prügeln, weil ich so ratlos bin. Die Räder knirschen. Als schliche jemand auf Socken über einen Kiesweg. Immer noch sind die Blendlaternen auf uns gerichtet. Tasten uns ab, vom Kopf bis zu den Zehen. Nirgends sonst ein Laut. «Mensch, hab' ich einen Schnupfen! Kannst du mir nicht dein Taschentuch pumpen?» höre ich plötzlich Franks Stimme neben mir. Sie klingt ein bisschen heiser. Aber unendlich beruhigend. Wie ein Alpdruck fällt es von meiner Seele. «Natürlich, Liebling! Warte,

ich hol's.» Auch aus meiner Kehle tönt es stark erkältet. Wir bleiben stehen. Mit betonter Umständlichkeit wühle ich in meinen Taschen. Ein ausgiebiges Schnaufen – ein grenzenloses Aufatmen. Der Lichtkegel erlischt. Leise, als schliche jemand auf Socken über einen Kiesweg, knirschen die Räder davon.

Mir sind die Knie schwach geworden. «Du, komm nach Hause. Ich kann nicht mehr.» – Frank schüttelt sich. «Das war nicht schön! Wahrhaftig, das war scheusslich! Aber kleben tun wir trotzdem!» Eine halbe Stunde später hat er auch die letzten Zettel untergebracht. Zwar nicht ganz so weithin sichtbar, aber immerhin. Mir ist, als hätte ich eine Bergtour hinter mir. Leibesvisitation – Verhaftung – Standgericht – Galgen. Dass man so hart an der Grenze des Lebens steht! Dass es so leicht ist, mit dem Kopf in die Schlinge zu geraten. Sie alle fallen mir ein, die für uns gestorben sind. Ob man dem Grafen Moltke später ein Denkmal setzen wird? Um fünf Uhr morgens sind wir daheim. Kein Mensch in der Wohnung. Stumm starren uns die leeren Zimmer entgegen. Ich hocke mich neben das Telephon. Wenn es den anderen ähnlich ergangen ist!... Wenn einer von ihnen... Durch die Ritzen der Fensterverdunkelung quillt Morgenlicht. Um fünf Uhr früh pflegt man die Menschen zur Hinrichtung zu holen. Man sagt, auch heute noch bimmelt für sie das Armesünderglöckchen. Es bimmelt und bimmelt... «Tatsächlich! Sie ist eingeschlafen!» Vor mir stehen Heike, Andrik und Fabian. Verwirrt starre ich sie an. «Muss ich denn nicht... bin ich nicht...?» – «Du musst nur eins, nämlich Tee kochen.» Andrik wirft sich erschöpft in den Sessel. «Kinder, war das eine Angstpartie! Eine halbe Stunde zwischen Büschen kauern! Die Polizei auf den Fersen! Immer zwei Mann. In kaum zweihundert Meter Abstand. Auf allen vieren bin ich schliesslich durch die Trümmer gekrochen. Links rein in die Siedlung vom Munsterdamm. Da kleben nun meine Zettel. An sämtlichen Haustüren. Und an den Fenstern eines bombensicher geparkten Autobusses.» – «Gott sei Dank, dass ihr da seid!» Ich kann mich noch immer nicht ganz zurechtfinden.

Auch Heike und Fabian sehen nicht sonderlich frisch aus. «Uns haben sie mit Motorrädern gejagt. Die halbe Kaiserallee entlang. Man kann nicht behaupten, dass es sehr spassig war. Und wo steckt Dagmar?» – «Schläft bereits! Bei der hat sich der Schreck in Schläfrigkeit umgesetzt.» – «Gesegnete Jugend! Also lassen wir sie schlafen!»

Ich gehe in die Küche, um Wasser aufzusetzen. Der Tee ist heiss und stark. Karla schickte ihn vor zwei Monaten als Liebesgabenpaket aus Nanking. Wenn sie wüsste, wozu er uns dient, würde sie sicher begeistert sein. Uns fehlt zur Begeisterung im Augenblick die nötige Munterkeit. Während wir schweigend um den Tisch sitzen, sagt Frank: «Verdammt ernst hat uns der Goebbels doch genommen! Dass er so viel gegen uns auf die Beine brachte! Ein stolzer Triumph!»

Sanft fallen dem erschöpften Triumphantor die Augen zu.

Berlin. Samstag, 21. April 1945

Um vier Uhr morgens steigen wir aus dem Keller nach oben. Mit steifen Gliedern, verknauscht, verquollen und misllaunig. Reden kein Wort, sondern werfen uns stumm auf die Betten. Schlafen. Nur schlafen! Alles andere wird sich später finden.

Es findet sich! Und wie es sich findet! Als ich um neun Uhr Tee-wasser aufsetzen will, fließt kein Tropfen Wasser mehr aus der Leitung. Ich knipse am Schalter. Kein Strom! Ich greife zum Hörer: Die Leitung ist tot! Über Nacht hat man Berlin den Lebensfaden abgeschnitten. Von Osten her grollt es wie ferner Donner. Aber es ist ein Donner, der nicht aufhört. Der anschwillt von Stunde zu Stunde. Unerbittlich mit tödlicher Eindringlichkeit. Aus dem Badezimmer kommt Fabian. In Hemd und Hose, das Gesicht weiss-überschäumt von Rasiercreme. Er schwenkt in der Hand den trockenen Pinsel. «O holder Tag, o holde Stunde!» singt er melancholisch. «Schön wär's, wenn ich mich heute noch fertig rasieren könnte.» Ich muss lachen, obgleich es mir wenig nach Lachen zumute ist. «Den Luxus wirst du dir abgewöhnen müssen. Wasser fällt unter Mangelware.»

Bis zum Mittag ist die erste Pumpenexpedition organisiert. Drei Mann mit je zwei Eimern. Die nächste Pumpe steht drei Strassenzüge entfernt, neben einem Volkssturmlokal. Über hundert Menschen drängen sich hinter dem Pumpenschwengel. Auf der Dienststelle des Volkssturms herrscht unruhige Geschäftigkeit. Motorräder knattern vor der Tür. Männer mit der schwarz-weiss-roten Binde am Arm, in selbst zusammengestoppelter Kriegsausrüstung, armselig wie Lumpenmäτze, strömen hinein und heraus. Sie sehen aus, als hätten sie zehn Nächte nicht geschlafen. Und fünfzehn Tage nichts zu essen bekommen. Mit so was will man Berlin verteidigen! Ergeben scharren wir den Sandboden vor der Pumpe, bis die Reihe an uns ist, den eisernen Schwengel in Bewegung zu setzen. Sechs Eimer! Das reicht kaum zum Kochen, Abwaschen und Zähneputzen. Doch wenn es Alarm gibt? Wenn man löschen muss? Man sagt, sie haben in Berlin schon mit Magermilch und Dünnbier gelöscht. Wo aber ist die Magermilch? Von dem Liter, der einem am Tage zusteht, wird sich ein handfester Hausbrand kaum löschen lassen. Also Eimer schleppen. Also die Badewanne füllen. Und sämtliche Behälter, die in Wohnung und Keller vorrätig sind. «Es dürfte auch Zeit sein, die Marken abzukaufen», empfiehlt Heike und schaut besorgt auf eine zweihundert Meter lange Menschen Schlange, die sich vor einem Bäckerladen staut.

Nach dem nächsten Wassergang rücken wir diesem Problem ernsthaft näher. Jeder schüttet seinen Restbestand an Monatszuteilung und Reisemarken auf den Tisch. Vier Pfund Fleisch, zwei Pfund Butter, sechs Pfund Nahrungsmittel, zehneinhalb Pfund Brot, dreissig Semmeln. Ein ansehnliches Quantum. «Die Mädchen sollen kaufen. Wenn sie zu lange stehen müssen, lösen wir sie ab.» Heike und Dagmar ziehen los. Mit Netzen und Einkaufstaschen. Ich setze mich aufs Rad und fahre zur Kufsteiner Strasse. Man muss sich um Frank und Jo Thäler kümmern. Muss hören, wie sie über die nächsten Tage entschieden haben. Jetzt nicht zusammenzuhalten, wäre Irrsinn. Ich radele durch ein Gewühl von Menschen und Fahrzeu-

gen. Alles, was Beine hat, scheint heute nach Westen zu ziehen. Zwischen den Lastautos und Wehrmachtwagen schieben sich die Trecks der Flüchtenden. Leiterwagen, Schubkarren, Kinderwagen, Puppenwagen. Bepackt mit Rucksäcken, Bündeln und Koffern. Als Vorspann müde Frauen. Als Nachhut erschöpfte Kinder. Blass, hohlwangig, barfuss. Ein trostloser Anblick. Vor den Wasserpumpen Menschenschlangen, vor den Bäckerläden Menschenschlangen, vor den Metzgerläden Menschenschlangen. «Wissen Sie nicht, wo man Brot zu kaufen bekommt?» fragt mich eine verhetzt aussehende Frau mit Kopftuch und Marktbeutel. «Hier in Schöneberg ist alles ausverkauft.» Ich weiss es nicht. Niemand weiss es. Man kauft, wo man etwas findet. Man rafft zusammen, was man kriegen kann. Wie ferner Donner grollt die feindliche Artillerie. Flieger schwirren über unseren Köpfen. Aber es kümmert sich keiner um sie. Jetzt hat man wichtigere Existenzfragen zu lösen. In der Kufsteiner Strasse sieht es nach Aufbruch aus. Alle Schubladen sind herausgerissen. Halboffene Koffer stehen auf dem Fussboden. «Zeit zu packen!» empfängt mich Frank. Die grosse Fluchtstimmung der Stadt hat auch ihn angesteckt. Stolz weist er auf einen Haufen gefüllter Tüten, Päckchen und Schachteln. Fett, Fleisch, Brot, Nahrungsmittel! «Wir haben alles abgekauft. Morgen wird man doch nichts mehr kriegen.» – «Schon heute nicht», antworte ich trübselig. «Die sind ja wie Heuschrecken über alle Vorräte hergefallen.» – «Wer zuletzt kaut, kaut am besten», brummt Jo aus dem Hintergrund. «Ich habe nicht die Absicht, für die Nazis zu verhungern.» – «Und was gedenkt ihr weiter zu tun?» – Frank zuckt die Achseln. «Abzuwarten! Was bleibt uns anderes übrig? Und zu verhüten, dass es mich nochmals vom Rade fegt, wie heute Vormittag.» Jetzt erst sehe ich, dass über seine Stirn eine blutige Schramme läuft, mit Leukoplast nur ungenügend verklebt. «Was ist dir zugestossen?» Alle karitativen Instinkte sind plötzlich bei mir wach geworden. – «Nichts weiter, als dass die Russen in den Tiergarten hineinschiessen. Über das Brandenburger Tor und ins Regierungsviertel. Ich fuhr mit dem Rad durch die Linden.

Da flog mir ein Ding um die Ohren. Sauste direkt in den Bürgerteig und riss mich über die Lenkstange, ehe ich bis drei zählen konnte. Platt wie eine Wanze lag ich vor dem Adlon-Hotel.» Ich streichle ihm behutsam über den rotverfärbten Leukoplast-Streifen. «U-Boote sollten jetzt zu Hause bleiben. Und wenn es brenzlig wird, dann kommt zu uns!»

Es dämmert schon, als ich aufbreche. In der Siedlung am Wasserturm hat Wald inzwischen vorgesprochen. Seine Frau ist angekommen. Von irgendwoher aus dem Westen, wo sie dienstverpflichtet war. Er muss sie unterbringen für die Nacht. Lange beraten wir hin und her. Soll er es wagen, in seine alte Wohnung zurückzukehren? In seine alte Wohnung, die vor Jahren die Gestapo beschlagnahmte? Und bis zum heutigen Tage trotz aller Wohnungsnot leerstehen liess? Ein gefährliches Unterfangen! Aber was ist in diesen Tagen nicht gefährlich?! Und ehe man auf der Strasse kampiert! Andere Unterbringungsmöglichkeiten sind im Augenblick beim besten Willen nicht aufzutreiben.

Artilleriebeschuss – russische Schlachtflieger – englische Moskitos. Sobald die Nacht sinkt, beginnt der Tanz von Neuem. Heike, Dagmar und Fabian ziehen es vor, sich grundsätzlich auf Kellerübernachtung einzurichten. Ich sitze mit Andrik oben neben der Stallaterne, trinke kalten Tee, esse Wurstsemmeln und Käsebröte, jede Sekunde bereit, nach Aktentasche und «Sturmgepäck» zu greifen, um ebenfalls in den Keller zu stürzen. Die Fensterriegel haben wir aufgestellt, dass wenigstens die letzten Glasscheiben dem Luftdruck standhalten. Draussen knallt die Flak. Und in der Ferne grollt der Donner der russischen Artillerie. «Achtung!» schreie ich. Die Teetasse fällt auf den Tisch. Flach liegen wir beide auf dem Fussboden. Huui-i-i-i! tönt in der Nähe der Einschlag einer Moskitobombe. Huui-i-i-i! heult noch näher die zweite. «Runter!» ruft Andrik. Wie gejagte Hasen flitzen wir die Treppe hinab. Der Luftdruck hat die Pappen aus den Flurfenstern gerissen. Feuerschein beleuchtet die Stufen. «Herrgott, meine Handtasche!» Jetzt noch-

mals raufzulaufen, wäre Wahnsinn. Aber so ist es immer. Wenn wirklich Gefahr droht, vergisst man das Wichtigste. Gottlob, das Haus bleibt stehen! Nur grauer Kalkstaub liegt, als wir in die Wohnung zurückkehren, in dicker Schicht über Möbeln und Fussboden. Es ist eiskalt in den Zimmern. Aber die aufgesperrten Fensterflügel haben dem Luftdruck standgehalten. Wenigstens ein Gewinn! Seufzend greift Heike zu Besen und Müllschaufel. Man kann sich doch nicht nur auf Mörtel schlafen legen. Aus den Nachbarwohnungen tönt das bekannte Spechthämmern. Dort nageln sie die Pappen wieder vor die Fenster. Es ist schon wegen der Verdunkelung wichtig. Denn wenn wir zwar gelernt haben, uns selbst im Finstern noch zurechtzufinden, so erschwert es doch das Aufräumen, wie ein Blinder zwischen den Möbeln herumzutappen. Und dabei gibt es gerade wieder mal für ein paar Stunden Strom!

Berlin. Sonntag, 22. April 1945

«Der harte Geist der Front beherrscht Berlin», verkünden die Schlagzeilen der Sonntagsblätter. «Es geht darum, die Wende dieses Krieges ertrotzen zu helfen. Jetzt kämpft Berlin. Es kämpft mit allen Konsequenzen, die diese Schlacht um Sein oder Nichtsein uns abverlangt. Es kämpft und schlägt zu, wo immer sich ein Feind des Volkes zeigt. Nun regiert der Befehl! Nun werfen wir auch das Letzte hinter uns, was uns noch an der Front hindern könnte. Das Gebot für heute, morgen und alle kommenden Tage heisst: Ohne Ausflüchte und mit verbissenster Leidenschaft: Kampf.» Da haben wir's! Kampf bis zum letzten Berliner! Schon jagt eine Notmassnahme die andere! Ab heute Todesstrafe auf Kochstromverbrauch. Goebbels stopft der Bevölkerung mit Sonderzuteilungen das Maul. Ein Pfund Fleisch, ein halbes Pfund Reis, ein halbes Pfund Hülsenfrüchte, ein Pfund Zucker, hundert Gramm Malzkaffee, eine Konservendose und dreissig Gramm Bohnenkaffee. Was nützt das alles, wenn man keine Möglichkeit hat, die Sachen zuzubereiten? Für die Stadt tritt ein Notprogramm in Kraft. Die Standgerichte arbeiten in Permanenz. Überall schwirren widerspruchsvolle Gerüchte.

Die Russen seien in Pankow und Weissensee durchgebrochen. Potsdam habe sich kampfflos den Engländern ergeben. In Luckenwalde hätten sich die Alliierten vereinigt, Dahlewitz wäre genommen. Die letzten Bonzen verliessen in Fieseler-Störchen Berlin. Niemand weiss, was wahr ist. Keiner ahnt, wie die Dinge in Wirklichkeit stehen. Und dabei tun die Nazis, als lebten sie noch tausend Jahre. Erst vorgestern wurde der Jahrgang der Zehnjährigen geschlossen in die Hitlerjugend aufgenommen und auf «bedingungslose Treue zum Führer» vereidigt. Aus Lämmern werden Werwölfe! Was für eine blutige Fabel!

Auf den Strassen hat das ruhelose Getriebe nicht nachgelassen. Sie ziehen nach Westen, sie ziehen nach Osten. Und es sieht aus, als wisse eigentlich keiner, wohin und warum er zieht. Vor den Läden stauen sich auch heute die Schlangen anstehender Frauen. Vier Stunden stehen sie, fünf, sechs und sieben. Nur für die lächerliche Handvoll Kaffeebohnen, mit denen Goebbels sie zum Endspurt antreiben will. Man weiss kaum mehr: Wo sind die Verführten und wo die Verführer? «Nein!» schreit es immer noch grellrot oder schwarz von den Wänden und Mauerecken. «Nein!» Wir wollen nicht! Aber wir müssen. Müssen, bis uns der Atem ausgeht, bis das letzte Haus über uns in Trümmern zusammenbricht. Mitmachen oder erschossen werden. Jeder zweite Mensch ist heute ein Spitzel. Nicht, weil er ein Spitzel sein möchte, sondern weil ihm das Standgericht droht, wenn er keiner ist. Weil der nächste Laternenpfahl so nah und das Leben des Einzelnen so billig ist.

Am Spätvormittag reisst es draussen an der Klingel. Vor der Tür stehen Frank und Jo. Rucksäcke auf den Rücken, ein paar verschrammte Koffer in der Hand. Sie sehen verhetzt und mitgenommen aus. «Was gibt's?» – Frank lächelt etwas angestrengt. «Nichts Besonderes! Nur dass uns die Gestapo auf den Fersen sitzt.» – «Um Gottes willen!» Ich ziehe sie hastig ins Zimmer. «Wie ist denn das passiert?» – «Heute Nacht beim Alarm. Sie haben eine Razzia gemacht. Jeden, der sich nicht ausweisen konnte, auf der Stelle verhaftet. Jo kam von ausserhalb. Als er ins Haus hineinwollte, hat

man ihn gestellt.» Jo Thäler nickt. «Nicht nur gestellt, sondern auch gleich umstellt. Sämtliche Luftschutzwarte der Strasse fühlten sich verpflichtet, der Gestapo Hilfe zu leisten. Wie eine Mauer haben sie mich umzingelt. ‚Papiere?‘ Ich hatte keine. Mein Griff in die Brusttasche war nur symbolisch. Dennoch, ich tat ihn. Bloss um ein paar Sekunden Zeit zu gewinnen. ‚Ich will zu Doktor Matthis‘, sage ich. – ‚Matthis? Matthis wohnt hier nicht.‘ Drohend rückt die Mauer näher. Ich wühle in der Brieftasche. Ich weiss genau, noch zwei Minuten ... noch eine ... Da heult es neben mir; heult, als käme die Hölle herabgefahren. Ich höre schreien, ächzen, krachen. Sehe nichts mehr vor Staub, Rauch und Dunst. Einen Augenblick stehe ich wie betäubt. Dann renne ich, renne, so schnell die Beine mich tragen, ins Dunkel hinein. Eine Bombe ist in unmittelbarer Nähe eingeschlagen. Unter meinen Füßen klirren die Scherben zertrümmerter Fensterscheiben. Auf Umwegen bin ich in die Kufsteiner Strasse zurückgekehrt, über die Hofmauer geklettert und zum Küchenfenster hineingestiegen.» Liebevoll sieht er zu Frank hinüber. «Er hat sich schön erschrocken, der arme Junge!» – «War auch aller Grund dazu», knurrt der. «Noch in der Nacht packten wir zusammen. Die Revolver neben uns. Jeden Moment bereit, das Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Verdammte Situation! Wo ich da gar nicht gemeldet bin.» – «Und wie seid ihr rausgekommen?» – «Kurz vor Morgengrauen. Wieder durch das Küchenfenster. Dann in Socken über den Hof. Als wir über die Brandmauer stiegen, hörten wir am Haustor einen Wagen vorfahren. Hörten Kommandostimmen und Soldatenschritte. Irgend jemand hämmerte gegen die Tür, brüllte: ‚Aufmachen!‘ Jo war schon drüben. Das Gepäck auch. Ich hing wie ein Affe zwischen Himmel und Erde. Jetzt geht’s um die Wurst, dachte ich und schwang mich mit einem gewaltigen Satz über den Mauerrand. Metertief sind wir drüben hinuntergesprungen. In die Trümmer des Nachbarhauses. Haben zwischen Ruinen gegessen, bis es Tag wurde. Ja, und dann ...» – «Dann seid ihr hergekommen», ergänze ich. «Und wollt vermutlich hierbleiben.»

Frank lacht: «Wie du einem immer das Wort aus dem Munde nimmst...» – «Platz ist Platz, und eng ist eng», sage ich nüchtern. «Willkommen in der Ölsardinenbüchse!»

Montag, 23. April 1945

«Ich glaube, wir sollten uns von unseren Freunden verabschieden», sagt Andrik beim Frühstück. «Morgen dürfte es für solche Visiten zu spät sein.» Die Tassen klirren auf dem Tisch. Draussen kracht Einschlag auf Einschlag. Eine behagliche Morgenmahlzeit! Frank zieht sein Notizbuch aus der Tasche. «Gregor Schulz ist schon vor-notiert. Dann fahren wir bei Flamm vorbei, machen einen Sprung zu Ralph und Rita, schauen nach Hartmann und kümmern uns um Wald. Auch Hollner wird man wohl noch trösten müssen.» Er runzelt die Stirn. «Ziemlich umfangreich, das Programm. Vor Abend dürften wir kaum zurück sein.»

Während der nächsten Alarmpause startet die Clique nach den verschiedenen Richtungen. Zuerst die Uhlandstrasse. Eine fremde Frau öffnet. Sieht uns misstrauisch an. «Ich kenne keinen Gregor Schulz. Sie müssen sich geirrt haben.» Brüsk schlägt sie uns die Tür vor der Nase zu. Ratlos blicke ich auf Frank. «Hectorstrasse», sagt der lakonisch. «Die Ausweichwohnung!» Also auch hier scheint die Luft dick geworden zu sein. Wir machen, dass wir wegkommen. Die Hectorstrasse ist nicht weit. Dort finden wir Gregor Schulz in einem leeren Hinterzimmer. Auf dem Fussboden stehen zwei Koffer, ein Telephonapparat und etliche zusammengeschnürte Aktenbündel. Gregor Schulz lächelt sein verbindliches Mongolenlächeln. «Jetzt muss jeder sein eigener Diktator sein», sagt er. «Auch mir sind die Hände gebunden.» Er weist mit entschuldigender Gebärde auf Koffer, Aktenbündel und Telephonapparat. –

«Und die Einzelaktionen?» – «Werden zu Einzel-Aktionen. Versuchen Sie, was Sie können. Jeder Werwolf weniger ist ein Gewinn. Jeder verhinderte Volkssturmmann macht den Krieg um Sekunden kürzer. Und selbst Sekunden sind heute kostbar geworden.» – «Das

heisst, Sie raten uns ...» – «Feldzug gegen die Nazis im eigenen Viertel. Alles andere ist ein Ding der Unmöglichkeit.» – Frank nickt. «Ich verstehe. Also dann – bis nach dem Krieg! Sie wissen, dass Sie auf uns zählen können.» Gregor Schulz begleitet uns zur Tür. «Ich weiss es!» Er zögert einen Augenblick, sieht uns an und lächelt. «Ja, ich weiss es wirklich! Leben Sie wohl ... liebe Freunde!»

Vom Kurfürstendamm biegen wir in die Schlüterstrasse ein. «Ob Flamm zu Hause sein wird?» Zu Hause? Was einst sein Zuhause war, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Volltreffer. An der verkohlten Mauer steht mit Kreide geschrieben: Alle lebend herausgekommen. Gott sei Lob und Preis! Wenigstens das. Aber wo findet man ihn? Ich frage eine Frau, die suchend zwischen den Trümmern umherirrt. «Doktor Flamm? So ein Blasser mit Brille? Der soll nach der Brückenallee gezogen sein. Mit seiner ganzen Familie.» – «Familie ist gut», tuschelt Frank. «Die meint wohl die fünf Getauchten, mit denen er seine Junggesellenbude teilt. Also los zur Brückenallee!» Das Haus ist einfach zu finden. Seit dem schweren Novemberangriff von 43 gibt es in der Brückenallee fast nur Ruinen. Auch Flamms neues Domizil sieht ziemlich baufällig aus. Keine Fenster, kein Haustor, kein Dach. Wenn es regnet, muss man im Schlafzimmer den Schirm aufspannen.

Wir setzen uns für ein paar Minuten zu ihm in die Küche. «Wie geht es?» – «Danke, man lebt. Nur um meine Bücher tut es mir leid. Fünftausend Bände. Mit so viel Liebe gesammelt.» Er starrt vor sich hin. «Man sollte keine Bücher vernichten. Schiller und Goethe und Heine und Schopenhauer. Was können die denn dafür? Und wenn man nicht mal mehr lesen darf ...» – «Sie werden wieder lesen. Man sagt, in der Schweiz und in Schweden drucken sie zu Millionen deutsche Klassikerausgaben.» – «Aber wir werden kein Geld haben, sie zu kaufen.» Ich weiss, dass er seit Jahren die Reste seines Vermögens für den Unterhalt der fünf jüdischen Schützlinge aufbraucht. «Sie sind ein fabelhafter Mensch», sage ich. – Er lächelt matt. «Man tut nur, was man muss. Und wenn ich alle fünf

über den April gebracht habe, will ich zufrieden sein.» – «Sie tippen auf Mai?» – «Auf Anfang Mai. Bis dahin müssen wir durchhalten.» Schweres Durchhalten, denke ich, wenn man eine Freundin, ein Kind, eine Grossmutter, die Schwester der Freundin und die Frau eines Freundes durch solche Notzeiten steuern muss. Und dabei selbst ein Mischling ist, der in der Rangordnung nationalsozialistischer Menschenbewertung auf vorletzter Stufe figuriert. «Bleiben Sie behütet.» Ich lege die Arme um seinen Hals und küsse ihn auf beide Wangen. «Leute wie Sie müssen behütet bleiben.» – Frank kramt in seiner Brieftasche. «Ich glaube, wichtiger als deine Küsse sind ihm unsere restlichen Brotmarken.» Er legt drei Tausender-Marken auf den Tisch. «Zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Aber vielleicht hilft es bis Anfang Mai.» Dann verabschieden wir uns.

Bei Ralph und Rita ist alles in Ordnung. Vor vierzehn Tagen haben wir einen holländischen Pass aufgetrieben. Kostenpunkt viertausend Mark. Die Clique hat zusammengelegt, Fabian hat ein bisschen daran herumgefälscht. Nun ist er für Ralph wie nach Mass gearbeitet. Und Herr Willem Jansen, alias Ralph Neumann, spaziert seit einer Woche unbehelligt als holländischer Staatsbürger durch die Strassen von Berlin. «Macht's gut, ihr Kinder! Und haltet die Ohren steif!» – Die beiden strahlen. «Tun wir schon! Wer aus Gefängnissen ausbricht und den Knuten der SS entläuft, dem erscheint die Eroberung von Berlin wie ein Freudenfest.»

Wir fahren zu Hartmann. Als wir in die Reppichstrasse einbiegen, kommen uns vier Frauen entgegen. Schluchzend, als hätten sie soeben furchtbares Leid erfahren. Erschrocken blicken sie auf uns und wischen hastig die Tränen vom Gesicht. Ohne Zweifel, sie fürchten sich, mit ihrem Kummer entdeckt zu werden. Gerechter Himmel! Jetzt sehen wir, was geschehen ist. Lang und hager, die Arme auf dem Rücken zusammengebunden, baumelt es vor uns am Pfahl. Baumelt hin ... baumelt her. Zwei schlotternde Soldatenstiefel schlagen mit gespenstischem Klappern gegen den Laternenmast. Aus bläulichem Totenantlitz glotzen blutunterlaufene Augen blicklos auf das Strassenpflaster. Ein erhängter Mann! Mitten im

Getümmel des Frontverkehrs. Wir steigen von den Rädern. Frank zieht die Mütze vom Kopf. Wir sehen nicht mehr die Menschen um uns. Nicht mehr die Autos, die Trecks und die Lastwagen. Wir sehen nur noch den Toten. Die ihn aufknüpften, haben ihm ein Schild um den Hals gehängt. Aus grauer Pappe, mit Bindfaden verknotet. Darauf steht in windschiefen Druckbuchstaben: «Ich, Unteroffizier Heinrich Lehmann, war zu feige, Frauen und Kinder zu verteidigen. Darum hänge ich hier.» – Du Märtyrer! denke ich. Du unglückliches Opfer einer verbrecherischen Katastrophenpolitik! Ich wage es nicht, Frank in die Augen zu blicken. Ist er nicht auch für ihn gestorben, dieser Heinrich Lehmann? Für ihn und für Jo, für Wald und für Fabian? Für alle, die «Nein» sagten zu Hitlers Krieg? «Und ihre Zunge wuchs wie eine schreckliche fremde Blume aus ihren Lippen», schreibt Leonid Andrejew. Stumm steht Frank neben mir. Die Mütze in der Hand, als wäre er in der Kirche. Wir wenden uns ab. Die Menschen, die uns entgegenkommen, sehen bestürzt und schuldbewusst aus. Doch niemand riskiert einen Blick. Es gibt ja so viele Laternenpfähle in Berlin, so ungezählte Tausende.

Vor Hartmanns Haus steht ein Wehrmachtsauto. Uns schiesst der Schreck durch die Glieder. Sie haben ihn! Zögernd schleichen wir die Treppen hinauf. Schlagen behutsam das verabredete Klopfzeichen. Ulrike Weitzen öffnet. «Gut, dass sie kommen! Er ist gerade im Aufbruch.» – «Wohin?» – «Nach Potsdam. Hier geht es nicht mehr.» – «Nein, es geht nicht mehr», erklärt uns auch Hartmann, «nur mit dem falschen Volkssturmschein. Noch zwei, drei Tage, dann haben wir hier Strassenkämpfe. Sie werden die Häuser auskämmen. Werden jeden herausholen, der kriechen kann. Zum Kämpfen oder zum An-die-Wand-Stellen. Da ich weder das eine noch das andere will, muss ich verschwinden.» Er holt ein Papier aus der Tasche. «Personalausweis», lesen wir, «Sicherheitsdienst» und «Reichssicherheitshauptamt». Verständnislos starren wir ihn an. «Wer heute seinen Kopf retten will, muss ihn in den Rachen

des Löwen stecken. Auch im Sicherheitsdienst gibt es korrupte Elemente. Leute, die noch in letzter Sekunde aufs andere Pferd setzen wollen. Ich hatte Gelegenheit, einen solchen Mann kennenzulernen. Unten steht sein Wagen. Die Dienststelle liegt in der Nähe von Potsdam.»

Oberst Hartmann als SD-Mann! Dass die Welt nicht stillsteht über so viel Irrsinn! «Und Ihre Frau?» frage ich. – «Keine Nachricht. Ich weiss noch immer nichts.» Wochenlang hatten wir uns bemüht, einen Weg in die Dirksenstrasse zu finden. «Gesperrt für Besucher», hatte uns der Pförtner unfreundlich erklärt. Wir steckten uns hinter den Arzt, der die Gefangenen betreut; hinter den Zahnarzt und hinter die Gefängnisaufseherin. Erfolglos. Bis wir schliesslich erfuhren, dass die Gesuchte sich gar nicht in der Dirksenstrasse befand. Was nützt ein Anwalt, wenn die Gestapo beharrlich schweigt? Wenn selbst der kleinste Hinweis fehlt, wo man einen Menschen zu suchen hat? Und was nützt die beste Anwaltsadresse, wenn die Anwaltskanzlei in Trümmern liegt und niemand verraten kann, wohin ihr Besitzer verzogen ist? Fehlschlag über Fehlschlag! Wir schämen uns und können doch nichts ändern.

Während Frank dem Oberst beim Packen hilft, winke ich Ulrike Weitzen für einen Augenblick heraus. «Schlechte Nachrichten von seinen Kindern. Sie haben seinen Jüngsten in einer Irrenanstalt umgebracht. Soll man es ihm mitteilen?» – Ulrike Weitzen ist blass geworden. «Auf keinen Fall. Es würde ihn töten. Doch woher wissen Sie ...?» – «Ein Freund kam von dort. Es geschah schon im Februar. Eine NS-Schwester lieferte ihn ein. Mit Krämpfen. ‚Angina‘, steht auf dem Totenschein. Man kennt diese Angina. ‚Stirb schneller, Genosse!‘ nennt sie der Volksmund.» Ulrike schüttelt sich. «Grauensvoll! Aber jetzt muss man ihn schonen. Er wird es früh genug erfahren.» Gemeinsam treten wir wieder ins Zimmer, als hätten wir nur ein neues Kochrezept erörtert und nicht über den Mord eines Kindes gesprochen. Wenn man kein Elefantenfell besässe, müsste man täglich zehnmal sterben. Vor Schreck, vor Gram, vor unauslöschlichem Entsetzen.

Hartmann drängt zum Aufbruch. «Seien Sie nicht böse, aber das Auto wartet.» Rasch, als sässen zehn Teufel hinter ihm, rennt er die Treppe hinunter. «Danke für alles! Und dann: bis zum Frieden!» Er springt in den Wagen. Der Fahrer gibt Gas. Bis zum Frieden, armer Oberst Hartmann!

Wald ist nicht zu Hause. Und bei den Mitbewohnern wollen wir keine Auskunft über seinen Verbleib einholen. Wer weiss, unter welchem Namen er hier aus- und eingeht! So bleibt uns vor Anbruch der Dunkelheit noch Zeit, bei Hollner vorbeizufahren. Wir finden ihn im Bett. Gelb wie eine Quitte. Mit schwarzumrandeten Augen und eingefallenen Wangen. Ein Häuflein Unglück. «Und alles wegen Adolf Hitler», ächzt er. «Ich ahnte ja nicht, dass Gelbsucht eine so schwere Krankheit ist!» – «Aber eine lebensrettende», tröstet Frank. «Wo wären Sie jetzt ohne Gelbsucht?» – «Wahrscheinlich im Massengrab. Ich weiss. Trotzdem ...» Er wirft sich stöhnend auf die andere Seite. Seine Frau streicht ihm über den Kopf. «Er hat noch zehn Phanodorm genommen. Um die Wirkung zu verstärken. Nun weiss er kaum mehr, was er redet.» Behutsam zupft sie ihm die Decken zurecht. «Ob er durchkommen wird?» – «Natürlich kommt er durch. Lassen Sie ihn ruhig schlafen. So viel und so lange er will. Wenn er endgültig aufwacht, sind die Russen da.» Sie lächelt ein reizend mütterliches Lächeln. «Mein Kindchen», sagt sie, «mein guter, guter Alter!» – «Den haschen sie nicht mehr», stellt Frank befriedigt fest.

Wir machen uns auf den Heimweg. Doch an der nächsten Ecke ist die Welt mit Brettern vernagelt. Richtiger gesagt: mit Balken. Mit ausrangierten Möbelwagen und undefinierbarem eisernem Gerümpel. Berlin hat die Barrikaden geschlossen. Erster Verteidigungsgürtel – zweiter Verteidigungsgürtel – dritter Verteidigungsgürtel. Jede Brücke, jeder Bahnübergang wird zum Widerstandsnest vorbereitet. Gesegnete Aussichten! Eilig läuft eine Frau an uns vorbei. «Die Russen haben Lichtenberg genommen», ruft sie uns zu. Keiner denkt mehr an die Westmächte. Jetzt ist es selbst den Dümmlen klar, dass uns die Russen allein erobern. Wir radeln los.

Sperren, wohin wir uns wenden. Auf tausend Umwegen kommen wir endlich nach Hause. Verschwitzt, verschmutzt, Knie und Hände aufgeschlagen vom heimlichen Klettern über einen nachlässig bewachten Bahndamm.

Andrik empfängt uns. «Russische Panzer in Mariendorf, in Köpenick und im Friedrichshain.» – «Und in Lichtenberg», ergänzen wir. «Man muss sich wohl endgültig auf Nahkampf einrichten.» – «Und die geplanten Einzelaktionen als Heimarbeit aufziehen», spottet Andrik. – «Ein imponierender Revolutionsradius!» – «Hauptsache, wir tun, was uns möglich ist.» Ich bin zu müde, um mehr zu sagen. So fallen wir ins Bett, und die russische Artillerie orgelt uns das Schlummerlied.

Berlin. Dienstag, 24. April 1945

«Aufstehen! Fertigmachen! Höchste Zeit zum Runterziehen!» schreit Jo um acht Uhr morgens. Ich fahre aus dem Bett. Krach! Die Wände wanken. Scherben klirren. Lehmklumpen spritzen mir ins Gesicht. «Andrik!» brülle ich. «Frank!» Ein Sausen, ein Heulen, ein zweiter Knall. Das ist das Ende! Der Lärm hat mir die Ohren verstopft. Der Dreck hat mir die Augen verklebt. Wie ein Blinder taste ich um mich herum. Lebe ich überhaupt noch? Ist das Haus eingestürzt? «Schnell, schnell!» ruft Andriks Stimme neben mir. «Auf welche Einladung wartest du noch? Stehst hier ohne Hemd im dicksten Artilleriebeschuss.» – «Einladung? ... Artilleriebeschuss?» Langsam komme ich zu mir. Das Zimmer sieht aus, als hätte man einen Zentner Mörtel darüber ausgeschüttet. «Jetzt hat's uns also doch erwischt.» – «Unsinn!» schimpft Andrik. «Ein Granattreffer im Nachbarhaus. Wenn du dich bloss entschliessen würdest, dein Hemd anzuziehen!» Kleid, Schuhe, Strümpfe. Ich nestle an Knöpfen und Haken. «Mach schon!» drängt Andrik. «Die anderen sind längst unten!» – «So ein Wahnsinn ... so ein Wahnsinn...!» jammere ich. «Hol wenigstens den Waschkorb aus dem Badezimmer, dass man das Nötigste ...» Wie ein Pfeil schiesse ich durch die Wohnung. Raffe, was sich raffen lässt. Kissen, Decken, Messer,

Tassen. Meine Weckeruhr, das Netz mit Kartoffeln, die Zuckerdose, die Kaffeemühle. Bloss nichts Wichtiges vergessen. Ein Stück nach dem andern fliegt in den Korb. «Fertig? Los!» Wir laufen die Treppe hinunter.

Unten wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Der enge Mittelgang ist verstellt von Schachteln, Netzen, Bündeln und undefinierbaren Gegenständen. Mühsam arbeiten wir uns zu unserem eigenen Schlupfwinkel durch. Auch dort sieht es nicht sehr geräumig aus. An den Wänden bis zur Decke Koffer, Koffer über Koffer. In allen Grössen und Ausführungen. Hier lagern, bis zur Auferstehung, die Restbesitzer jüdischer Freunde. «Na, hoffentlich dauert's nicht lange!» seufzt Andrik. – «Hoffentlich!» kommt es dumpf aus unsichtbarem Dunkel. Zwischen Kisten und Regalen baut Jo im hintersten Kellerwinkel ein razziasicheres Tauchversteck. Frank assistiert ihm. «Klein, aber mein», sagt er befriedigt und klopft mit Baumeisterstolz auf das teppichgetarnte Mauselloch.

Das Leben im Keller beginnt. Eingezwängt zwischen Klamotten und Gerümpel, sitzen wir wortkarg nebeneinander. Über unseren Köpfen poltert der Krieg. Lärmt gewaltig, mit tödlichen Kanonaden. Um elf Uhr erlischt der Strom. Es ist kalt und finster. Die Diskrepanz zwischen der Hölle draussen und unserer erzwungenen Untätigkeit drinnen wird immer unerträglicher. Fabian dreht am Grammophon, legt die «Dreigroschenoper» auf. «Ihr Herrn, die ihr uns lehrt, wie man brav leben und Sünd' und Missetat vermeiden kann», klingt es blechern durch den Raum. Tack–tack–tack–tack–tack. Das sind die ersten Maschinengewehre. Wir hören ihre Einschläge gegen die Wände klatschen.

Das Haustor fliegt auf. Herrgott, eine fremde Männerstimme! Wie Aale rutschen Frank und Jo in ihr Teppichverlies. Andrik springt zur Tür. Durch den Kellergang rennt ein Soldat. Ohne Mütze, mit offenem Uniformrock. Die Haare kleben ihm an der Stirn. Sein Gesicht ist grau, wie ausgebrannte Asche. Andrik verstellt ihm den Weg. «Halt! Wohin wollen Sie?» – «Überallhin – nur nicht ...» Der Fremde schüttelt sich vor Grauen. «Da draussen ... Sie ahnen ja

nicht, was da draussen geschieht.» Wir klopfen ihm auf die Schulter. «Beruhigen Sie sich erst mal. Wollen Sie Wasser?» Der Soldat verneint. «Kein Wasser. Sachen! Zivilsachen! Wenn sie mich so finden ...» Fragend schaut Andrik mich an. «Schliesslich können wir den Mann ja nicht ans Messer liefern», flüstere ich ihm zu. «Gib ihm schon. Er wird uns nicht verpfeifen.» – «Wie heissen Sie?» – «Stolzberg, Panzergrenadier Fritz Stolzberg.» – Der Mensch sieht uns an, als hinge sein Seelenheil an unseren Lippen. «Also, Herr Stolzberg, dann kommen Sie mal mit. Ich denke, wir haben die gleiche Grösse.» Fünf Minuten später ist die Verwandlung vollzogen. Wir zählen einen Zivilisten mehr im Keller. Und verstohlen schiebt Andrik das Bündel mit dem, was vor anderthalb Jahren den Tischler Fritz Stolzberg zum Panzergrenadier machte, unter eine umgestülpte Kiste.

Es ist merkwürdig still geworden während der letzten halben Stunde. Als hätte sich die Front von uns entfernt. «Bloss jetzt keinen Aufschub», fleht Jo. Am Nachmittag ebbt die Kampftätigkeit weiter ab. Nur feindliche Jagdflieger ziehen in pausenloser Folge ihre Schleifen um den Wasserturm. «Was hältst du von einem Spaziergang?» fragt Frank. Andrik und Dagmar haben sich schlafen gelegt. Jo hockt, in François Villons Gedichte vertieft, neben der schwelenden Stallaterne. Auch Fabian schläft. Hinter einem Mauerpfeifen im ersten Stock steht Heike, unser Heldenmädchen, und schiebt Wache. Ich nicke. «Los, gehen wir. Aber möglichst ohne Aufsehen.» Es erscheint mir etwas unverantwortlich, ausgerechnet am heutigen Tag eine Vergnügungspromenade zu unternehmen. Doch der Keller ist muffig, und draussen lockt ein leuchtender Frühling.

Wir biegen in den Bergfriedhof ein. «Begreifst du, dass man seinem Volk den Zusammenbruch wünscht, nur weil man seine Seele retten will?» sagt Frank nachdenklich. «Wir sind unadelig geworden. Das ist das Schlimmste. Not und Leiden müssen uns wieder adelig machen.» – «Sie können es. Aber ob sie es tun werden? Hit-

lers Untergang macht die Menschen noch lange nicht zu Engeln. Und ehe sie nicht gelernt haben, dass Leiden keine Strafe ist, sondern eine Entwicklungschance ...» Wir wandern einen blühenden Heckenweg entlang. «Sieh nur, wie schön!»

Grell pfeift es über uns. Ich spüre einen Stoss im Rücken, taumle nach vorn und stürze tief in die Hecke hinein. Wieder ein heulendes Pfeifen. Kaum zwanzig Meter vor uns birst die Erde auseinander. Brocken von Grabsteinen fliegen durch die Luft. Zerfetzte Kränze, vermoderte Holzbretter. Die Toten! Barmherziger Himmel! Die Toten! Vor mir, in den Ästen einer Trauerweide, baumelt es gespenstisch. Der Krieg hat die Toten aus ihren Gräbern gerissen. Das ist... nein ... das kann kein Mensch ertragen. Gepeinigt wühle ich das Gesicht tief in die Erde. Neben mir zieht mich Frank am Rock. «Ist dir was passiert? Bist du verletzt?» – «Ich weiss nicht ... Ich glaube nicht... aber das, das ist doch zu scheusslich.» – «Bleib liegen. Und wenn die dritte vorbei ist, laufen wir los.» Noch einmal heult es dicht über unseren Köpfen. Frank legt den Arm um mich. «Jetzt rasch. Bis die neu eingestellt haben, sind wir aus der Schusslinie.» Im Laufschrift rennen wir dem Ausgang zu. Über dem Wasserturm kreisen feindliche Jagdflieger. Und der Bergfriedhof liegt im Feuer russischer Artillerie.

Im Keller rüstet man zum Abendbrot. «Wo steckt ihr denn so lange?» empfängt mich Andrik. Ich murmele Unverständliches. Und schwöre im stillen, dass dies bis zum Frieden mein letzter Spaziergang gewesen ist. Früh legen wir uns schlafen. Wer weiss, was einem in den nächsten Tagen noch bevorsteht!

Berlin. Donnerstag, 26. April 1945

Heike gesellt sich zu uns. Stahlhelmbeschirmt, zu irgendeinem Abmarsch gerüstet. «Ob man es wagen kann?» Sie zeigt auf Markttaische und Einkaufsnetz. «Drüben sollen sie Fleisch verkaufen. Wenn wir Glück haben, sogar ohne Marken.» – «Du hast wohl eiserne Nerven», sage ich kopfschüttelnd. «Aber tu, was du nicht lassen kannst.» Die Kleine hüpf davon. Frank lacht. «Kinder und Gerech-

te haben ihre besonderen Schutzengel. Der passiert nichts.» Während der nächsten zwei Stunden schrecke ich doch bei jedem Einschlag zusammen. Und bis Heike zurückkommt, sind mir die Finger vom Daumendrücken steif geworden. Sie bringt zwei Kilo Schinken mit und eine Wut im Leibe, dass es ihr fast den Atem verschlägt. «Diese Biester... diese Megären!» tobt sie. «Zwanzig Weiber vor dem Laden. Schimpfen wie die Rohrspatzen. Und auf wen schimpfen sie? Etwa auf Hitler? Mitnichten. Auf die Deserteure schimpfen sie. Drohen mit Aufhängen und prügeln sich fünf Minuten später um jeden Schinkenknochen.» Empört blickt sie auf Frank und Jo. «Wenn sie euch zwischen die Finger kriegten, sie würden euch kaltblütig mit eigenen Händen erwürgen.» «Und für so was hat man zwölf Jahre lang durchgehalten», sagt Andrik bitter. «Lohnt sich das überhaupt? Dieses Volk ... diese Weiber ...» Jo hebt den Kopf. «Auf uns kommt es an, es lohnend zu machen. Weil sie in sich keinen Grund finden, werfen sie ihren Anker auf andere. Wir müssen die anderen sein. Wir, die wir es gut mit ihnen meinen.» – «Ein saures Stück Arbeit!» – «Lohnende Arbeit ist immer sauer. Doch wenn erst die Goebbelssche Propagandafanfare verstummt, wird das Seelenretten leichter sein.» –

Berlin. Freitag, 27. April 1945

«Sie kommen!» Ein Mann läuft auf uns zu. Wir hören seine Stiefel über das Pflaster klappern. «Russen im Haus!» gellt eine Stimme. Andrik und ich stehen auf. Endlich! Wir stürzen durch den langen Kellergang. Am vordersten Treppenflur stocken wir geblendet. Der Strahl einer Taschenlampe richtet sich auf uns. Dahinter versinkt die Welt im Dunkel. «Drusja!» sage ich in die Finsternis hinein. «Freunde!» Langsam senkt sich der Lichtkegel. Ich sehe ein bärtiges Gesicht, zwei wachsamen Augen – schräggestellt wie Kalmückenaugen – und den hochgeschlagenen Kragen eines Ledermantels. Fahl schimmert der Lauf einer Maschinenpistole. «Drusja!» Der Soldat lächelt.

Andrik übernimmt die Verhandlung. «Wir erwarten euch!» sagt er auf russisch. «Wir freuen uns, dass ihr da seid!» Forschend schaut uns der Rotarmist in die Augen. «Wirklich?» – «Wirklich!» Er leuchtet in die offenen Kellertüren hinein, zuckt die Achseln und entfernt sich wieder. Zwei andere kommen. Jung und hochgewachsen. Sie haben Sterne auf den Schulterstücken und blanke Säbel in den Fäusten. «Nun?» fragt der eine. «Tragen wir Hörner? Sind wir Teufel?» Heftig schütteln wir den Kopf. «Aber ihr sagt, dass wir Teufel sind.» Er tippt mit der Degenspitze auf Andriks Brust. «Warum sagt ihr so etwas Dummes? Warum habt ihr nichts gegen Hitler getan? Warum fürchtet ihr euch vor uns?» Sein Gesicht verändert sich. Wird plötzlich wachsam und angespannt. Schöpft er Verdacht? Wittert er eine Gefahr? Von fern dringt verworrenes Geräusch. «Deutsche Soldaten!» ruft jemand. – «Nemzy!» warnt Andrik. In drei Sätzen sind die beiden verschwunden. Schüsse fallen. Wie Erbsen prasseln sie gegen unsere Hauswand. Wieder wird es still. Wieder sind wir allein. War das das Ende? War das der Anfang? Benommen kehren wir in unseren Keller zurück. Dort herrscht strahlende Siegesstimmung. Jo hat die letzte Rotweinflasche entkorkt. Mit Tassen und Blechdosen stossen wir auf die Befreiung an.

Der Nachmittag vergeht. Der Abend kommt. Weder Russen noch Deutsche zeigen sich. Sollte man uns vergessen haben? Wir sitzen herum und warten. Fabian legt aus Langeweile die «Dreigroschenoper» auf. Jo schält Kartoffeln. Die übrigen hocken auf ihren Plätzen und brüten stumm vor sich hin. Von fern tönt das Rattern vorüberrollender Panzer, nähert sich und entfernt sich wieder. Irgend jemand ruft in fremder Sprache ein paar unverständliche Worte. Gehen sie zurück? Gehen sie vor? Schanzen sie sich ein? Frank schleicht nach oben und kehrt zwei Minuten später zurück. «Alles ruhig. Sie biwakieren an der Ecke. Mit Feldküche und Essnapfen. Einer spielt sogar auf der Ziehharmonika. Ich glaube, wir haben es hinter uns.» – «Ich nicht», unkt Fabian. «Zuviel Ruhe ist auch ver-dächtig.»

Zögernd verrinnen die Stunden. Die Uhr zeigt neun, zeigt halb zehn. «Achtung!» flüstert Heike plötzlich. «Achtung! Hört ihr nichts? Da – jetzt wieder!» Hinter der Mauer knackt es verdächtig. Ein kurzer Knall. Scharf, rasch und pfeifend. Nun pfeift es wieder. Von allen Seiten beginnt es zu knattern. Entgeistert starren wir uns an. Hölle und Teufel! Das sind Werwölfe! Sie schiessen aus den Häusern. «Revolver heraus!» kommandiert Andrik. «Ausgänge besetzen! Rasch!» Alles rennt durcheinander. Noch im Laufen stülpen die Männer die Helme über den Kopf.

Ich luge durch eine Fensterspalte. Schleicht dort nicht ein Mann über den Hof? Barhäuptig. In dunkler Joppe. Er kauert sich hinter die Büsche. Ohne Zweifel, er will nicht gesehen werden. Jetzt zielt er. Ein Schuss fällt. Ich höre Stöhnen und unterdrücktes Fluchen. Frank stürzt die Treppe herauf. «Sie haben sich im Seitenblock verschanzt. Es müssen viele sein. Pass auf, dass keiner zu uns überläuft!» Er rennt schon wieder nach unten. Der Mann in dunkler Joppe ist verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt. Im Seitenblock öffnet sich eine Tür. Knarrt in den Angeln und schliesst sich wieder. Unheil liegt in der Luft. «Heike!» rufe ich leise. Sie kommt und kauert sich neben mir hinter die Fensterspalte. Ihre Nähe beruhigt mich ein wenig. «Hast du den Mann über den Hof laufen sehen?» – «Nein, aber Andrik meint...» Wieder schiesst es irgendwo. Ich starre durch den Spalt, bis mir die Augen brennen. Wo stecken sie bloss, die Teufel? «Dort», flüstert Heike und reisst das Fernglas in die Höhe. «Dort, hinter der Tür.» Aufmerksam sucht sie die Fensterreihen ab. «Nein, es ist nichts. Ich muss mich getäuscht haben.» Wir blicken uns ratlos an. Wenn das so weitergeht ... Sie schiessen uns die ganze Siedlung zu Brei ... Andriks Kopf erscheint hinter der Treppenbrüstung. «Kommt runter. Gleich. Es ist dringend!» Auf allen vieren kriechen wir in die Tiefe. Draussen knallt ein Schuss. Holzsplitter fliegen uns um die Ohren. Verdammte Schweinerei! Jetzt haben sie das letzte Flurfenster zerschossen. Fünf Minuten hocken wir regungslos am Treppenabsatz, wagen kaum zu atmen und warten auf die nächste Kugel. Sie

kommt nicht. Es ist kirchenstill auf der Strasse. «Los jetzt!» befiehlt Andrik. Ein Ruck, ein Sprung, sechs Stufen abwärts, – wir stehen auf den Beinen und – im Keller.

Unten wird Kriegsrat abgehalten. «Türen verrammeln und Wachen ausstellen», rät Jo. «Beim geringsten Geräusch – Alarm schlagen! Niemand zieht sich aus. Alle gehen in Kleidern zu Bett.» – «Gemütliche Nacht», murrte Fabian und lädt mit umständlicher Sorgfalt seinen Revolver. «Also, schlafen wird wieder mal klein geschrieben. Und ich dachte, wenn erst die Russen ...» – «Du sollst eben nicht denken. Du sollst Wache stehen.» Väterlich schiebt ihn Andrik zur Tür hinaus. «Who is afraid of the big bad woof», hören wir ihn draussen pfeifen.

Werwölfe beherrschen die Nacht. Wer bloss diese Satanseinrichtung erfunden hat! Um zwei Uhr weckt mich Fabian. «Steh auf, du bist dran. Bis jetzt ist alles ruhig geblieben.» Ich springe von meinem Prokrustesbett, taumle schlaftrunken zur Treppe. Auf der Fensterbrüstung im ersten Stock liegt Fabians Revolver. Vorsorglich in Reserve gelegt. Nur, dass ich leider nicht schiessen kann. Ein kalter Wind streicht durch das Haus. Ich schaue nach der Stadt hinüber. Es brennt im Norden, und es brennt im Westen. Wann wird es auch bei uns zu brennen anfangen? Aus dem Wasserturm schimmert mattes Licht, leuchtet auf und erlischt. Mich schaudert. Am liebsten würde ich laut um Hilfe rufen.

Heiliger Vater! Knarrte nicht eben die Kellertür? Mir zittern die Knie wie Espenlaub. Jemand hüstelt im Treppenhaus. «Ich bin's. Erschrick nicht!» höre ich Franks Stimme. «Du solltest ... ich dachte ...» Verschämt zieht er eine Flasche aus dem Rock. «Armagnac! Ich dachte ... wir trinken mal einen.» – «Guter – Lieber!» Mein Herz schlägt auf einmal still und getröstet. Gemeinsam spähen wir in die Finsternis. Die Bäume rauschen. Der Himmel ist sternenklar. Zwischen uns wandert die Kognakflasche. «Dass man das alles erlebt... dass man es erleben darf», flüstert Frank. «Ich

möchte heute mit niemandem tauschen.» – «Ich auch nicht. Man sagt, Gott liebe die am meisten, denen er am meisten zutraut. Uns traut er viel zu. Er muss es wohl gut mit uns meinen.» – «Mit uns und – mit den Juden. Wer träge beiseite steht, ist niemals auserwählt!» – «Nur dass die Auserwähltheit keinen Anspruch bedeutet, sondern eine Pflicht.» Frank nickt. «Die Pflicht zum Bessermachen. Auch wenn es mal schiefging. Schliesslich sind wir alle Menschen. Nicht dass wir in einen Abgrund hineinfallen, entscheidet über unseren Wert, sondern wie wir aus ihm wieder herausfinden. Wir wollen aus ihm herausfinden. Selbst wenn uns tausend Werwölfe ...» Er bricht ab, tastet hastig nach dem Revolver. Ein Schuss kracht durch das Dunkel. «Den haben wir abgeschreckt», sagt er befriedigt. «Wen?» – «Den Heckenschützen. Dort drüben, hinter den Büschen.» – Ich wage nicht hinzuschauen. «Hast du ihn umgebracht?» Frank sieht mich entrüstet an. «Umgebracht? Ich wünschte, ich hätte es getan. Oder wolltest du, dass er uns umbrächte? Geh schlafen, Pazifistin. Die Uhr zeigt drei. Wir dürfen uns für diesmal unterbrechen.» Etwas beschämt schleiche ich in den Keller. Wickle mich in meine Decke und denke, dass ich wohl doch keine Heldin bin.

Berlin. Samstag, 28. April 1945

Die Werwölfe schiessen. Lange werden sich das die Russen nicht gefallen lassen. In jedem Stockwerk steht eine Wache von uns. Wir möchten helfen und wissen nicht wie. Unruhig pendeln wir zwischen Keller und Boden. Niemand hat Lust, etwas anzufangen. Die Haustüren sind zugesperrt. Andrik bastelt am Radio, doch es gibt keinen Strom. «Dass wir uns keinen Detektor besorgt haben!» flucht er. «Wir hören nichts. Wir erfahren nichts. Wie Einsiedler auf dem Berge Athos sitzen wir in unserem Käfig. Im Nachbarkeller flüstern sie sich Greuelmärchen zu. Die Russen hätten ein Geschütz verloren und über hundert Mann. Fünfzig Werwölfe stecken in der Siedlung. Fünfzig Werwölfe und ein deutscher Stab. Als ich sie frage, woher ihre Weisheit käme, schweigen sie verlegen.»

Man wird nervös, wenn man gegen unsichtbare Feinde kämpft. Es ist, als stünde jemand hinter einem. Dreht man sich aber um, ist er verschwunden.

Gegen Abend rollen neue Panzer heran. Halten an der Strassenecke und richten ihre Rohre auf uns. Verödet, mit aufgerissenen Fensterhöhlen, steht der Seitenblock. Stumm, wie ein verwünschtes Haus. Tack–tack... tack–tack–tack. Die Werwölfe! Wagen sie es wirklich? Man hört es pfeifen, aber man sieht keinen Schützen. Langsam senken sich die Panzerrohre. Tack ... Ja, sind sie denn wahnsinnig? ... Ausgerechnet in diesem Augenblick! Andrik reisst meinen Kopf in seinen Arm. «Denk an was anderes», flüstert er. – «Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne», lalle ich albern vor mich hin.

Ein Dröhnen erschüttert die Luft. Der Fussboden hebt sich. Wir fliegen in eine Ecke. Granatbeschuss. Es donnert, als wäre die Hölle los. Gegen das Haustor hauen Gewehrkolben. «Jetzt kommt es richtig», stammelt Heike. Andrik erhebt sich. Stumm sieht er uns an. Stumm geht er zur Tür. Frank wirft die Revolver hinter den Kleiderschrank. «Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne!» Dass mir der verdammte Quatsch nicht aus dem Kopf geht! Männer schreien durcheinander. Zornig, erregt, in fremdartigen Lauten. Andrik spricht dazwischen. «Padashditje», verstehe ich. «Warten Sie.» Seine Stimme klingt sanft und freundlich. Er redet viel. Die anderen sind still geworden. Jetzt scheinen sie ihn etwas zu fragen. Er antwortet auf russisch. Schwere Stiefel poltern über den Flur. «Andrik!» Ich halte es nicht länger aus. Und wenn sie mich auf der Stelle totschiessen! Er darf dort nicht allein bleiben. Neben der Haustür leuchtet sein heller Mantel. Leuchtet aus einem Gewirr dunkler Uniformen. Russen drängen sich um ihn, hinter ihm, vor ihm, neben ihm. Sie richten ihre Pistolen auf ihn. Er schaut sie an und lächelt. Dann redet er wieder. Lange, freundlich, ohne Pause. Sein Gesicht ist blass. Seine Haare wehen im Winde. Er hält die Hände in den Manteltaschen. Der einzige, der keine Waffe trägt.

Jetzt sieht er mich, winkt mir mit den Augen. «Drusja», stottere ich und zwänge mich durch die Soldaten. Misstrauisch schauen sie mich an, weichen zurück und lassen mich passieren. «Sie halten uns für Werwölfe», raunt mir Andrik ins Ohr. «Ich muss sie überzeugen ...» Jemand stösst ihn in die Seite. «Du Soldatt!» Man zerrt ihn ins Freie. «Andrik!» jammere ich und laufe ihm nach. Ein Wirbel von Funken schlägt mir entgegen. Die Nachbarhäuser brennen. Wie rauchende Fackeln stehen sie in der Nacht. Ihr Schein färbt den Himmel mit dunkelroter Glut. Über den Zaun der Gärtnerei klettern Soldaten. Von allen Seiten rennen sie herbei. Immer mehr werden es. Sie laufen durcheinander. Schreien, gestikulieren, sind wie tanzende Schatten zwischen den grossen Feuern. Nun stürmen sie die Hauseingänge. Zehn, zwanzig, fünfzig. Andere drängen nach. Gebrüll und Gepolter. Doch man hört keinen Schuss. Ich stehe neben Andrik und blicke entsetzt auf das tosende Gewimmel. Führen sie dort nicht Stolzberg heraus? Er ist leichenfahl und schwankt wie ein Betrunkener. Zwei Offiziere treten an ihn heran. «Du daitscher Soldatt», sagen sie böse. «Du mitkommen.» Stolzberg knickt in den Knien zusammen. «Nein, nein», stottert er und sieht sich hilfesuchend nach Andrik um. Der lächelt ihm zu. «Sie tun uns nichts. Wir dürfen nur keine Angst haben.» Jo und Frank tauchen auf, eskortiert von sechs Rotarmisten. Ruhig, mit erhobenen Händen. Man heisst sie auf den Rasen treten, tastet sie ab und entlässt sie wieder. Von unten dringt verworrener Lärm. Doch es klingt friedlich und jagt uns keinen Schrecken ein. Wie rauchende Fackeln brennen rechts und links die Häuser. Und aus den Nachbarkellern knattern die Schüsse der Werwölfe.

Ich greife nach Andriks Hand. Beruhigend drückt er meine Finger. Dicht nebeneinander stehen wir inmitten der heranstürmenden Soldaten. Immer noch knallt es heimtückisch aus dem Seitenblock. Da! Kopfüber stürzen zwei Rotarmisten in den Sand. Wie blecherne Töpfe rollen ihre Stahlhelme auf das Pflaster. «Wir sind verloren», stammle ich. Auch Andrik ist blass geworden. Auf seiner Stirn stehen grosse Schweisstropfen.

«Diese Verbrecher!» knirscht er. «Diese unverantwortlichen Idioten!» Irgend jemand schreit laut auf. Es klingt, als heule ein Raubtier im Sterben. «Sie kommen ... sie holen uns!»

Wie ein Kind klammere ich mich an Andriks Arm. Vor uns aus Qualm und Glut taucht das wutverzerrte Gesicht eines baumlangen Mongolen auf. «Du schiessen!» brüllt er und fuchtelt mit der Maschinenpistole. Im nächsten Augenblick sind wir umstellt. Ich fühle einen Stoss im Rücken. Ich torkle nach vorn. Etwas Kaltes berührt meinen Hals. «Ihr schiessen!» schreit es von allen Seiten. Ich laufe. Andrik läuft neben mir. Plötzlich ist auch Stolzberg dabei. Vor uns drei Russen, hinter uns drei Russen. Wie tote Augen starren die Mündungslöcher ihrer Maschinenpistolen. Im Galopp werden wir weggeschleppt. Unsere Füße rennen von selbst. Rennen ... stolpern ... rennen weiter. Ein Zaun steigt vor uns auf. Mit einem Satz sind wir hinüber. Ich sehe Sträucher, Hecken, Holzkreuze. Der Friedhof. Quer über dem Weg liegt ein Toter. Ist es ein Deutscher? Ist es ein Russe? Was kümmert es uns! Man muss nur einen Sprung tun, um ihn nicht zu treten. Gleich wird man uns umbringen. Hier hinter den Büschen. Tote kommen zu Toten. Schon halten wir ... Schon sind wir da! Es ist soweit ... Ich blicke zu Andrik hinüber. Er hat die Lippen zusammengepresst. Seine Augen sind starr geradeaus gerichtet. Stolzberg schlottert, als läge er im Fieber. Wieder ein Stoss in den Nacken. Mechanisch setzen wir uns in Bewegung. Ist dort nicht der Wasserturm? Steil und zerbrochen ragt seine Kuppel aus der Finsternis. An der eisernen Pforte machen wir halt. Tapen ein paar Stufen hinunter. Also im Keller will man uns ... Ohne Himmel und ohne Sterne. Grosser Gott! Ob wir nicht fliehen sollten? Aber wohin? Wie tote Augen starren auf uns die Mündungslöcher der Maschinenpistolen.

Plötzlich vernehmen wir Stimmen. Eine Tür wird aufgerissen. Ich sehe ein niedriges Gewölbe. In hohen Flaschenhälsen flackern Kerzen. Ich sehe Schemel, Hocker, einen rohgezimmerten Tisch. Zwei dunkelgrüne Plüschessel. Wahllos zusammengetragen zu improvisiertem Feldquartier. Der russische Befehlsstab. Die Luft

ist schwer von Zigarettenrauch. Acht Augenpaare blicken uns entgegen. Streng, kalt und feindselig.

«Ihr habt geschossen?» fragt der Kommandant. – «Nein», antwortet Andrik auf russisch. «Wir haben nicht geschossen. Andere haben es getan. Wir sind unschuldig.» Die fremden Offiziere verziehen keine Miene. Wie eiserne Masken sind ihre Gesichter. «Ihr seid Partisanen», beharrt der Kommandant. «Wir werden euch erschies- sen.» Andrik senkt den Kopf. «Wir sind keine Partisanen», sagt er tonlos. Misstrauisch mustert ihn der Oberst. «Warum sprichst du Russisch?» – «Ich bin in Moskau geboren.» – «Warum lebst du hier?» – «Meine Eltern sind Deutsche.» – «Hörtest du unseren Sender?» – «Jeden Morgen um elf.» – «Wann hast du ihn das letzte Mal gehört?» – «Vergangenen Dienstag, als man die deutschen Nachrichten brachte. Dann hat man uns den Strom abgeschnitten.» – «Was sagten wir am Dienstag?» – «Dass man in Lankwitz kämpft und im Friedrichshain, dass man vom Süden und vom Osten her in die Stadt einbricht.» Der Oberst runzelt die Stirn. Wie eiserne Masken starren die Gesichter seiner Offiziere.

Andrik richtet sich auf. Alle Schrecken des Todes sind von ihm abgefallen. Kühnheit leuchtet aus seinen Zügen. Kühnheit und eine unbeirr- bare Zuversicht. «Wir hassen die Nazis», sagt er laut. «Zwölf Jahre haben wir auf euch gewartet. Wir waren immer auf eurer Seite.» Der andere scheint ihn nicht zu hören. Gedankenvoll bückt er sich über die vor ihm ausgebreitete Landkarte. «Zeig mir, wo wir sind. Zeig mir die Wilhelmstrasse und den Alexanderplatz.» Rasch und bestimmt fährt Andriks Finger auf der Karte hin und her. «Dort... hier ... und dort! Das ist die Hauptstrasse, die stadteinwärts führt.» Er zögert. «Wir sind keine Partisanen», wiederholt er leise. «Wir wollen euch helfen!» Die Offiziere schweigen. Vorsichtig schaue ich mich um. Stolzberg ist weiss wie ein Leinentuch. Merkt er denn nicht, dass er aussieht wie das leibhaftige schlechte Gewissen? «Du sagst, du hättest unseren Sender gehört», fährt der Oberst fort. «Weisst du auch, was wir tun, wenn wir einen Sieg über euch bekanntgeben?» Andrik lächelt. «Ihr schießt Salut.» –

«Kennst du die russische Nationalhymne?» – «Ich kenne sie.» Die Offiziere sehen ihn an. Wie eiserne Masken sind ihre Gesichter. «Sing sie uns vor. Wenn du sie kennst, wirst du sie auch singen können.» Andrik singt. Klar und ruhig tönt seine Stimme durch den Raum:

«Sojus nerushimyj respublik swobodnych
Splotila na weki welikaja Rusj ...»

Er singt um unser Leben. Wir wissen es. Die Kerzen knistern. Sonst hört man keinen Laut.

«Skwos grosy sijalo nam solnze swobody ...»

Langsam verändern sich die Mienen der vor uns Sitzenden. Aus Masken werden Menschen.

«My w bitwach reschajem sudjbu pokolenij ...»

Ein kleiner Leutnant mit blondem Bärtchen stützt seinen Kopf in die Hände. Vielleicht denkt er, dass er nach Hause möchte. Vielleicht denkt er, dass es dort schön ist.

«Pustj ot pobedy k pobede wedet.»

Es ist still im Keller. Die Kerzen schwelen, und wie dichter Nebel hängt der Rauch unzähliger Zigaretten in der Luft. Der Oberst schiebt ein halbgefülltes Teeglas über den Tisch. «Trinken Sie, Towarisch!» In einem Zug stürzt Andrik den Tee hinunter.

Als hätte man ihnen ein Zeichen gegeben, springen die Offiziere auf. Sie umringen uns, klopfen uns auf die Schultern. Sie lachen, schütteln uns die Hände und reden auf uns ein in ihrer fremden, unverständlichen Sprache. Kaum weiss Andrik, wem er zuerst antworten soll. «Haben Sie Hunger?» ... «Setzen Sie sich» ... «Wann waren Sie zuletzt in Moskau?» ... «Sie sind Musiker. Kennen Sie Schostakowitsch? Kennen Sie Stanislawskij?» Man bietet uns zu essen an. Speck, Wurst, Grütze. «Kushaitje, pashaluista.» Ordonanzen laufen. Bringen frischen Tee, Zucker und Eingemachtes. Jeder möchte uns etwas schenken. «Ihr habt kein Fleisch? Hier gibt es. Bitte, nehmt. Es fehlt euch an Brot? Da ist es. Steckt es ein. Wie ihr es wegtragen sollt? Ganz einfach, nehmt unsere Schüssel.»

Beladen wie Kinder am Weihnachtsabend, kehren wir über den

Friedhof zurück. Dort liegt der tote Soldat. Ich beuge mich zu ihm hinab. Es ist ein Russe. Kaum zwanzig Jahre alt. Armer Freund! Du musstest sterben, und wir – dürfen leben. «Wir sollten ihm ein Grab richten», sagt Andrik. Dann sind wir an der Siedlung. Ein Posten steht vor unserer Tür. Soldaten mit Eimern, mit Näpfen und Schüsseln laufen hinein und heraus. Irgend etwas dampft in ihren Töpfen. «Moshno?» frage ich. «Darf man?» Sie lassen uns eintreten. Ich höre Heike aufschreien: «Ihr seid da!» Lachend und weinend stürzt sie an meinen Hals. Lange können wir gar nichts sagen. Und als wir etwas sagen, ist es auch nur dummes Gestammel. Sie kommen alle. Frank, Dagmar, Jo, Heike und Fabian. Sie strahlen und gebärden sich, als wären sie betrunken. «Dass ihr es geschafft habt! Dass ihr am Leben seid!» Ja, wir haben es geschafft. Mit dem Leben und mit der Freiheit.

Jetzt erst sehen wir uns um. Wir sind nicht allein im Keller. Wohin wir blicken, sitzen russische Soldaten. Auf den Gängen und in den Türen, auf Luftschutzbetten, auf Kisten und Bündeln. Sie lehnen an den Wänden. Sie hocken auf dem Fussboden. Aus deutschen Schüsseln löffeln sie russische Grütze. Einen Löffel du – einen Löffel ich. «Schmeckt grossartig», schwärmt Dagmar. Die ganze Nachbarschaft hat sich eingefunden. Du einen Löffel – ich einen Löffel. Es ist ein Gedränge, als ginge man über einen Jahrmarkt. Petroleumlampen brennen in allen Kellern. Kerzenstümpfe, hastig irgendwo aufgeklebt. Der Krieg ist aus, sagen die Kerzenstümpfchen. Nun brauchen wir nicht mehr gehütet zu werden.

Der Krieg ist aus. In dieser Stunde beginnt für uns der Friede. Du bist frei, Frank Matthis. Du bist frei, Jo Thäler. Frei seid ihr alle, die ihr jahrelang im Verborgenen lebtet. Wald und Hartmann, Ralph, Rita, Konrad und ihr unzähligen Tausende, die ihr Nein sagtet zu Adolf Hitlers Elendspolitik. Das grosse Unrecht hat aufgehört. Wir grüssen dich, Helmuth von Moltke! Wir grüssen euch, ihr Geschwister Scholl, dich, Ursula Reuber, dich, Heinrich Mühsam, dich, Peter Tarnowsky und Wolfgang Kühn! Wir fangen an. In eurem Namen fangen wir an!

Nachtrag

Berlin. Freitag, 24. August 1945

Gestern Abend um elf Uhr starb Andrik. Die verirrte Kugel einer amerikanischen Streife traf ihn tödlich. Kurz nachdem er vor alliierten Truppen sein letztes Konzert gegeben hatte. «Das nächste Mal werde ich Ihnen Bach vorspielen», sagte er zu seinem englischen Freund. Dann schoss es. Und dann sagte er nichts mehr. Andrik Krassnow ist tot. Er war sechsundvierzig Jahre alt, als er das Leben verlassen musste. Und er lebte gern.